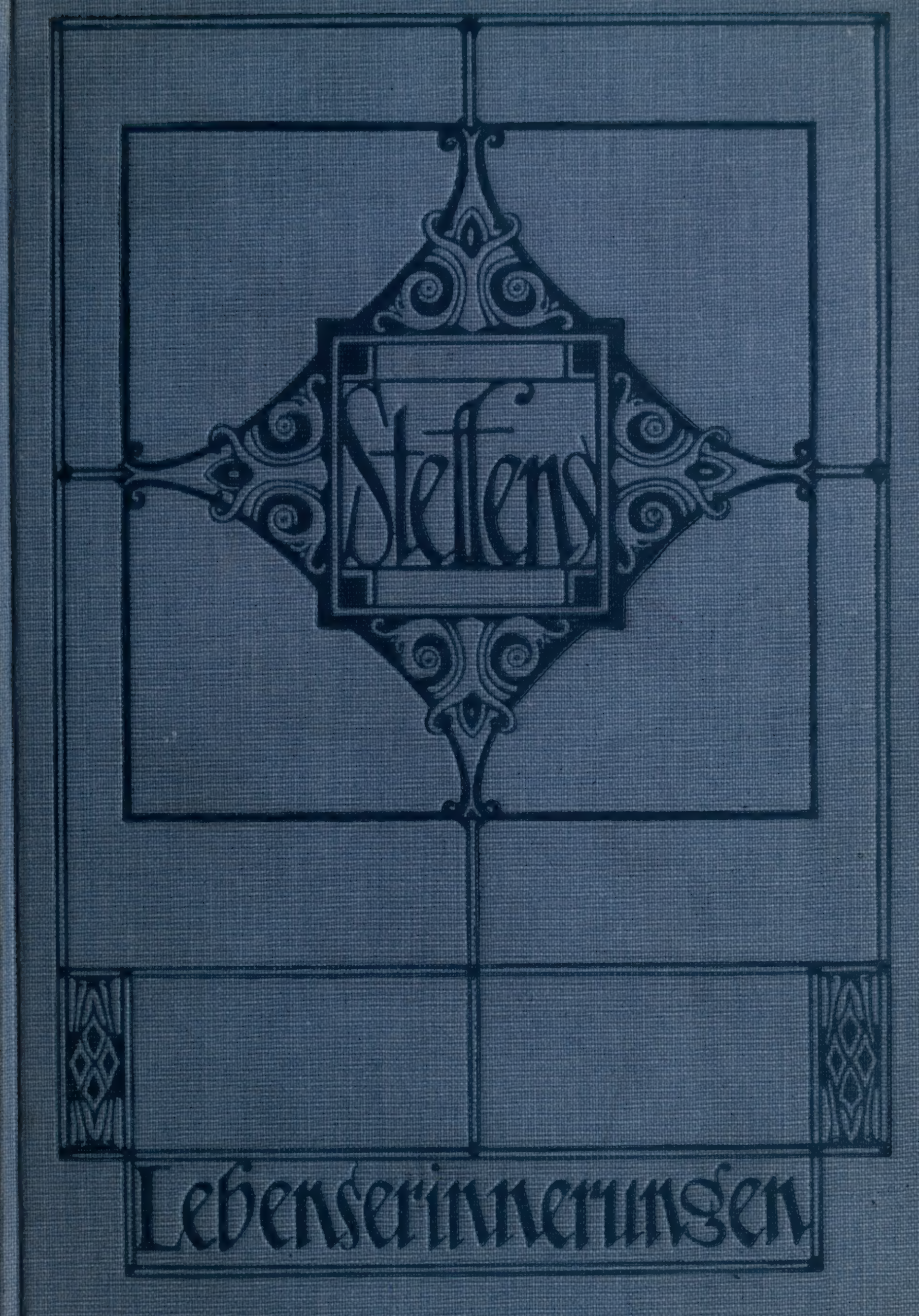
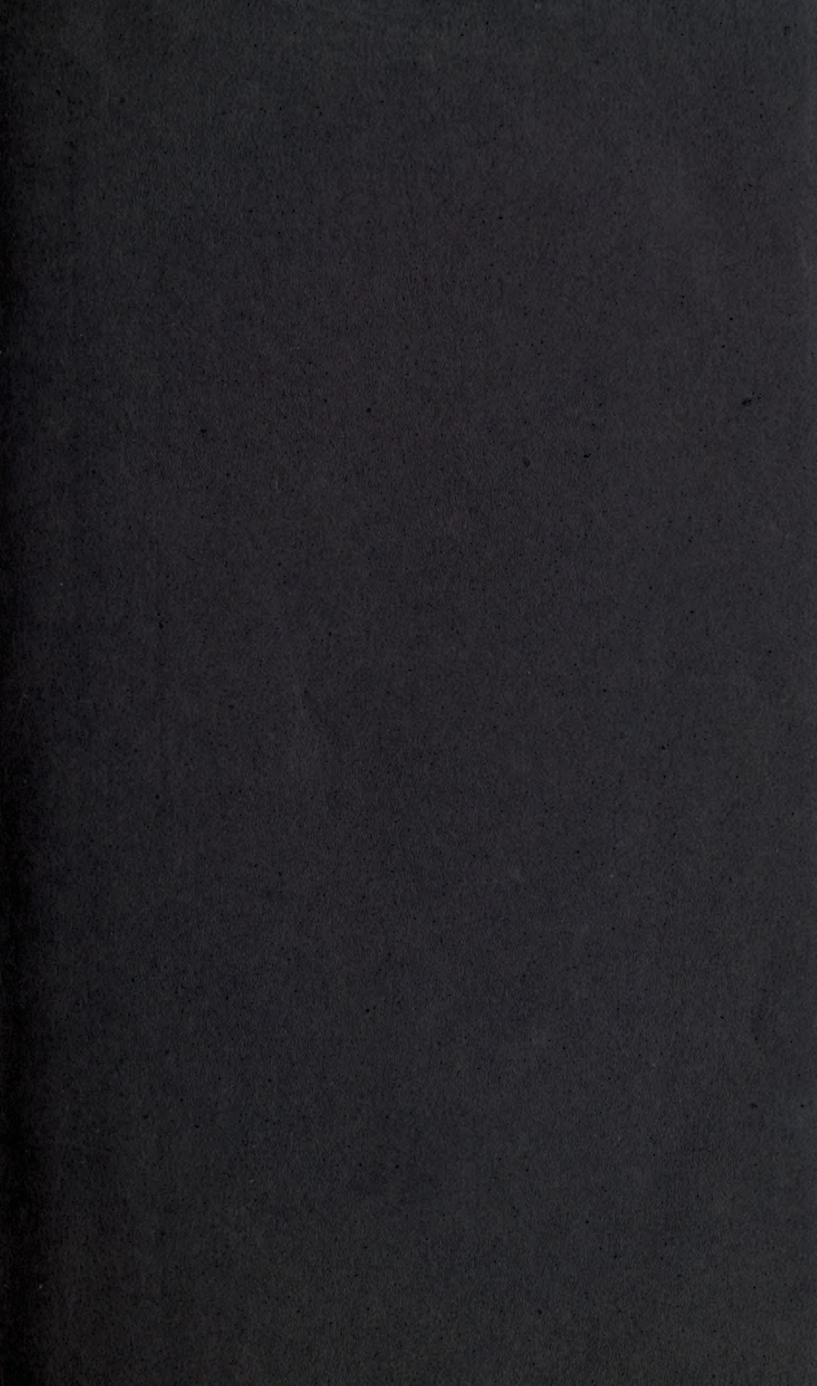

Steffens
Lebenserinnerungen



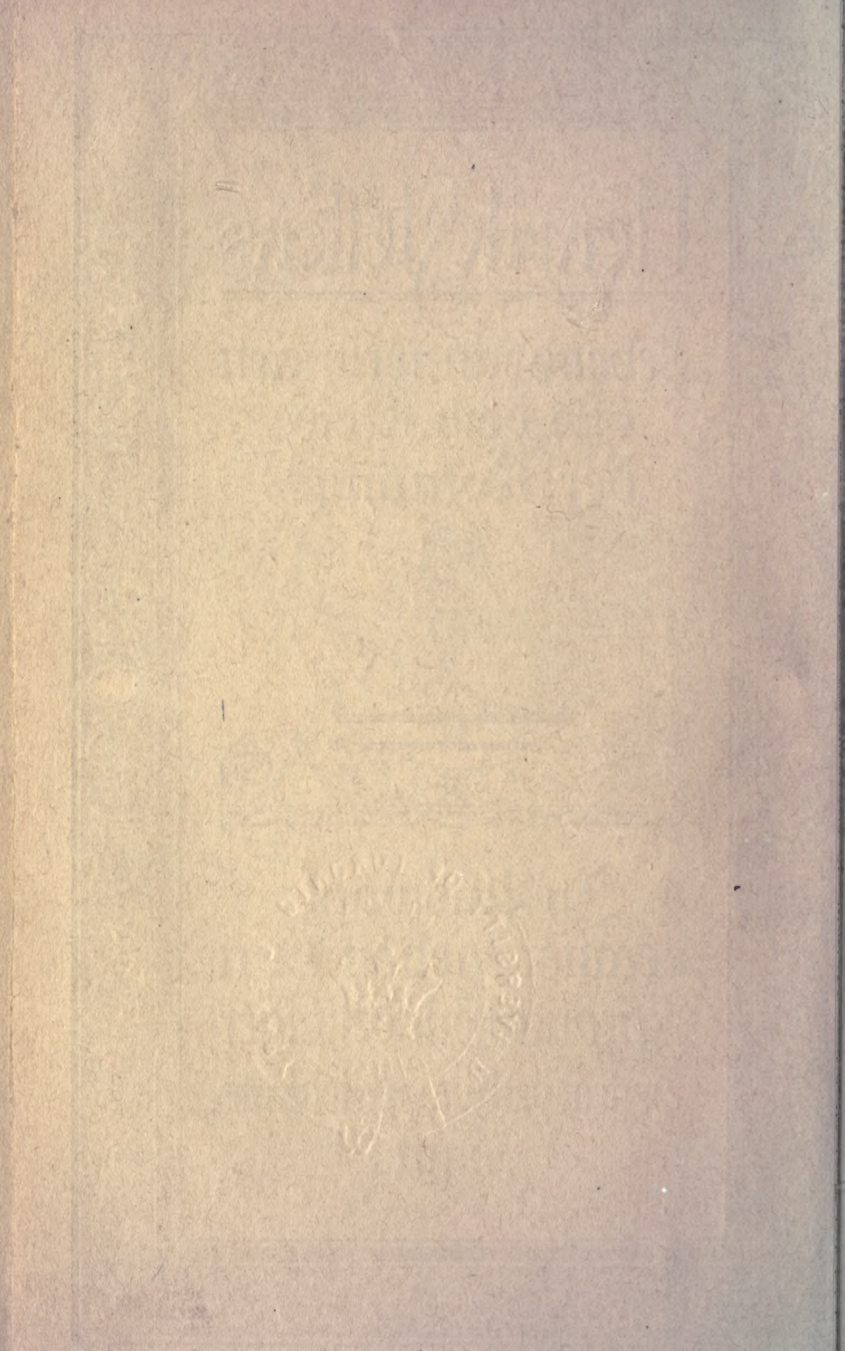









Henrik Steffens
Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik
In Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger
Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena
1 · 9 · 0 · 8



Inhaltsverzeichnis

Seite

Seite

Seite

Seite

Einleitung

Dies Buch ist ein Auszug aus den zehn Bänden, worin der nordisch-deutsche Denker seine Geschichte weitläufig erzählt unter dem Titel „Was ich erlebte". Er versucht darin von einem höheren Gesichtspunkt aus, nach dem Vorbild von „Dichtung und Wahrheit", die Wechselwirkung der Welt und eines Einzelnen darzustellen, das Typische und Symbolische seines Daseins fest zu halten. Doch während Goethe sein Leben mit der inneren Anschauung zur Kunstform zusammenfaßte, ordnete Steffens die biographischen Massen durch den Begriff zu einer Art Halbphilosophie, die notwendig trümmerhaft bleiben mußte, weil sie aus der Vergewaltigung des Stoffs durch ein falsches Formprinzip hervorging. Ein Leben wird nicht vom Begriff beherrscht; es umfaßt Bilder und Kräfte, die nur durch Goethes Verfahren zu einem organischen Ganzen werden können.

Steffens' Werk hat Wert durch viele Einzelheiten und durch seine unbedingte Hingabe an den Geist, der Welt und Gott bewältigen will und Eitelkeiten und Selbstsüchte in frommem Eifer auflöst. Freilich schaute er auch weg von allem was an die Erscheinung bindet, übersichtig bis zur Blindheit. Die Jagd nach dem Ding an sich war die Leidenschaft jener Tage, der nur Goethe sich entzog, obwohl sein tiefer Trick „im Besonderen das Allgemeine zu sehen" sein Anteil daran ist. Die großen Vertreter der damaligen deutschen Seele hatten ein anderes Wirklichkeitsgefühl als wir und lebten im Unbedingten, das jeder anders benannte und ordnete. Auch Steffens' Buch ist erfüllt von dem Trieb: alles Erlebte in ein Gedachtes hinaus zu projizieren, die Leidenschaften in Streben, die Zufälle in Notwendigkeiten, die Bedürfnisse in Ideale umzudeuten. In dieser historischen Luft atmet es und ist eines ihrer bezeichnendsten Zeugnisse.

Anziehender ist an der Biographie dem heutigen Geschlecht mit seinem regeren Farben- und Formensinn, seinem dichteren Tatsachengefühl gerade das Individuelle, Einmalige, was dem Ver-

fasser nur Unterlage für Spekulation oder Traum bot. Durch Steffens' Gedächtnis schreiten alle wichtigen Gestalten jener an Sinn für das Individuelle so armen, an großen Individualitäten so reichen Welt wie in einem silbrig-dünnen Äther, ein bleicher aber deutlicher Geisterzug. Sie sind in ihren augenblicklichen Gebärden festgehalten, in Anekdoten oder Gesamtbildern, und ihr Besonderes ist herausgebracht, mit oder gegen den Willen des Beschreibers. Steffens war in die allmächtigen Schicksale seiner Zeit verflochten; je reiner und geistiger er selbst sich zu den großen Ereignissen stellte, desto besser taugte er zum Medium. Ihm eigentümlich ist, daß außer den Seelenumwälzungen auch die harte politische Wirklichkeit in sein Dasein unmittelbar eingriff und daß er, als einer von Wenigen, das Gleichgewicht zu finden wußte zwischen dem philosophischen Pathos und dem politischen. Mit seinem Anteil an den Befreiungskriegen steht er neben Fichte in der vordersten Kämpferreihe derer, denen gerade der Geist selbst Waffe wurde im Kampf mit den weltlichen Mächten. Ein tiefgefaßtes Deutschtum, eine religiös und methaphysisch begründete Staatsgesinnung bewahrte seinen Patriotismus vor der Trockenheit und inneren Armut der durchschnittlichen Freiheitssängerei, die nur an dem Druck und der Erregung des Augenblicks stark ward und ihre Träger (wie die Arndt und Jahn) nachher zu so kümmerlichen oder barbarischen Gesellen einschrumpfen ließ.

Nach dem philosophischen und politischen Sturm ergab Steffens sich noch in späteren Jahren einem religiösen Treiben, in den zugleich fiebrigen und müden Übergangsjahren von dem klassisch-romantischen Zeitalter zum bismarckschen.

Die symbolischen Namen in seinem Leben sind Goethe, Schelling; Blücher, Gneisenau, York; Friedrich Wilhelm der Vierte: deutsche Literatur und Philosophie, Freiheitskriege, politisch-religiöse Mystik. Auf diesem breiten Grund spielt sich sein Leben ab, diese reiche Welt ist der Gegenstand seiner Biographie, die wir durch Zusammendrängen und Hervorheben der zugleich sinnbildlichen und

geschichtlich bezeichnenden Momente farbiger und dichter machen wollen. Er selbst ist dabei nur das Medium, in dem jene Fülle sich individuell bricht und formt; dadurch bekommt sie ein eigenes Gesicht und wird lebendiger als durch die beste Darstellung der Nachgeborenen.

Zwischen der Auswahl und dem Original ist der Hauptunterschied, daß für uns Steffens' Leben Wert hat als Spiegel seiner Zeit, während ihm die Zeit Spiegel seines eigenen Daseins ist. Seine Biographie bedeutet für uns nicht als Ganzes etwas, sondern nur insofern sie Träger großer Inhalte ist, und wenn er das Recht hatte, alles wichtig zu nehmen, was auf ihn wirkte, so haben wir die Pflicht auszuscheiden, was nicht auf uns wirkt. Sein Subjekt ist keines von denen, die um ihrer selbst willen sich ebenbürtig behaupten neben den beherrschenden Gestalten und Gewalten, oder deren sonnenhaftes Auge Dingen durch das bloße Sehen und Spiegeln Bedeutung gibt. Er war ein Mensch zweiten Ranges mit eigener Seele, mit eigenen Sinnen, mit ebenso großer Empfänglichkeit als Wiedergabekraft, von genügender Höhe um Zusammenhänge weit und gründlich zu überschauen und die Größen richtig abzuwägen, unbefangen gebildet genug um das ihm Fremde zu begreifen. Erregbar war er und doch auch eigenwillig wachsam auf Eindrücke aus — mit einer gewissen Heftigkeit des Aufnehmens, und eben darum zum Aufnehmen geeigneter als ganz glatte und substanzlose Seelen (wie etwa Varnhagen), in denen kein Eindruck leidenschaftlich haftet. Er war wie weicher Ton, aber doch nicht wie Molke und Gallert. Von seinen meisten Geistesverwandten unterscheidet ihn der treuherzige, ja täppische Drang nach Gerechtigkeit, der Mangel an eigentlicher Angriffslust und Medisance, welche die nötige Ergänzung der unbedingten Forderungen und hochgespannten Ansprüche in jener Zeit scheint. Ein nordisch-ungelenkes und etwas wolkiges Temperament hatte er mitgebracht, und er gelangte nicht bis zu derjenigen Verdichtung seines Kernes, durch die Schelling metallischer, kraftvoller, durchgearbeiteter, aber auch bösartiger wurde. Ferner fehlte ihm die

Beweglichkeit und Flugkraft der eigentlichen Romantiker, der Novalis und Schlegel, so daß er sein Lebtag etwas zwitterhaft zwischen romantischem Dichter und spekulativem Denker stand. Zum Dichter hatte er zuviel ungestalte Idealitäten und vage Begriffe, zum Philosophen zu wenig Helligkeit und Ordnung, zum Forscher zu wenig Stoff und Tatsachenkunde. Kurz, er hatte in jeder geistigen Provinz mehr Besitzungen als er bewirtschaften konnte; überall mehr Einfälle und Kombinationen als Material, mehr Ansprüche als Rechte, mehr Rechte als Macht. Zum Glück merkte er von dieser halb rührenden halb lächerlichen Stellung selbst nichts. Außer dem Gefühl seiner — wenn auch zu seinen Zwecken unzureichenden — so doch an sich großen Begabung des Zusammenraffens, worin er Schellings nicht unwürdiger Schüler ist, war ihm eine gewisse Selbstgefälligkeit gegeben, die es ihm in dem „Abgrund seines Subjekts" wohl sein ließ und dem Autobiographen wenigstens insofern zu gut kam, als er sich mit den Gängen und Gründen seines Inneren vertraut machte und Ordnung brachte in das Gewoge seiner Absichten, Meinungen und Begeisterungen. Und dann hatte gerade für solche problematischen Talente Schellings Naturphilosophie die Bahn aufgerissen, wo sie sich angeregt betätigen konnten, ohne gleich ihre Unzulänglichkeit zu merken. Auf diesem frischen Boden ließen sich mit vielverknüpfender Phantasie — Steffens' Stärke — aus wenig Stoff Systeme bauen; da konnte er sein ungestaltes Dichtertum im weiten Spielraum regen, an unverbrauchtem Material sich üben und an philosophischen Formen sich zum Systematiker spielen. Noch war Selbstkontrolle nicht möglich und nötig, und die Entdeckerfreude tat das ihre. Das Entzücken, womit Steffens die Leistung Schellings begrüßte, galt nicht nur der Eröffnung eines neuen geistigen Spielraums überhaupt, sondern war noch der besondere Jubel des Jünglings, der seinen Beruf gefunden hat.

Im Grund war Steffens trotz aller Notlagen ein glücklicher Mensch, nicht nur weil er so ganz im Geist lebte (dies hielt damals meist seine Schicksals- und Seelengenossen unter dem

tragikomischen Druck von außen aufrecht und heiter, während die wenigen erlagen, denen eine geschärfte Sinnlichkeit und Leidenschaft verliehen war, wie Kleist und Hölderlin, wenn sie nicht gewissenlos und bös wurden wie Friedrich Schlegel) — er hatte auch dem Schicksal gegenüber, als Temperament, eine anständige Sicherheit, so daß ihm in den entscheidenden Augenblicken nie Mut und Haltung fehlte. Diese gläubige Sicherheit ist auch der Boden der eigentümlichen Mystik, zu der sich in späteren Jahren die Schwärmerei seiner Jugend beruhigt hat. Wie fast alle nur halb produktiv aber vielfältig Begabten war er ein Schwärmer; denn das verzückte Hingabebedürfnis ist bei mehr intellektuellen als passionellen Menschen meist die Unruhe der unbeschäftigten oder nicht recht beschäftigten Kräfte; nicht Drang und Not des Fanatikers, Erotikers oder Täters, sondern Gewölk des Träumers. Davon blieb später eine friedevolle Gedankenhelle in Steffens' Seele zurück, durch die am lichten Nachmittag noch all die nordischen und jugendlichen Gespenster zogen. Er schloß Frieden mit den Machtfaktoren seiner Umwelt und brachte es fertig in einer kühlen Luft von Unwirklichkeit zu leben, worin alle Tatbestände eintauchten. Sein begrifflich geruhesamer Mystizismus ist nur ein auf die Spitze getriebener, umgeschlagener Rationalismus (ähnlich wie bei Schleiermacher und der Staatsphilosophie Hegels). Gleichgewicht bedurfte er immer; mit dem labilen begann er bis er einen Schwerpunkt in der Naturphilosophie und in einer festen Stellung gefunden hatte, dann blieb er im indifferenten und ordnete alle Wirklichkeiten um sich her nach seinem frommen inneren Fug. So gestimmt und beschwichtigt schreibt der Greis seine Erinnerungen, von einer silbernen Ferne aus mit der sanften Würde des Gerechten, der für sich nichts mehr erwartet, sich mit Gott und mit der Welt im Reinen fühlt und der Zukunft keine bessere Gabe anzubieten weiß als das stille Bild eines im Geiste bewegten und im Geiste ausgeglichenen Lebens.


Steffens

Was ich erlebte

Chronologische Übersicht von Steffens' Leben

(Anhang des X. Bandes von Steffens' „Was ich erlebte“)

1773 2. Mai geboren in Stavanger in Norwegen.

1776—1779. Aufenthalt in Trondhiem; nur einzelne Erinnerungen.

1779 Dez. gefahrvolle Reise durch Norwegen nach Helsingör.

1779—1785 in Helsingör, Beginn der zusammenhängenden Lebensgeschichte.

Erziehung und Schulbesuch, heftige Schulszene. — Zusammentreffen mit der Königin, — lebendiges Natur- und Seeleben. Landleben.

1785—1787 in Roeskilde.

Die reichste und friedlichste Zeit mit allen Keimen der Zukunft. Schulbesuch. Selbstbeschäftigung. Vogelschießen. Verschwörung der Schüler. Wochenschrift, religiöser Umgang mit der Mutter.

1787 in Kopenhagen, das erste Vierteljahr zerstreut, — erster Theaterbesuch, — wird zugleich mit dem zweiten Bruder durch einen Privatlehrer drei Jahr lang zur Universität vorbereitet, einsames Familienleben, — selbständige Studien besonders in Naturwissenschaften.

1788. Phantasieliebe. — Tod der Mutter. — Zerstreuung der Familienglieder.

1789 Ostern: Konfirmation. — Goethes Faust, — tritt seinem Oheim Bang etwas näher, — erhält Bücher aus der Suhmschen Bibliothek, — hört naturwissenschaftliche Vorlesungen, besonders bei Vahl, — lebhafte Teilnahme an der französischen Revolution.

1790 Juni: Merkwürdiger Sonnenaufgang (entgegengesetzt dem Schwindel auf dem Turm des Tycho Brahe, vgl. Traumwelt), beschließt die mythische Zeit seines Lebens, — glänzende Prüfung.

1790 Herbst bis Herbst 1791. Universität; im Winterhalbjahr Vorbereitnng zur sogenannten philosophischen Prüfung mit großem Fleiße, manudoziert daneben, — im zweiten Halbjahr überließ er sich seiner Neigung, — der Vater nach Rendsburg versetzt.

1791 Herbst bis Herbst 1792. Hauslehrer in Odsherred, Krankheit, — eröffnet seinem Oheim Bang seine Abneigung gegen Theologie und seine Liebe für Naturwissenschaft.

1792 Herbst bis Frühling 1794, sehr reiche Zeit.

Literarisches Treiben, lebhafte Teilnahme am Schauspiel unter Rahbeks Leitung, Lust des Lebens. — Erste Liebe.

Wissenschaftlicher Kreis bei den Brüdern Mynster. Durch den ältern M. in allen wissenschaftlichen Beschäftigungen gefördert, durch den jüngern M. in religiöser Hinsicht. Mineralogische Beschäftigung. Mynsters naturwissenschaftliche Gesellschaft, jugendlicher Übermut. Philosophische Verhältnisse.

Politisches Treiben. In einen Volksauflauf verwickelt.

Letzte Tage in Kopenhagen: Einsames Leben. Trübe Stimmung.

1794 Frühjahr. Reise nach Norwegen im Auftrage der Gesellschaft für Naturgeschichte. Hauptbestimmung, Mollusken zu sammeln und die Struktur der Gebirge zu erforschen. Seereise. Reisegefährten. Heftige Krankheit am ersten Tage. Kurzer Aufenthalt in Helsingör. Längerer Aufenthalt im norwegischen Sirivaag. Fahrt durch den Felsen-Archipel.

Aufenthalt in Bergen. — Durch das rohe Leben der Einwohner zurückgestoßen. Außerdem durch den geringen Erfolg der geognostischen Untersuchung gedrückt. Gerät ohne seine Absicht in Opposition gegen den allgemein verehrten Bischof Bruun. — Zubereitung zum Molluskenfang.

Aufenthalt an der Nordwestküste Norwegens im Juli und August. — Molluskenfang. — Einsame glückliche Familie.

— Kirche aus Steinpappe. — Abenteuer mit dem Kraken. — Nacht auf einem Boot im freien Meer. — Bauernhochzeit. — Gastfreiheit der Bauern.

Zweiter Aufenthalt in Bergen bis 15. Okt. — Trostlos über den ungenügenden Erfolg der Reise. Entschluß nach Deutschland zu reisen. Geduldsprobe.

Mitte Okt. bis Mitte Nov. Reise von Bergen nach Hamburg. — St. übernimmt Matrosenarbeit. Bestimmt durch Seekarten die Gegend, in welcher das durch Sturm verschlagene Schiff sich befand. — Schiffbruch in der Elbmündung, stumpfe Todeserwartung, verliert alles.

1794 Mitte Nov. bis 1795 Ende Febr. in Hamburg ohne Geld und Beschäftigung.

Umgang auf zwei Kaufmannsfamilien beschränkt, auf den gebildeten Madsen und auf den Kaufmann L. — Neigung zu dessen Schwester. — Streit mit dessen Bruder. — Meldung nach Kopenhagen. — Versuche zum Unterhalt scheitern. Eine Hauslehrerstelle ausgeschlagen. — Fußreise im Schnee mit dem Neufundländer, gemütliche Tage in Glücksburg. Kehrt nach dem Tode desselben, verlassen, nach Hamburg zurück und lebt in phantastischen Träumen. — Schlägt ein Heiratsanerbieten mit L.s Schwester aus. — Drückende Not und Krankheit. Schreibt an den Vater.

Gefahr für seine Ehre auf der Reise nach Rendsburg.

1795 Ende Febr. bis Febr. 1796 in Rendsburg bei seinem verschuldeten Vater, unter bösen Gerüchten. Sehr eifriges Studium mit seinem jüngsten Bruder. Schließt sich eng an den Vater an, ihn erheiternd. — Seine Sammlungen und Bibliothek in Kopenhagen verbrennen. — Wird für einen Deserteur gehalten.

1796 Febr. bis Frühjahr 1798 Privatdozent in Kiel.

Kommt nach Kiel zu Fuß mit 5 Rtlr., durch Vahl an Fabricius empfohlen. — „Hier ist kein Fuchsenlager." — Erteilt Unterricht in der Naturgeschichte. — Darf infolge günstiger Verhältnisse und einer glänzenden Prüfung vor der Promotion lesen. — Einfluß von Hensler. — Seltsame Bekanntschaft mit Cramer. — Angenehmes Verhältnis zu den Studierenden. — Vorstand des Ehrengerichts. — Größerer sittlicher Ernst durch ein Tagebuch. — Vertrauter Umgang mit Mackensen und Köster. — Erste deutsche Schrift.

1797. 8. Apr. Promotion. — Besuch bei den Freunden in Kopenhagen. — Umschwung in seiner ganzen Denkweise durch Jacobi und Spinoza. — Geselliger Umgang, Vorlesung vor Frauen. — Einsame Wanderung. — Bekanntschaft mit Rist und mehreren jungen Anhängern von Fichte. — Tod des Vaters. — Reisestipendium, vertrauter Umgang mit Graf Schimmelmann in Kopenhagen.

1798 Frühjahr. Reise nach Deutschland mit dem Botaniker Hornemann, von Kopenhagen über die dänischen Inseln (gefährliche Überfahrt) bis Hamburg, von Hamburg bis Blankenburg. — Harzreise. — Steffens allein zu Fuß über Stolberg und Erfurt (schöne Mädchen) nach Jena. — Wird durch die Roheit der Jenaer Studenten abgestoßen.

Geognostische Reise durch den Thüringerwald und die umliegende Gegend. — Reich an Erfahrungen im Leben und in der Wissenschaft. — Seltsame Bekanntschaft mit dem Herzog von Meiningen, wird durch ihn Heim vorgestellt. — Aufenthalt in Ilmenau bei Voigt und in Rudolstadt. — Abenteuer mit dem Pferde. — Literarische und philosophische Studien im Schwarzatale.

1798 Herbst bis Frühjahr 1799 in Jena.

Jena, St.s deutsche Geburtsstadt. — Diese reiche glückliche

Zeit verglichen mit dem Leben in Roeskilde. — Bekanntschaft mit den Naturforschern Batsch, Lenz und Büttner. — Freundschaft mit Frommann, mit A. W Schlegel, Justizrat Hufeland und Gries. — Erste Vorlesung Schellings. — Fichtes Vorlesung. — Ungünstiges Zusammentreffen mit Goethe, ausgesöhnt, wohnt mehrere Tage bei Goethe in Weimar. — Erste Aufführung der Piccolomini von Schiller. — Erlebt in Jena den neuen Aufschwung der deutschen Literatur. — Lernt Tiecks Dichtungen kennen. — Entwirft eine Bittschrift für Fichtes Erhaltung bei der Universität, wird durch dessen Absetzung zu ernsten Betrachtungen veranlaßt. — Abschied von Goethe in Weimar.

1799 Frühjahr. Reise nach Berlin. — Unangenehmer Auftritt in Halle. — Lernt dort Reichardt und Reil kennen.

Einsamer Aufenthalt in Berlin im Mai. — Reichardts Gastmahl, Bekanntschaft mit Tieck. — Uhrverkauf.

Reise mit Möller nach Freiberg.

1799 Frühjahr bis Frühjahr 1801 in Freiberg.

Studiert die Mineralogie unter Werner. — Umgang mit Charpentier. — Besuch der Bergwerke und Beschäftigung mit dem Bergwesen. — Innige Freundschaft mit Möller. — Umgang mit den andern Fremden. — Bleibt in Verbindung mit Jena und mit den Fortschritten der Literatur. — Arbeitet die „Beiträge usw."

Reitet mit Möller im August nach Dresden, erregt Aufsehen in der Gemälde-Galerie. — Öfterer Aufenthalt daselbst. — Weite Ausflüge von Freiberg in den Sommermonaten.

1800 Dez. Fußreise mit Möller nach Jena. — Lernt Fr. Schlegel kennen und Novalis. — Neujahrsnacht auf dem Maskenball in Weimar im engen Kreise mit Goethe, Schiller und Schelling.

1801 Frühjahr. Begleitet Möller auf der Reise nach Paris zu

Fuß bis Mainz. — Läßt auf der Rückfahrt nach Frankfurt aus Geldmangel den Postillon für sich zahlen. — Wird in Bamberg glänzend empfangen. — Hält zweien Ärzten auf der Fußreise von Bamberg über Banz nach Dresden naturphilosophische Vorlesungen.

Sommer: Wohnt in Tharandt, ist fast täglich in Dresden bei Tieck. — Lernt dort Reichardts Tochter, seine spätere Gattin, kennen. — Viel Umgang mit jungen Künstlern und Dichtern. — Sehr reiche Zeit. — Schlägt einen Ruf nach England aus.

1801/2 Winter in Tharandt in stiller Einsamkeit mit Vorbereitung auf seine Vorlesung in Kopenhagen.

1802 Frühjahr, schmerzlicher Abschied von Dresden und Jena. — Verlobung in Giebichenstein. — Aufenthalt in Hamburg.

1802—1804 in Kopenhagen.

Erste Zeit. — Phantastische Wohnung. — Erlangt durch Graf Schimmelmann eine Pension. — Sein Ruf wird durch einen Brief Goethes vergrößert. — Beleidigt den Herzog von Augustenburg. — Umgang mit Rahbek und seiner Familie. — Innige Freundschaft mit Adam Oehlenschläger und durch ihn mit A. S. Oersted. Freundliches Verhältnis zu seinem Oheim Bang und inniger Umgang mit seinem ältesten und seinem jüngsten Bruder. — Fühlt sich doch fremd. — Opposition der Ultradänen, durch seinen Übermut vermehrt. — Verspottet die Opposition bei einem Schauspiel.

Okt. Beginn der Vorlesung über Philosophie unter großem Aufsehn, vgl. unten Vorlesung.

1803 Sommer, im Auftrage Schimmelmanns geognostische Reise durch Schonen, Seeland, Holstein und Mecklenburg. — Besuch in Hamburg. — Reise nach Giebichenstein.

4. Sept. Hochzeit in Giebichenstein. — Reise mit der jungen

Frau über Berlin (lernt Schleiermacher kennen) und Hamburg und die dänischen Inseln nach Kopenhagen. Angenehmer Familienumgang, aber durch Schulden gedrückt und durch die Ungunst des Grafen Reventlow und durch die Besorgnis der Behörde vor seinem (St.s) Einfluß an jeder Tätigkeit verhindert. — Dazu allerhand Geklatsch. Daher

1804 März, Ruf nach Halle (ohne Einwirkung des Schwiegervaters) angenommen. — Schuldforderung der dänischen Regierung niedergeschlagen. — Reise über Berlin, Gespräch mit den Ministern v. Beyme und v. Massow. — Ankunft in Halle im Sept.

1804—1806 Professor an der Universität in Halle. Unangenehme Stellung zum Ministerium. — Feindliches Verhältnis zu Gilbert und Polemik dagegen, zur philosophischen Fakultät. — Aber zwei Dozenten sind für Naturphilosophie — Freundschaft mit Wolf, Reil, Schleiermacher (schöne Nacht am Petersberge). Zusammenkunft der gemeinsamen Zuhörer am Teetisch, schöne glückliche Zeit. — Goethe, St.s unsichtbarer Zuhörer. — Oehlenschlägers Besuch. — Umgang mit Achim v. Arnim.

1806 Jan. Geburt der Tochter. — Frühjahr: Reise mit Schleiermacher nach Berlin, politische Bewegung. — Ankunft preußischer Truppen, Kriegsgerüchte.

16. Okt. Gefahren beim Einrücken der Franzosen, in Gesellschaft von Schleiermacher und Gaß. — Wohnt mit Schleiermacher zusammen, nach der Aufhebung der Universität in großer Dürftigkeit. Dennoch unvergeßliche Abende im Umgange mit wenigen. — St. widersetzt sich vergeblich unwürdigen Beschlüssen der Professoren. Hebt den Mut der Bürgerwache.

Wird durch Vermittlung des jüngsten Bruders aufgefordert, nach Dänemark zurückzukehren, erhält von der preußischen

Regierung Urlaub. — Verläßt mit seiner Familie Halle zwischen Weihnachten und Neujahr.

1807 Neujahr gefährliche Überfahrt über die Elbe nach Hamburg. — Lernt den Hessen Martin kennen. — Reiset im März allein nach Kiel. — Heftige Audienz beim Prinz-Regent. — Höchst bedenkliche Umstände und Glück in Kopenhagen.

Sommer: Lebt mit seiner Familie in Holstein auf den Gütern Bergers, Hülsens, am längsten bei Thaden. — Bemühungen um eine Anstellung mißglücken, gänzliche Trostlosigkeit. — Noch finsterer gestimmt durch den Raub der dänischen Flotte. — Ende Sommer: Aufenthalt mit der Familie in Hamburg, ausgebreiteter Umgang im Sievekingschen Hause. — Anderer Umgang, mit Runge.

1808 Winter bei Lübeck im Schloß des v. Rumohr unter Studien und politischen Entschlüssen.

1808 Frühjahr bis 1811 Herbst, zweiter Aufenthalt in Halle.

Findet von seinen Freunden nur Reil und Blanc in Halle, hat wenig Zuhörer, betrachtet seine Tätigkeit als überflüssig. — Vorstellung beim König Jerome. — Gespräch mit Joh. v. Müller. — Sucht ein wissenschaftliches Bergwerks-Institut einzurichten. — Wissenschaftliches Eremitenleben nur in Verbindung mit Reil. — Teilnahme an der Literatur. — Familienleben. — Umgang mit Brentano, mit Wilh. Grimm, mit reformierten Predigern, besonders Blanc, mit Harthausen.

Politische Unternehmungen. — St. zeigt offen seine feindliche Stimmung und nährt sie bei andern.

Herbst: Zusammenkunft in Dessau mit Blanc, Schleiermacher. Reimer, weiht ihn in die politischen Unternehmungen ein. — Bleibt mit Schleiermacher und Martin in beständiger Korrespondenz. — Gefährliche Korrespondenz mit Graf Chasot. — Verhindert einen tollkühnen Streich.

1809. Hält sich von der Teilnahme am Schillschen Zug fern. — Befördert die Flucht des Hessen Martin. Besuch des jüngsten Bruders. — Gefährlicher Besuch des v. Hirschfeld. — Bekanntschaft mit Schele und Krosigk.

Winter: Besuch mit seiner Familie in Jena bei Frommann und bei Goethe in Weimar.

1810 bei der Stiftung der Universität zu Berlin ausgeschlossen ungeachtet Schleiermachers und Reils großmütigen Anerbietens. — Im Frühjahr Tod der beiden jüngsten Kinder. — Reil verläßt Halle.

1811 Ruf nach Breslau. — Im Sommer Abschiedsbesuch bei Frommann und Goethe. — Reise nach Berlin, wird durch Fr. v. Raumer dem Staatskanzler v. Hardenberg vorgestellt.

Juli: Rückkehr nach Halle. — Nimmt, von Gneisenau aufgefordert, die geheimen Verbindungen wieder auf, besonders mit Blanc, Haxthausen und Krosigk. — Verrat.

Sept.: Gefahrvolle Abreise mit seiner Familie aus Halle. — Warnungsschreiben in Breslau.

1811—1813. Ankunft in Breslau unter Vorurteil gegen Schlesien. Wohnung. — Tadelt in einer Vorlesung das Rohe des bisherigen Studentenlebens, daher stürmischer Auftritt mit den Studenten. — Mitglied des Professoren-Klub, der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur. Unangenehmer Vorfall in dem Klub. — Bekümmert um Preußens Lage.

1812 Apr. Geheime Zusammenkünfte mit Gneisenau, Chasot, Justus Gruner, Moritz Arndt und Blücher. — Entgeht der österreichischen Gefangenschaft.

1813 mit dem Aufenthalt in Breslau ausgesöhnt durch die bedeutungsvolle Ankunft des Königs. — Weil im königlichen Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt, so erklärt St. in einem vorher angesagten Vortrage vor einer

großen Menge den Krieg gegen Frankreich und sich als Freiwilligen, von Scharnhorst deshalb gepriesen. — Der König lobt ihn und gibt ihm Urlaub. — Lernt exerzieren. — Weshalb er das Garde-Jäger-Bataillon wählt. — Hat ein Bureau zur Meldung von Freiwilligen. — Stellt dem König zu dessen großer Zufriedenheit die fünfzig ersten equipierten Freiwilligen vor (hat aber selbst im ganzen Kriege keine vollständige Offizier-Uniform), empfängt deshalb von den höchsten Beamten und Generälen Glückwünsche, aber im Kriege selbst bald vergessen.

Feldzug. Dienst als Seconde-Leutnant, salutiert vor dem Könige. — Zusammenkunft mit Baron Stein in Dresden. — Tritt, von seinem Bataillonschef beleidigt, aus seiner bisherigen Stellung und wird im Blücherschen Hauptquartier zu freier Disposition gestellt, erscheint sich selbst wie ein Zuschauer und Reisender.

2. Mai. Schlacht bei Groß-Görschen, den Abend vorher drückendes Gefühl seiner unbestimmten Lage. — Abenteuer mit dem Bauernpferde. — Auftrag von Gneisenau an Wittgenstein. — Reitet ohne Bestimmung im Kugelregen, Gneisenaus Aufmerksamkeit. — Rückzug zur Elbe. — Sucht die Salzniederlagen in Meißen zu retten, gerät beinahe in Gefangenschaft. — Fester Schlaf.

20. Mai. Schlacht bei Bautzen. Auf der Rückkehr von der Herrnhuter-Kolonie Kleinwelke von feindlichen Reitern verfolgt. — Reitet über eine stark beschossene Anhöhe. — Übersieht die ganze Schlacht vom Hauptquartier aus. — Fällt auf dem Rückzug beinahe den Feinden in die Hände.

Bringt seine Familie in Sicherheit. — Gespräch an der Blücherschen Tafel in Reichenbach. — Organisiert drei Tage lang den Landsturm im schlesischen Gebirge, 3.—5. Juni. —

Sammelt während des Waffenstillstandes Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeekorps mit großem Eifer, selbst mit persönlicher Gefahr, zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten — Muß sich nach dem Waffenstillstand an die russische Avantgarde anschließen. — Erhält zweihundert Kosaken zum Rekognoszieren. — Unangenehme Huldigung im Fräuleinkloster zu Radmeritz in Blüchers Gegenwart. — Aufenthalt in Herrnhut. — Persönlicher Kampf mit einem polnischen Offizier. — Wieder im Blücherschen Hauptquartier, erhält drei schlesische Landwehrmänner zur Disposition (bis Paris). — Elbübergang und Schlacht bei Wartenburg. — Zieht in Gneisenaus Auftrag Nachrichten ein in Dessau und Halle.

16. Okt. Während der Schlacht bei Möckern von Gneisenau an den Kronprinz von Schweden gesandt, zugleich um die schwedischen Truppen zu begeistern.

18. Okt. Abenteuer auf der Rückkehr in der Nacht zum 18. Okt. — In der Schlacht bei Leipzig anfangs in der Nähe von Blücher. — Nimmt Teil am Sturm auf Dorf Schönfeld. — Muß sich am Abend den Russen anschließen. — Verteidigt bei Freiburg eine Gräfin gegen Blüchers Verdacht. — Beute an Briefen und Orden. — In Gießen.

Auftrag, die Westfalen gegen französische Truppenreste zu waffnen und überall den preußischen Adler in den Städten anzuschlagen. — Glänzender Empfang und Reden in Marburg. — Feierlicher Empfang in Arnsberg. — Hat seit Borstels Ankunft bloß die Bewaffnung der Landwehr zu beschleunigen. — Umarmung in Dortmund. — Zwei Monate in Düsseldorf bei Justus Gruner in heiterm Umgange. Befördert die Gründung des Gymnasiums.

1814 Jan. Reise zur Armee, Aufenthalt in Köln und Trier. — Gefährlicher Marsch nach Frankreich im Zuge des Grafen

von Haacke. — Findet im Blücherschen Hauptquartier seine Freunde K. v. Raumer und Blanc. — Gefährlicher Rückzug von Champeaubert. — Seitdem meist im Kreise der Freunde. — Mangel an Nahrungsmitteln und sonstige Leiden. — Zum Teil erhaltene Villa. — Streit mit den Freunden wegen seiner Nachsicht mit den Franzosen. — Schlacht von Laon. — Krankheit, Gneisenaus Teilnahme. Reitet bei La Fere Champenoise an Gneisenaus Seite ins feindliche Karree. — Aufgeheitert durch wissenschaftliche Gespräche mit Blanc. — Schläft während der Schlacht am Montmartre. — An Gneisenaus Seite tiefer Eindruck beim Anblick von Paris. — Kann wegen Mangel einer Parade-Uniform nicht teilnehmen am feierlichen Einzug in Paris. — Reitet mit einem Freunde voraus. — Besucht Cuvier.

Aufenthalt in Paris, drei Monate. — Lustiger Verweis von Blücher. — Besucht die verschiedenen Sammlungen. — Hazardspiel. — Theater. — Ausgebreiteter Umgang, mit Graf Schlaberndorf, mit York, mit den Abgesandten von Hamburg und Bremen. — Sieht hier seinen jüngsten Bruder zum letztenmal. — Geognostische Exkursion mit Raumer und Greenough. — Erhält vom Könige die Dienstentlassung. — Kurierpaß.

Rückkehr; französische Reisegesellschaft. — Aufenthalt in Heidelberg. — Bei Jean Paul. — Ankunft in Breslau. — Fenster eingeworfen.

Herbst beginnt wieder die Tätigkeit bei der Universität. — Anerbieten beim Wiederausbruch des Krieges vom König abgelehnt. — Tätigkeit bei einem Konzert zum Besten der Freiwilligen. — Drückende Schuldenlast.

1815—1823. Wirksamkeit als Schriftsteller und in politischer Hinsicht. — Steht allein in seinem Bestreben als Naturphilosoph, sowie in der politischen Tätigkeit.

1817 Reise nach Berlin, lernt Jahn kennen, wird entschieden gegen die Turnanstalten (vgl. unten Turnstreit). — Badereise nach Karlsbad, Kur, angenehmer Aufenthalt. Gespräche mit Neander.

Reise mit Schütz nach Süddeutschland. — In Franzensbrunn. — In Eger numismatische Vorlesung eines Scharfrichters. — In Landshut Bekanntschaft mit Sailer. — In München acht Tage bei Schelling. Bekanntschaft mit Jacobi, mit einigen bedeutenden Ärzten, mit Franz Baader. — In Nürnberg und Augsburg. — Rückreise beschleunigt wegen beunruhigender Gerüchte über Breslau.

1817—1819 bloß für Wissenschaft lebend, in innigem Familienleben, besonders mit Graf v. d. Gröben. Freundschaft mit Scheibel, mit seinen Kollegen, mit dem Schauspieldichter Schall, mit Offizieren. — Große wöchentliche Abendgesellschaften. — Lernt Fürst Biron kennen. — Besuch von Graf Reuß.

1818 Herbst. Reise mit dem Kronprinzen ins Riesengebirge. — Gewinnt die Gunst desselben durch die Darstellung der norwegischen Bauern.

1818/19 Weihnachtsferien, vom Staatskanzler wegen seiner Schrift „Turnziel" nach Berlin beschieden. — Stürmischer Abend bei Reimer. — Besuch beim Staatskanzler in Glienicke. — Findet bei der Rückkehr in Breslau seine Gattin gefährlich krank.

Durch die innere Trennung von seinen besten Freunden, besonders von K. v. Raumer, gequält. — Erhält nach Raumers Versetzung nach Halle die Aufsicht über die Mineraliensammlung.

1821. Tod seines letzten, jüngsten Bruders.

Nach langen Parteikämpfen zum Rektor gewählt. — Leitet die Untersuchung gegen die Arminia mit inniger Teilnahme,

bewirkt ihre Gleichstellung mit den andern Verbindungen und eine Milderung der Strafe. — Erklärt sich gegen die Auslieferung eines polnischen Studenten.

1824 Skandinavische Reise mit seinem Neffen.

Von Breslau bis zur Landung in Schweden. — Durch Schweden nach Stockholm. Aufenthalt daselbst. Lustfahrt nach Drotningholm, nach Gripsholm. — In Upsala bei der Promotion. Bekanntschaften. — Von Upsala nach Christiania. Ankunft daselbst. — Wird durch seinen Neffen Holst auf den Zustand der Gefängnisse aufmerksam. — Aufenthalt bei der Schwester in Hedemarken, lernt das Leben der norwegischen Bauern genauer kennen. — Geognostische Exkursion mit Keilhau. — Lernt den Kronprinz Oskar kennen. — Aufenthalt in Dänemark.

1824/25 Winter in Berlin.

1825—1832 in Breslau, der Wissenschaft und der religiösen Tätigkeit lebend. — Seitdem größerer Einfluß auch auf junge Männer, die nicht die Naturwissenschaft studierten, so auf die Brüder Müller und auf die Brüder Suckow.

Graf York überträgt ihm die Aufsicht über die Erziehung seines einzigen Sohnes. — Musikalischer Kreis mit v. Winterfeld und Mosevius. — Teilnahme am Theater. — Wird Vormund einer jungen Schauspielerin.

Verteidigt Scheibel, beginnender Kampf mit dem Ministerium.

1830 Juni. Einführung der Union in Breslau.

Ende Juni bis 1. Nov. St. erklärt sich für die lutherische Gemeinde und verteidigt sie, obgleich nicht ganz einverstanden mit ihr.

Ende Dez. bis Jan. 1831 verteidigt er sich gegen den Vorwurf des Ministeriums in betreff aufrührischer Gesinnung und bittet um Abschied.

Die meisten ziehen sich von ihm zurück. — Mißverständnisse. — Wünscht sich aus den Verhältnissen in Breslau heraus, die übrigens durch die bewiesene Gunst des Kronprinzen sich etwas günstiger gestalten.

1832 Apr. Durch Verwendung des Kronprinzen nach Berlin berufen. — Stellung zu den Professoren, zu den Studierenden, besonders zu den Theologen.

1835 Rektor. — Mundts Promotion.

1837 Reise mit seiner Familie nach Tyrol und Wien.

1838 Anwesenheit des Kronprinz Christian von Dänemark und der Kronprinzeß in Berlin.

1840 mit seiner Familie von dem neuen Könige Christian VIII. von Dänemark zur Krönungsfeierlichkeit eingeladen.

Juni: Tod des Königs Friedrich Wilhelm III.

Reise mit der Familie nach Dänemark und Norwegen. — Reise und Aufenthalt in Kopenhagen. Krönung. — Versammlung der nordischen Naturforscher. — Reise nach Christiania und Aufenthalt daselbst. — Gebirgspartie. — Rückkehr nach Dänemark. — Reise durch dasselbe, Roeskilde. — Hamburg und Rückkehr nach Berlin.

Sept.: Einzug des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin. Steffens starb 1845.

Bekanntschaft mit deutscher Sprache und Literatur

Kopenhagen 1787

Wir waren mitten in der Hauptstadt dennoch völlig isoliert und ich war mit eigenen Studien, mit dem, was mich geistig beschäftigte, ganz mir selbst überlassen und so einsam wie in Roeskilde. Ich kannte keinen Menschen, der mir irgendwie eine Anleitung zu geben vermochte, keinen, der mir Schriften anwies; es war in dieser Rücksicht alles dem Zufall überlassen. In Kopenhagen hatte ein Leihbibliothekar, Venninghausen, einen großen Ruf. Ich glaube fast, daß er der einzige war; ich erinnere mich wenigstens nicht, von einem andern gehört zu haben. Die Lesewut war unter der geringeren Klasse noch nicht eingerissen. Was mich in der Bibliothek meines Vaters interessieren konnte, war mir völlig bekannt. Einige Dichter hatten mich angezogen. Ich liebte Gellert, und viele seiner Lieder machten einen angenehmen Eindruck auf mich. Ich verehrte Haller. Aber die Art, wie Klopstock von mir aufgefaßt wurde, hatte etwas Eigentümliches. Mein Vater besaß seinen Messias und seine Oden; er ward als der größte damals lebende Dichter betrachtet, war aber, wie es hieß, außerordentlich schwer zu verstehen, und Vater und Lehrer hielten sich wohl darüber auf, daß ich mich mit einem Schriftsteller beschäftigte, der selbst ihnen unzugänglich schien. Nun muß ich gestehen, daß auch ich mich oft vergebens mit ihm quälte, aber ich glaubte, daß die Schwierigkeit mehr in der Unkunde der Sprache als in dem Inhalte lag.

Die lebendigen Sprachen wurden überhaupt damals so gut wie gar nicht getrieben, nur für die deutsche Sprache waren täglich zwei Stunden ausgesetzt; die äußere Notwendigkeit für einen geistig gebildeten Mann, diese Sprache wenigstens zu verstehen, wenn auch nicht zu sprechen, hatte die Kenntnis derselben

allgemein gemacht. Da mein Vater ein geborner Deutscher war, so wurde öfters beschlossen, es solle im Hause nur deutsch gesprochen werden. Der Befehl erging an uns Kinder und machte uns auf ein paar Tage stumm. Ein Mann, verheiratet und einheimisch in einem fremden Lande, vermag seine Landessprache nie für den täglichen Gebrauch, nie in die Familie einzuführen. Der Frau wird es unter ähnlichen Verhältnissen eher gelingen. Sie will die Töne ihrer Heimat festhalten; diese sollen hier aus den Lippen der Kinder wiederklingen; sie kann sich nie von der Wurzel ihres Daseins losreißen, wie der Mann: diesem ist es vergönnt, das Vaterland durch umfassendere Momente festzuhalten. Studien und Geschäfte stellen den Mann auf einen freieren Standpunkt, in einen Kreis, der, über die Familie reichend, beide Länder in sich schließt. Auch die Mutter mag für ein höheres Leben, für eine höhere Atmosphäre sich aufschließen, aber nur von dem ursprünglichen Grund und Boden der Familie aus, wie die Pflanze, und in diesen versetzt sie die Kinder. Wie wir es nun dahin brachten, dessen unerachtet ziemlich früh die deutsche Sprache wenigstens zu verstehen, weiß ich in der Tat nicht zu sagen. Als wir Roeskilde verließen, las ich das Deutsche mit Leichtigkeit, und da alles, was mich geistig beschäftigen sollte, sich an sinnliche Gegenstände knüpfen mußte, an lebendige Vorstellungen, aus der Natur oder aus der Geschichte entsprungen, da die Sprachen für mich nicht einen Wert an sich hatten, sondern insofern sie mir nur immer eine reichere Welt eröffneten, so behandelte ich sie mit einem großen Leichtsinn. Bot mir eine Schrift keine Schwierigkeiten dar, konnte ich ganz vergessen, daß sie in einer fremden Sprache geschrieben war, so wurde sie mir eben dadurch am liebsten. Gellerts Gedichte zogen mich daher so an. Auch mit Hagedorn befreundete ich mich ohne große Mühe. Gellerts Briefe schienen mir vor-

trefflich. Fenelon in einer deutschen Übersetzung war, wie schon gesagt, ein wichtiges Buch der religiösen Mitteilung zwischen meiner Mutter und mir. Was dieses anschlug und innerlich erregte, erhielt sein Verständnis aus einer höheren Region als die der bloß äußeren Sprache. Aber es mochte wohl dazu dienen, uns diese zugänglicher und faßlicher zu machen. So weit war ich schon in der Bekanntschaft deutscher Schriftsteller gediehen. An das Englische und Französische ward gar nicht gedacht; man könne, hieß es, sich mit der lateinischen Sprache durch die ganze Welt schlagen, auch wurde, in der damaligen ruhigen Zeit, der Fall, daß ein junger Mensch die Grenzen seines Vaterlandes überschreiten könne, gar nicht in Anschlag gebracht. Ich sollte Prediger, mein älterer Bruder Offizier, mein jüngerer sollte Arzt werden, an die Bestimmung des jüngsten ward kaum gedacht. Die Schwestern hoffte man an bürgerliche Beamte zu verheiraten. Die Hoffnung unserer Eltern für uns, unsere eigene reichte kaum bis über die engen Grenzen unseres Vaterlandes. Eine unbestimmte Sehnsucht, die mich weiter trieb, konnte keine bleibende Gestalt gewinnen, um sich als bestimmte Hoffnung auszubilden, und die deutschen Schriftsteller, mit deren Sprache ich immer vertrauter ward, schlossen mir mittelbar oder unmittelbar eine Welt auf, die mir eine unendliche zu sein schien, die ich kaum zu bewältigen vermochte.

Nun war Klopstock wirklich der erste, dessen Sprache mir bedeutende Schwierigkeiten machte; daß selbst ältere Männer, selbst mein Vater, ein geborner Deutscher, behaupteten, er sei wegen der Tiefe der Gedanken schwer zu fassen, reizte meinen Stolz. Was den Messias betrifft, so fand ich diesen nach einiger Mühe nicht so unverständlich, aber es war mir unmöglich, ihm einen so großen Wert beizulegen. Ich konnte durchaus nicht begreifen, warum die Ereignisse, die Offenbarungen des neuen Testaments,

die in ihrer erhabenen Einfachheit mir eine grundlose geheimnisvolle Welt eröffneten, mir hier in dieser seltsamen veränderten Gestalt entgegentraten. Auch ich hatte mit dem Heiland gelebt, ihn und seine Jünger in den Gegenden von Palästina und in den Städten, wo er lebte und lehrte, begleitet. Die einfachen Züge bei Matthäus und vor allen bei Johannes schließen eine unendliche Macht der klaren Darstellung in sich. Die Gestalten, die Ereignisse, selbst die kernhaften Lehren treten in so bestimmten schneidenden Umrissen hervor, daß für den lebhaften Knaben, dessen eigenstes Dasein im Innersten tief erschüttert und bewegt, wie durch geheime Gewalt in diese Richtung hineingezogen wurde, eine ganze Welt sich für die lebendige Anschauung aufschließen mußte. Jene Engel und Teufel, die breit auseinander gelegten guten und bösen Gesinnungen störten das einfache Bild, welches, in allen Teilen fertig, mir vorschwebte. Ja es gab Augenblicke, wo mir das Produkt einer fremden Phantasie, die sich in die heilige Welt meiner Religion hineindrängen wollte, als eine Entweihung derselben erschien. Was mir vorschwebte, hatte die größte Ähnlichkeit mit den einfältigen Holzschnitten, die in den Ausgaben der dänischen Evangelien, die wir benutzten, vorkamen. Diese Bilder haben noch einen hohen Wert für mich, und ich erkannte sie später als Kopien solcher Darstellungen, wie wir sie häufig auf den Majolikagefäßen vorfinden und die zum Teil dem Raphael zugeschrieben werden.

So mußte es dem großen und verdienstvollen Dichter, dem die deutsche Poesie so viel verdankt, begegnen, daß der einseitige, in seinen Phantasien befangene Knabe ihn abwies. Klopstock wollte mir gar nicht gefallen; den einfachen Gellert betrachtete ich zwar nicht als Dichter, aber ich fand mich durch ihn erbaut, durch Klopstock nie. Diese knabenhafte Opposition hatte aber so tiefe Wurzeln gefaßt, daß ich mich mit diesem Dichter auch später

nie habe befreunden können. Er scheint mir ein Dichter zu sein, der beschlossen hatte, ein Gedicht zu machen, wie Milton früher, und in einer Form, wie sie durch seine Studien der alten Poesie in der Schulpforte überliefert war. Er dichtete, weil er wollte, nicht weil er mußte.

Seine Oden waren freilich von seiten der Sprache schwieriger zu fassen, als ich aber eine Zeitlang mich mit den horazischen befaßt hatte, entdeckte ich bald die Quelle der pomphaft klingenden Verschränkungen und Umsetzungen der Konstruktion. Ich fing nun an, diese Verwicklung aufzulösen und ins Ursprüngliche umzusetzen und fand dann fast immer einen ganz einfachen Gedanken, der mich weder durch seine Tiefe anzog, noch durch seine Unverständlichkeit abschreckte. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal dieses einfache Experiment meinem Vater vormachte. Dieser mochte eine solche Ode flüchtig gelesen und schwierig gefunden haben. Das Ganze hatte wohl für ihn ein zu geringes Interesse, es fehlte ihm wahrscheinlich die Geduld, es genauer zu betrachten. So stimmte er in die allgemeine Ansicht mit ein, daß dieser Dichter seiner Tiefe wegen schwer zu fassen sei, er fand es am bequemsten, ihn aus der Ferne zu verehren. Als er nun mich mit einer solchen Ode beschäftigt fand, äußerte er einigen Unwillen. „Junge," sprach er, „du bildest dir doch nicht ein, etwas verstehen zu wollen, was selbst alten und verständigen Männern unverständlich und rätselhaft scheint?" — So streng mein Vater sonst in der Erziehung war, so war es doch nicht seine Absicht, die freie Gedankenäußerung zu hemmen, er förderte sie vielmehr. Und selbst die Heftigkeit, mit der er sich äußerte, reizte zum Widerspruch, denn sie hatte nichts Gebieterisches. Bei dieser Gelegenheit war es nun gar nicht meine Absicht nachzugeben, denn die Ode war mir vollkommen verständlich; der Vater ward aufmerksam, als ich das einfache Experiment der

Umsetzung vornahm, er lachte und behauptete nun, daß das freilich leicht wäre, wenn man Zeit hätte, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen, und gestand dann, daß das Vorurteil von der undurchdringlichen Tiefe dieses Dichters wohl größtenteils aus dem flüchtigen Lesen entstanden wäre. Meine Mißstimmung gegen Klopstock wurde aber keineswegs vermindert. Daß ich gegen seine Verdienste als Dichter so unempfindlich blieb, lag wohl auch darin, daß der Sinn für das Metrische durch die Mangelhaftigkeit des Unterrichts zu wenig ausgebildet war.

Goethes Faust

Kopenhagen 1789

Nach der Konfirmation hatte ich noch bis zu der Zeit, wo ich unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden sollte, anderthalb Jahre. Auch diese Zeit war reich an inneren Ereignissen.

Unter den Büchern, die ich aus der Bibliothek erhielt, war auch ein kleines Bändchen, betitelt „Goethes sämtliche Werke, siebenter Band". Ich nenne diese Schrift so, weil mir Goethes Name völlig unbekannt war und der Titel mich wenig anzog. Als ich aber zu lesen anfing, konnte ich nicht wieder aufhören. Das Bändchen enthält bekanntlich Goethes Faust und zwar das Fragment, welches mit der Szene endigt, wo Gretchen, gequält von dem zuflüsternden bösen Geist, im Dome kniet. Ich habe in den vier Norwegern versucht, den Eindruck darzustellen, den dieses Goethesche Werk auf ein unbefangenes jugendliches Gemüt machen mußte. Mich ergriff es auf eine bis dahin mir selbst ganz fremde Weise. Die Sprache selbst schien mir einen Klang zu haben, den ich bis jetzt nie vernommen hatte, eine geheime Macht, einen Zauber zu besitzen, den ich noch nicht kannte. Zwar waren mir die tieferen Schmerzen des ungemessenen

Wissens noch fremd, jeder Tag brachte mir Neues, und dieses ward mit Freuden aufgenommen und genossen, und die Unruhe, mit welcher ich in diese heranwachsende Masse Ordnung zu bringen suchte, hatte mit jener inneren verzehrenden Qual nichts gemein. Dennoch war es, als ahnte ich die Schmerzen, die keinem geistig bewegten Gemüte lange fremd bleiben können. Als hätte ich die Alraunwurzel schon verletzend gehoben, als hätte ich ihren klagenden Ton vernommen. Manches, ja alles hatte für mich einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz. Immer von neuem wurde ich von der seltsamen Sprache angezogen, die mir wie wunderbare Geistermusik aus dem Innersten, Verborgensten der Seele wieder heraustönte. Der geheime Schmerz, der kaum geahndet in der Freude des Wissens ruht, ward ein geheimer Stachel, der die Lust erhöhte, nicht hemmte. Viele Stellen habe ich wie unwillkürlich in meinem Gedächtnis aufbewahrt, sie waren nicht zu verdrängen. Gretchens Kummer und Wehklagen erschienen mir als die tiefsten des ganzen Daseins. Ein geheimes Grauen verband sich mit einer unendlichen Lust. Diese innere Bewegung erfuhr keiner. Ein neuer Grundton meines ganzen Daseins war angeschlagen und bebte leise, in gewaltigen Schwingungen in meinem Innern nach. Noch immer gibt es Stellen im Faust, die, wenn sie mir unwillkürlich entgegentreten, mich überwältigen und mit der Macht eines ganzen Lebens ergreifen. Es war die innerste, die erste, tiefste Erschütterung des jugendlichen Gemütes, die mannigfach variiert angeschlagen wurde und als ein geheimer Klagegesang eines schuldbewußten Daseins immer wieder von neuem aus dem Innersten sich hören ließ. Daß aber Goethes Faust meiner ganzen religiösen Gesinnung eine Wendung gab, die von der bisherigen unschuldigen sehr verschieden war, ist leicht einzusehen. Früher erwuchs alle Poesie aus einem unschuldigen, kindlich naiven

Glauben; sie bildete sich als eine irdische Blüte der Andacht, ein Gebet war der Hauch, war der Blumenduft, in welchem die sinnliche Farbenpracht erblaßte und mit dem Bewußtsein der Seligkeit hinstarb. Ich konnte beten, ja das Gebet war mir ein Bedürfnis. Jetzt war mir das Gebet schon fremd geworden, nur eine innere Angst preßte es in vorübergehenden reuigen Momenten hervor, es ward immer seltener und die Neigung trat hervor, die Religion aus der Poesie zu fassen, sie selbst als eine tiefe Dichtung des menschlichen Daseins von neuem zu erzeugen, nachdem sie in ihrer ursprünglichen Gestalt verschwunden war. Freilich war mir diese Absicht nicht klar, aber daß alle religiöse Gesinnung schwankend geworden war, unbestimmt dunkel und heimlich zwischen Wahrheit und Dichtung schwebte, das ist nur zu gewiß.

Traumwelt

Ich bin durchaus kein Sonntagskind, habe keine Gespenster gesehen, bin nie im Schlafe herumgegangen, und von den Wundern des Magnetismus habe ich an mir selber nie etwas erfahren; aber dennoch erkenne ich einen Zusammenhang einiger meiner Träume, als gehörten sie einem wunderlichen Leben zu, welches neben dem Wachen herginge. Dieses Leben ist ein durchaus heiteres, ich bin in diesen Träumen immer auf der Reise. In welcher Zeit meines Lebens Gegenden, die mir so bestimmt vorschweben, als hätte ich sie wachend kennen gelernt, in meiner Traumwelt zuerst sichtbar wurden, kann ich gar nicht bestimmen; aber die Städte, durch welche ich reise, die Gasthöfe, in welche ich hineintrete, der Wirt, die Wirtin, die Gäste, die ich sehe, sind jederzeit in einem späteren Traume dieselben, die ich aus einem früheren wieder erkenne. Es ist mir einigemal geschehen, daß Gegenden, in welchen ich mich auf meiner Reise

einige Zeit aufhielt, mir plötzlich entgegentraten, als wären sie mir früher schon bekannt gewesen, obgleich ich mir bewußt war, noch nie dagewesen zu sein; dann wurde es mir klar, daß sie meiner Traumwelt zugehörten, und ich vermochte nicht, eine Furcht zu unterdrücken, als würde mir hier etwas Unerwartetes, ja wohl Gefährliches begegnen. In der Tat traten mir solche Gegenden aus meiner Traumwelt einigemal in verhängnisvollen Momenten meines Lebens in die Wirklichkeit. Ich erwähne diese psychische Eigentümlichkeit (wenn sie wirklich eine solche genannt werden kann; wenn sie nicht mehreren Menschen zukommen sollte, ohne daß man auf sie achtet) hier nur deswegen, weil der gemeinschaftliche Morgen der erträumten Reisetage jederzeit der auf der Friedrichsberger Höhe von mir erlebte ist. Auch bleibt im Traume der Tag sonnenhell, wolken- und dunstlos, wie jener Morgen war. Es können viele Jahre vergehen, ohne daß ich in diese zusammenhängende Traumwelt versetzt werde, aber immer, wenn es geschieht, hat die verflossene Zeit gar keine Bedeutung. Es ist mir vielmehr, als wäre es der nämliche Tag desselben zauberhaften Morgens, als fließe, was mir als Vergangenheit aus früheren Träumen erschien, mit dem jetzt eben erträumten unzertrennbar zusammen. Auch scheint mir dabei merkwürdig, daß — obgleich nach dem Erwachen eine Ahnung von etwas unermeßlich Tiefem übrig bleibt, obgleich es eben in diesen Träumen nicht selten geschieht, daß durch irgend jemand Ansichten, die ich lange Zeit mit mir herumgetragen habe, die mir völlig befestigt erscheinen, auf eine schneidende Weise widerlegt werden — dennoch alles, was mit Bestimmtheit aus dem Traume in das Wachen, wenn auch heiter und mit einer fröhlichen Erinnerung übergeht, etwas sehr Gewöhnliches, ja Geringes zu sein scheint; die Menschen, auf die ich mich wachend besinne, die mir gehend, fahrend, reitend auf der Landstraße

begegnen, die ich in den Gasthöfen treffe, kenne ich wieder, aber es sind nur Handwerker, Bauern, reisende Kaufleute, Wirte und dergleichen. Die bedeutenderen Personen scheinen selbst durch den Traum geheimnisvoll, geisterhaft durchzuschreiten. Es ist mir, indem ich mein Leben überdenke, merkwürdig, daß die mythische Zeit meiner Jugend mit einem Morgen abschließt, als finge ein neuer geheimnisvoller Tag an, der sich fortdauernd hinter dem wirklich Erlebten, Verworrenen verberge, mit einem Morgen, der, ist er wahrhaft erlebt, sich in die Traumwelt hineinzog, wäre er aber nur in der Tat ein erträumter, sich mir mit aller Gewalt der Wirklichkeit aufdrängt. Die Aussicht von der Friedrichsberger Höhe habe ich oft, besonders des Abends, genossen, und sie ist mir nicht selten höchst reizend erschienen; aber als der anmutige und beruhigende Schluß eines wirklich erlebten Tages. Irgend etwas Phantastisches vermag ich mit der Erinnerung an eine solche Aussicht in der Abenderleuchtung durchaus nicht zu verknüpfen. . . . .

Man wird es nicht unangemessen finden, wenn ich die Geschichte meiner einsamen frühen Jugend mit der Darstellung meiner Traumwelt abschließe. Sie begleitet uns ja eigentlich als ein Traum, ist es doch, als wenn aus dieser frühesten Zeit noch immer die tiefsten Freuden entsprängen; ja, in meinem höheren Alter noch, wenn irgend eine Gegend, eine Straße, ein Garten, die heiteren Räume einer Bücher- oder Naturaliensammlung mich freudig bewegen, wenn ich dem Grunde dieser Freude nachzugehen suche, so ist es jederzeit, weil diese Gegenwart eine jugendliche Vergangenheit mit sich führt, aus welcher sie sich, wie aus ihrer eigensten Quelle, entwickelt zu haben scheint. Selbst mehrere Menschen scheinen, wenn ich sie zum erstenmal kennen lerne, diesen Zauber der Jugenderinnerung an sich zu tragen. Zwar reicht diese reiche Zeit, durch welche mein ganzes übriges Leben

wie geschwängert ist, weiter als die hier abgeschlossene Epoche meines Lebens; aber ich glaubte sie hier erwähnen zu müssen, um eine Seite meines Lebens für immer abgetan zu haben, die in der Entwickelung dessen, was ich später erlebte, kaum berührt werden wird, höchstens hier und da leise angedeutet. Aus dieser Zeit allein werde ich von jenen seltsamen Genien der Erinnerung umflattert, die sich in bestimmte Melodien einfacher Lieder, ja in bestimmte Gerüche kleiden und dann mit aller Gewalt der Gegenwart mich in eine reiche Vergangenheit versetzen. Ich bin auf diese Weise im Besitz von Liedern, die mich, wie das berühmte Wünschhütlein, in bestimmte Gegenden versetzen, nach Kopenhagen, nach Bergen in Norwegen, nach Hamburg, nach Kiel. Eine Stelle aus Ossian, in der Übersetzung von Rhode folgendermaßen lautend: „Wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache" — hatte sich in mein Gedächtnis unendlich tief eingegraben, als ich mich in Bergen aufhielt. Ich war genötigt, sie in einer trüben, wie unwillkürlich mir aufgedrungenen Weise für mich singend zu wiederholen. Nicht äußerlich — ich singe nie — aber innerlich desto mächtiger tönte die trübe Weise in den heulenden Sturm hinein, auf einer sehr gefährlichen Schiffahrt. Oft war es mir, als ob der Sturm selber mit seiner klagenden Stimme mir diese Worte zurief. Noch immer, wenn ich auf einsamen Spaziergängen innerlich diese Worte nach meiner Weise absinge, bin ich auf das Verdeck des Schiffes versetzt, dieses wird hin und her geworfen von den schäumenden Wogen, ich schreite mit ungleichen Schritten auf dem Verdeck auf und nieder, die Mannschaft des Schiffes umgibt mich, der mir besonders befreundete ältliche Steuermann nähert sich, und das Gefühl meiner damaligen, in aller Rücksicht bedenklichen Lage ergreift mich mit täuschender Wirklichkeit.

Aus diesem geheimnisvollen Winkel meines Daseins entstand auch ein eigentümliches Bemühen, fremde Gegenden, die ich nur durch Reisebeschreibungen kenne, in der Phantasie festzuhalten. Ich suche soviele Reisen nach derselben Gegend, wie ich vermag, zusammenzutreiben. Wenn ich nun den Gesamteindruck dieser verschiedenen Nachrichten mir vergegenwärtigen will, so ist es mir vor allem wichtig, in der Gegend selbst (in Rio Janeiro, in der Kapstadt, in Kalkutta, Batavia usw.) mich niederzulassen. Gewöhnlich wirkt dieser Gesamteindruck am stärksten, wenn ich vom Lesen und Vergleichen der Schriftsteller ermüdet, mich zum Schlafen hinlege. Dann tritt ein graues Männchen auf mich zu, überreicht mir das Wünschhütlein und ich lebe nun in irgend einer der genannten Städte. Ich gehe in den Straßen, in der Umgegend umher, ich mache von da aus weitere und immer weitere Reisen. Nun treten, und zwar unvermeidlich, Lücken hervor, die mich halbschlummernd im höchsten Grade beunruhigen. Das ganze Bild geht in den Traum über, die Unruhe löst sich dann von selbst auf, denn der Traum ergänzt, was die Reisebeschreibungen lückenhaft ließen; mir aber bleibt die Aufgabe, diese Lücken wachend auszufüllen, und so ist mir diese halbträumerische Intensität der Anschauung fremder Gegenden oft für das strengere Studium nützlich gewesen.

Indem es meine Absicht war, nicht mehr das, was ich innerlich erlebte, sondern was ich äußerlich mit allen teilte, darzustellen, mußte es geschehen, daß ich gezwungen wurde, eben das Allerinnerste und Verborgenste hervorzuheben, dasjenige, was sich nur andeuten läßt, weil es entflieht, wenn man es genau erfassen will, und es erscheint mir immer merkwürdig, daß diese Traumwelt sich angeschlossen hat an die beiden Punkte, von welchen aus ich eben die lebendigste Macht der äußeren Welt, die mich umgab, zu überschauen suchte.

Auch dieses scheint mir nicht weniger bemerkenswert: daß die traumartige lebendige Erinnerung, die sich an Gerüche, vorzüglich an einzelne Melodien knüpft und bei der geringsten, kaum zu erkennenden Ähnlichkeit, mich mit großer Gewalt in vergangene Zustände versetzt, sehr bestimmt abschneidet mit meiner ersten abenteuerlichen Ankunft in Deutschland. Von da an schreitet die Erinnerung mehr regelmäßig, alle Momente des Daseins umfassend, rückwärts.

Französische Revolution

Kopenhagen 1789/1790

Noch einen wichtigen Moment meines Lebens muß ich berühren, es war der, welcher die neuere Geschichte in allen ihren Richtungen umschuf, ganz Europa, man kann sagen allmählich das ganze Menschengeschlecht mehr oder weniger ergriff, es war die Revolution.

Ich war sechzehn Jahre alt. Mein Vater kam begeistert nach Hause, er rief seine Söhne zu sich, wir sahen ihm die innere Bewegung an und erwarteten gespannt, was er uns berichten würde. „Kinder," sagte er, „ihr seid zu beneiden, welch eine schöne glückliche Zeit liegt vor euch! wenn es euch nicht gelingt, euch eine freie unabhängige Stellung zu erringen, so liegt die Schuld an euch. Alle einengenden Verhältnisse des Standes, der Armut werden verschwinden, der Geringste wird mit dem bisher Mächtigsten den gleichen Kampf, mit gleichen Waffen, auf dem gleichen Boden beginnen. Daß ich jung wäre, wie ihr! aber meine Kräfte sind gelähmt, mich haben allenthalben unsinnige Schranken gehemmt, die für euch nicht sein werden. Elende, stumpfsinnige Knaben werde ich euch schelten, wenn die mächtige Begeisterung der Zeit euch nicht zu ergreifen vermag." Die Rührung, indem er so sprach, ergriff ihn mächtig, heftig weinend

brauchte er einige Zeit, sich zu fassen. Wir in unserer geselligen Einsamkeit hatten nichts erfahren von den Bewegungen, die in Paris eine nahe Krise vorbereiteten. Wir staunten den Vater an und erwarteten in der größten Spannung, was er uns berichten würde; und nun erzählte er uns mit beflügelten Worten, aus welchen die innere Erschütterung sprach, die ernsten Szenen im Palais royal, die ungeheuere Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, wie sie gegen alle Schranken der bestehenden Gewalt anstürmte, daß sie bald zusammenstürzen würden, endlich die Erstürmung der Bastille und die Befreiung langjähriger Opfer der Despotie.

Es war eine wunderbare Zeit, es war nicht bloß eine französische, es war eine europäische Revolution, sie war da, sie faßte Wurzel in Millionen Gemütern, klar sehende Große erkannten die allgemeine Gewalt, ja verehrten sie; ein Strafgericht war über die vermodernde Zeit ergangen, ein Sieg über verkümmerte nichtige Verhältnisse war entschieden errungen. Die Revolution war in allen freien Gemütern von Europa schon da, auch wo sie nicht ausbrach. Der erste Moment der Begeisterung in der Geschichte, selbst wenn er unheilschwanger eine furchtbare Zukunft entwickelt, hat etwas Reines, ja Heiliges, was nie vergessen werden darf.

Mich ergriff eine grenzenlose Hoffnung, meine ganze Zukunft, so schien es mir, war in einen andern, frischen, neuen Boden gepflanzt. Kurz darauf brachte uns der Vater die Schrift eines Liefländers Schulz über die ersten Tage der Revolution, die er erlebt hatte. Das weltgeschichtliche Ereignis in seiner ganzen großen Bedeutung hatte auch ihn ergriffen; die lebhafteste Begeisterung ging wie ein flammendes Schwert durch die ganze Schrift; von dem Augenblicke an, wo Camille Desmoulins im Palais royal auf den Tisch sprang und dem heftig bewegten

Volke verkündete, daß Necker, den sie damals ihren Vater nannten, sie verließe, bis zur Befreiung der Gefangenen aus der Bastille, habe ich die erschütternden Szenen, die in dieser kurzen Zeitepoche sich drängten, mit erlebt. Die größten, mächtigsten Entschlüsse durchdrangen, hoben, entflammten mich; unbestimmt zwar schwebten sie mir vor, aber, ich darf es sagen, sie waren rein. Von dieser Zeit an las ich täglich die Zeitungen; alle Stadien der Revolution habe ich, obgleich in der Ferne, mit durchlebt. Mein ganzes Dasein hatte von nun an eine neue Richtung erhalten, welche die frühere nicht ausschloß, ihr vielmehr eine höhere Bedeutung zu erteilen schien. Aber der stille Grund des religiösen Glaubens trat immer mehr zurück. Wie die in Kopenhagen herrschende Stimmung meine Teilnahme an der Revolution steigern mußte, wird die Folge zeigen.

So trat ich, ein innerlich bewegtes, ja begeistertes Kind der Zeit, aus der stillen Einsamkeit meiner ersten Jugend heraus.

Kopenhagener literarisches Treiben

Um 1790

Ich hatte eigentlich aufgehört, im strengsten Sinne Student zu sein; ich hatte kein sogenanntes Brotfach. Zwar gab ich mir, um meine Verwandten zufrieden zu stellen, das Ansehen, als wollte ich Medizin studieren. Ich besuchte, was ja auch recht eigentlich zu meiner Absicht gehörte, die anatomischen Vorlesungen, ja sogar einige praktische Vorträge und wohnte ein paarmal chirurgischen Operationen bei. Aber im ganzen betrachtete ich mich als einen Privatgelehrten. Zwar wollte ich mich einer Prüfung unterwerfen, diese aber hatte mit der Universität nichts zu tun. Die Privatgesellschaft zur Beförderung des Studiums der Naturgeschichte hatte die Absicht, jungen Naturforschern, nachdem sie vorher nach der in Dänemark herrschenden Sitte öffentlich geprüft

waren, Stipendien für naturgeschichtliche Reisen im In- und Auslande zu erteilen. Indem ich mich nun für diese Prüfung vorbereitete, folgte ich ganz meiner Neigung, und meine Studien waren nur durch diese bestimmt.

Die Darstellung des damaligen literarischen Treibens in Kopenhagen wird, glaube ich, am zweckmäßigsten eingeleitet, indem ich zuerst von dem Leben der jüngeren Literaten, ihrem Verhältnis zu den älteren und unter sich spreche. Ein jeder hatte zwar sein besonderes Studium, wie es äußere Verhältnisse oder innere Neigung veranlaßt hatten. Hier aber ist die Rede von dem, wodurch sie alle untereinander verbunden waren, und dieses war, wie allenthalben, Politik, Poesie und Theater (von Philosophie war nur in einem sehr engen Kreise die Rede). Mit der Darstellung des politischen Treibens werde ich schließen.

In Dänemark erfreuten sich Poesie und Theater einer großen Teilnahme. In beiden Richtungen ergreift sich der Däne in einer Eigentümlichkeit und fühlt es. Die innige Verbindung der ganzen dänischen Literatur mit dem Leben in der Hauptstadt erzeugt einen schnellen Beifall, ein eben so schnelles Mißfallen, plötzliche und entscheidende Zustimmungen oder Oppositionen. Nicht bloß größere Werke, auch kleinere Gedichte, ja ein Witz, eine geistreiche Äußerung kann die ganze literarische Welt in Bewegung setzen, und selbst, wenn diese lebhafte Bewegung verschwunden ist, haften solche Gedichte, solche Äußerungen in der dankbaren Erinnerung und bilden, den Sprichwörtern ähnlich, gnomische Massen, die als bleibende Elemente der Bildung anzusehen sind. Obgleich jetzt fast ein halbes Jahrhundert seit der Zeit, die ich durchlebte, verschwunden ist, so bin ich doch überzeugt, daß ich eine Menge fest gewordener Erinnerungen echt nationeller Art nicht allein mit den wenigen Gleichzeitigen, die

noch leben, sondern auch mit der jüngeren Generation teile. Haben doch noch in der neuesten Zeit einige glücklich gereimte Zeilen in einem Trauergedicht auf den verstorbenen König eine so allgemeine Bewegung im ganzen Lande hervorgerufen, wie sie in andern Ländern kaum stattfinden würde. Sie erinnern fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Zeilen zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward.

Eine solche mächtige Gestalt, die aus der nicht fernen Vergangenheit uns entgegentrat, eine in allen Richtungen echt nationale, war Holberg. Er hatte, während er lebte, nicht bloß einen nationalen, sondern auch einen europäischen Ruf; aber die Ausländer können sich von seinem volkstümlichen Einflusse kaum einen Begriff machen. Nur seine Schauspiele haben, wenigstens in Deutschland, sich in der Erinnerung erhalten, und auch diese wären wahrscheinlich ganz vergessen, wenn Tieck nicht das Interesse für sie erweckt, wenn Oehlenschlägers Übersetzung sie nicht zugänglicher gemacht hätte. Zwar ist es nicht zu leugnen, daß seine dramatischen Werke in Dänemark vorzüglich den größten Einfluß gehabt haben. In unserem Kreise waren diese uns so genau bekannt, daß es Sitte war, bei vielen Gelegenheiten Stellen aus Holbergs Schauspielen zu zitieren, wie in England Shakespeare oder in Deutschland in gewissen Kreisen Goethe zitiert wird. Wir konnten zuweilen Gespräche halten, in welchen Rede und Antwort eine Art Mosaik aus den Holbergschen Stücken ausmachten. Doch waren es keineswegs die Schauspiele allein, die so tätig in unser Leben hineintraten. Holberg hatte auf eine eigentümliche Weise das ganze Leben seiner Zeit ergriffen. Freiere Momente des Denkens, die sich zu entwickeln anfingen, aber kaum laut zu werden wagten, wurden von ihm mit großer Kühnheit ausgesprochen, und die einzige Vorsicht, die er an-

wandte, lag in seiner reichen und unerschöpflichen Laune. Das Ernsthafteste ward phantastisch scherzhaft dargestellt und oft verbarg er hinter echt komischen Auftritten, die ganz unschuldig und unbefangen erschienen, die bitterste Wahrheit. Oft bleibt es ungewiß, ob, was er sagt, Ironie sei oder Ernst; dieses gilt besonders von der satirischen Schrift: „Niels Kliims unterirdische Reise". Sie ward lateinisch geschrieben; er wagte nicht, sie in der Muttersprache herauszugeben, auch bestimmte er sie mehr für das ganze kultivierte Europa, als für sein Vaterland, denn sie behandelte keck und frei allgemeine bürgerliche Verhältnisse und drückende Mißbräuche. Zu den Äußerungen, die es zweifelhaft lassen, ob sie ironisch oder ernsthaft gemeint sind, gehört auch die über die Emanzipation der Frauen. Diese ist nun nicht etwa, wie in unseren Tagen, in eine Aufhebung der Heiligkeit der Ehe gesetzt, wohl aber glaubt er, daß die Frauen ebenso fähig und nicht selten fähiger sind, bürgerliche Ämter zu bekleiden wie die Männer. Über dieses Thema war Holberg unerschöpflich. Zwar ward es in Niels Kliims Reise am ausführlichsten behandelt, denn er versetzte uns in einen Staat, in welchem die Frauen die wichtigsten Ämter bekleiden. Aber in allen seinen dichterisch satirischen Werken wiederholt er es. Er, der, obgleich er im hohen Alter als Junggesell starb, den Umgang mit Frauen liebte, mochte wohl gefunden haben, daß diese alle Verhältnisse der Welt wie einfacher, so auch richtiger auffaßten, beurteilten und behandelten. Und der Gegensatz zwischen den in erstarrten, zur geistlosen Gewohnheit gewordenen Formen der Amtstätigkeit wie in der Gelehrsamkeit verknöcherten Beamten und Pedanten und den damals unbefangeneren Frauen war gewiß dem geistreichen Manne zu der Zeit auffallend genug; kaum würde er in unseren Tagen dasselbe Urteil fällen, wenn ein ungünstiges Schicksal ihn in die Mitte unserer ästhetisch philosophisch, ja

selbst politisch und nicht selten religiös doktrinären Frauen versetzte.

Aber eben die allgemeinere, über die Nationalität heraus gehende Tendenz der unterirdischen Reise machte sie uns weniger interessant. Das satirische Gedicht dahingegen, „Peder Paars", welches eine mit allerlei Abenteuern verknüpfte Reise von Kallumsborg nach Aarhuus besingt, behandelte mit unerschöpflicher Laune durchaus nationale Verhältnisse, meist der niederen Klasse; und obgleich der immer wiederholte Kampf gegen den damals herrschenden Aberglauben, den er höchst gründlich studiert hatte und bis in das kleinste Detail kannte und dadurch verewigte, einen großen Teil seines Interesse verloren hatte, so behielt doch diese Schrift für uns einen fortdauernden Reiz, und viele Stellen derselben wurden (mit Glück und Geist in das Gespräch verflochten) mit großem Beifall aufgenommen. In der Tat war diese Gewohnheit, bei allen Gelegenheiten die Äußerungen eines fremden Schriftstellers passend und kräftig in das Gespräch zu verflechten, eine Übung des Scharfsinns, die nicht zu tadeln gewesen wäre, wenn nicht die, obschon geistreiche, Beschränktheit Holbergs bei vielen eine große Einseitigkeit hervorgerufen hätte. Nicht durch den Einfluß von Holberg allein, auch durch die Art des Lebens überhaupt, durch eine Menge bald bedeutender bald unbedeutender Begebenheiten, durch literarische Streitigkeiten und durch die Art, wie sie geführt wurden und dergleichen, bildete sich zuletzt eine Manier der Sprache, die, aus Reminiszenzen und Streitigkeiten mancherlei Art zusammengesetzt, einem jeden Fremden unzugänglich war. Mich ergötzte zwar dieses Spiel oft, im ganzen aber war es mir doch zuwider. Es lenkte schon damals meine Aufmerksamkeit auf die Neigung der Menschen, selbst in den engsten Familienverbindungen sich in sich abzuschließen und, wie unter sich zu heiraten, so auch eine eigene Sprache zu führen. Es gibt nichts,

was, zum Extrem ausgebildet, die Menschen mehr beschränkt und eine widerwärtigere Mißbildung erzeugt, als diese enge, geringe und manierierte Verkrüppelung. Einmal darauf aufmerksam gemacht, erkannte ich sie leicht wieder in den Koterien der sogenannten Geistreichen, ja oft in der herrschenden und bewunderten Literatur des Tages. Sie ist aller echt freien Bildung entgegen und führt unvermeidlich zur Barbarei. Sie verunstaltete die philosophische Geschichte des Mittelalters, sie droht in der Philosophie unserer Zeit eine ähnliche Barbarei herbeizuführen, und wer nur in die Sprache der Schule eingeschnürt, die tiefsten Gedanken zu äußern vermag, der ist schon dadurch von aller großartigen lebendigen Entwicklung ausgeschlossen.

Mein Widerwille gegen diese Verzerrung einseitiger Verbrüderungen verband sich mit dem schon in meiner Kindheit entstandenen Hasse gegen das Basen- und Vetter-wesen, und indem ich diese Neigung des menschlichen Geschlechts inmitten der lebendigen Geschichte verfolgte, indem es mir klar ward, mit welcher großen Gewalt sie in allen Verhältnissen, in den größten wie in den kleinsten, monströse Bildungen zu erzeugen vermag, wagte ich es, einen so mächtigen, zerstreuenden Dämon des Geschlechts bis dahin zu verfolgen, wo er unwiderstehlich durch die versunkenen Rassen Stämme, wie unter den Tieren Gattungen, absondert, daß sie in eine immer engere Sprache eingeschnürt, sich nicht bloß völlig fremd werden, sondern auch wechselseitig zu vernichten streben. — Diese Richtung meiner Freunde, so sehr ich sie auch verehrte, bewirkte schon ein stilles, mir selbst kaum bewußtes Widerstreben. Es ward zwar beständig überwunden und zurückgedrängt, ich war stolz darauf, in einen Kreis bedeutender junger Männer aufgenommen zu sein, aber dennoch mochte das Widerstreben gegenseitig sein, und ich glaubte wahrzunehmen, daß der engere und vertrautere Kreis mir unzugänglich bliebe.

Dazu trug nun wohl auch die gärende Unruhe, in welcher ich beständig war, die sprudelnde Beweglichkeit, die dem kühlen und ruhigen Volke seltsam erschien, nicht wenig bei. Mich störte dahingegen die Langsamkeit, die Weichheit, die nicht selten selbst der Sprache eine polsterartige Nachgiebigkeit erteilte, an die ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich ich unter solchen Tönen erwachsen war. Oft ward ich ungeduldig, wenn lange und langsam über ein einfaches Thema gesprochen wurde, und ich erinnere mich noch, wie ich vor Freude fast aufschrie, als ich zum erstenmal Egmonts berühmten Monolog las. Oft entstand, wenn ich auf der Straße ging, in mir die Lust, die Menschen von hinten anzustoßen, damit sie nur rascher vorwärts schritten.

Man würde sich zwar irren, wenn man glaubte, daß diese scheinbar weiche Nachgiebigkeit, die besonders von den Norwegern den Dänen vorgeworfen wurde, mit einem Mangel an Energie gepaart wäre. Der Däne ist vielmehr geistig in allen Richtungen empfänglich, wie der Deutsche. Die Gegenstände seines Denkens faßt er mit großer Klarheit auf; eine Überzeugung hält er mit entschiedener Beharrlichkeit fest, und wenn diese in einseitige Halsstarrigkeit nicht selten ausartet, die dann freilich alle Empfänglichkeit zerstört, so geschieht es nur da, wo eine beschränkende Nationalität ihn irre leitet. Ich habe, was mich, wenn auch nicht äußerlich, doch innerlich von einer Umgebung trennte, die mir sonst so lieb und teuer war und so wichtig ward, schon hier erwähnt. Es lag in dieser mir selbst noch tief verborgenen Entfremdung nichts, was meine Freude, meine Zuneigung, meine Liebe störte. Ich gab mich dem geistigen Genusse, den mir der Tag bot, gern und willig hin, und vertrauungsvoll wie ich war, merkte ich es lange nicht, daß die Heftigkeit und Unbesonnenheit mancher Äußerungen, die Neigung, die ich nicht überwinden konnte, mich hyperbolisch auszudrücken, besonders aber eine ge-

wisse Zudringlichkeit, mit welcher ich einem jeden meine Überzeugung aufzudringen suchte, mich den Freunden beschwerlich machten.

Dieses tief in mir ruhende Element der Entfremdung diente aber dazu, eine innere Selbständigkeit zu nähren, und mit der unbefangensten Offenherzigkeit verband sich ein geheimes Treiben, eine einsame Betrachtungsweise, die, als ein Rest meiner Kindheit, mit dem Heiligsten verbunden, nie verschwand. Ich glaube, daß diese Betrachtung mein Verhältnis zu meiner Umgebung, wie ich sie ferner darstellen werde, klarer machen wird, ohne daß ich es besonders zu erwähnen brauche, indem ich das literarische Treiben unseres Kreise ferner entwickele.

Theater. Goethes Egmont. Lessing

So war mir in allen Richtungen die Kunstwelt völlig fremd geblieben, und selbst die Poesie trat mir in sehr engen Schranken entgegen, die ich freilich keineswegs anzuerkennen geneigt war. Schon von Holberg muß man behaupten, daß seine Berührung mit der Poesie sich eigentlich auf den Haß gegen sie gründete. Dieser war wahrhaft poetisch und konnte es sein. Er bekämpfte die Ausschweifungen und das Manierierte der Poesie mit wahrhaft dichterischer Laune: aber der Auffassung des Lebens lag doch eine unüberwindlich beschränkte prosaische Ansicht zugrunde; die Liebe stellte sich nüchtern dar, und wo das Positive des Lebens hervortrat, äußerte es sich mit der trockensten, ja geistlosesten Verständlichkeit. Und etwas von dieser spießbürgerlichen Ansicht entdeckte man unter uns selbst da, wo das Bedürfnis nach einer poetischen Auffassung des Lebens sich über die Schranken der Alltäglichkeit zu erheben suchte. Größere Tragödien wurden nie gegeben. Die Möglichkeit, Nathan den Weisen auf die Bühne zu bringen, ward als ein fast phantastisches Ideal

betrachtet, etwa wie die Möglichkeit, Goethes Faust zu geben, eine lange Zeit hindurch in Deutschland. Goethe, Shakespeare, ja selbst Schiller waren der Bühne völlig fremd. Alle dramatischen Vorstellungen beschränkten sich auf Holbergsche, Kotzebuesche, Ifflandsche, französische und englische Stücke. Unter den nationalen machte ein Schauspiel von Heiberg, „Der Virtuos", vorzüglich Aufsehen. Dieses Stück behandelte ein Lieblingsthema des Volks und erhielt sich lange. Die Hauptperson ist nämlich ein deutscher Windbeutel, der durch seine Gaskonaden, tolle Projekte und Betrügereien eine Familie in Verwirrung bringt. Ein Däne machte in demselben Jahre einen Versuch im höheren Drama. Die Dragödie Dyweke, die Geliebte Christians II., erregte ein großes Aufsehen unter uns, ja einen wahren Enthusiasmus, welcher dadurch gesteigert wurde, daß eine schöne junge Schauspielerin, die ich später noch erwähnen werde, die Hauptrolle spielte, und noch mehr, als der Verfasser (Samsö) bald darauf in seinem besten Alter starb und eine durch ihre Bildung ausgezeichnete Braut hinterließ. Diese Tragödie, die tiefere Momente berührte als gewöhnlich, die junge anmutige Schauspielerin, die mehr als bloße Bewunderung erregte, der plötzliche Tod des Verfassers, dessen Bekanntschaft ich kurz vorher gemacht hatte, die trauernde Braut, die ich zwar nicht kannte, aber deren Anmut und Geistesbildung mir gerühmt wurden, versetzten mich in eine Stimmung, die einige Zeit fortdauerte und mich in die phantastisch träumende Einsamkeit zurückwarf, die mir in meiner Kindheit so vielen und oft schmerzhaften Genuß verschaffte.

Ich trennte mich eine Zeitlang von meinen Freunden und fing an, eine Erzählung zu entwerfen, deren Anfang, Mitte und Ende fast zugleich ausgearbeitet wurde und die so fragmentarisch liegen blieb. Mancherlei wurde auf eine ähnliche Weise angefangen, aber nicht zu Ende gebracht; und was niedergeschrieben

war, blieb mein eigenes Geheimnis; denn ich sah wohl ein, daß das, was auf solche Weise aus der Feder floß, ein ganz anderes war als dasjenige, was mir als das Höchste und Vorzüglichste von der Umgebung gerühmt wurde. Es war diejenige Welt, in welche mich Goethe hineingezogen hatte. Damals erschütterte mich neben Faust, der immer tiefer, wenngleich noch immer dunkel, mein innerstes Dasein aufschloß, besonders Egmont. Ich erinnere mich, daß ich von diesem Schauspiele, welches mir immer als die schönste Blüte von Goethes dichterischem Leben erscheint, tief ergriffen, es wagte, mich gegen den ältesten Mynster zu äußern. Er wies meine warme Darstellung kalt und mit der Bemerkung ab, daß Egmont nichts wäre als ein unbesonnener Fähnrich, dessen unverständige Jugendstreiche, die selbst durch den Tod nicht versöhnt werden könnten, mehr Widerwillen als Teilnahme erregen müßten. Ich war in meinem tiefsten Innern verletzt, ich fühlte es, daß ich einer Welt zugehörte, die derjenigen, in welcher ich lebte, fremd war, und von jetzt an blieb diese meinen Freunden ein fortdauerndes Geheimnis und mußte es wohl auch bleiben, denn ich war, wenn auch tief bewegt, doch über die Gestaltung dieser Welt völlig im unklaren. Die Gefühle, die mich durchdrangen, das höhere und bedeutendere Leben, wie es mir vorschwebte, konnte keine sichere Form erlangen. Was mich erfüllte, berührte alle Momente des Lebens und des Denkens, aber es fand keinen Stützpunkt irgend einer Art von außen, und ich selbst war so unsicher, was ich dachte oder niederschrieb, erschien mir so verworren, unklar und quälte mich mehr, als es mir Genuß verschaffte. Da gab ich mir wohl alle Mühe, das allenthalben Fremde, und wo die leiseste Deutung darauf hinzielte, streng Getadelte nicht allein zu verbergen, sondern auch als einen ängstigenden Traum zu unterdrücken. Aber das tiefe Mysterium weiblicher Liebe, wenngleich durch die Macht der

Verhältnisse in ungesetzlicher Form, wie sie durch Gretchen in Faust und durch Klärchen in Egmont mir vorschwebte, verfolgte, beunruhigte mich fortdauernd. Die Liebeleien in den Schauspielen kamen mir von jetzt an so nüchtern, der Kummer und die Not der Liebenden so armselig vor, daß ich in der heftigen Einseitigkeit allen Sinn für dieses Leben verlor, welches doch, als ein leichtes Spiel mit Sorge und Unglück, in mehreren Schauspielen durch Anmut und künstlerische Behandlung, einen eigentümlichen Wert besitzt. Wenn ich im Schauspielhause saß, wenn ich in der Mitte meiner Freunde lebte, konnte ich mit ganzer Seele an ihren Scherzen, an ihren Kritiken, an ihrem Genuß teilnehmen. Was mich in der Einsamkeit quälte, entwich dann und erblaßte, ich konnte im Stillen meine innere Überschwenglichkeit als eine Torheit belächeln, ich konnte, wo tiefere Äußerungen ähnlicher Art bei anderen Schriftstellern laut wurden, mit meinen Freunden sie bewitzeln, und der Leichtsinn meiner Jugend half mir einen Kampf bestehen, der einem bedächtigen, ernsteren, weniger beweglichen Gemüte hätte gefährlich werden können.

Und so versetzte ich mich nun wieder in die geistige Wirklichkeit, in welcher ich lebte, die mein eigenstes Leben verhüllte. Seltsam darf ich es wohl nennen, daß mein ganzes Leben ein umgekehrtes war, wenn man es mit dem gewöhnlichen vergleicht. Junge Männer in unseren Tagen spornen sich an, um, gegen die eigentümliche Welt ankämpfend, sich in die geistige Überschwenglichkeit hineinzustürzen. Ich aber suchte die Neigung zur Spekulation — denn diese war es doch, die sich, noch namenlos, zu regen suchte — zur Poesie, wie die religiösen Erinnerungen zurückzudrängen, um mich durch die Prosa des Lebens zu berauschen; und in der Tat im ganzen gelang es mir. Voß, Hölty, die Stolberge mit ihren Verbündeten schienen doch manches darzubieten, was auf meine Träume hindeutete, und ich suchte mich

zu überreden, daß diese nur so gezügelt und eingezwängt sich in einer legitimen Poesie hervorwagen dürften. Besonders aber ward von den Freunden Matthisson bewundert, der mir, nun freilich unter allen am entferntesten stand. Die Richtung, in die wir gemeinschaftlich hineingeraten waren, würde noch geistig beschränkender gewesen sein, wenn nicht ein mächtiger Geist der Geschichte, der uns durch Gelehrsamkeit, Poesie, Religion und gewissermaßen auch durch Spekulation beherrschte, von uns gelesen, bewundert und als der geistig vornehme, alles in sich vereinigende Mittelpunkt unseres Strebens verehrt und hochgehalten wäre. Es war Lessing. Wenn wir auch ohne Rahbeck diesen Schriftsteller kennen lernten und von ihm angezogen wurden, so trug doch sein Einfluß viel dazu bei, uns für diesen reichen Geist zu gewinnen; auch mich befriedigte er in einem viel höheren Grade als irgend ein anderer. Goethe freilich versprach mir größere Schätze, aber sie waren an unbekanntem Orte tief vergraben. Der Geist fehlte, der mir die Stelle anzeigen sollte, wo der Schatz lag, und wenn ich ihn auch als mir eigentümlich betrachten mußte und das unruhige Suchen nicht aufzugeben vermochte, wenn ich auch die tiefe Höhle, in welcher er verschlossen lag, in vorübergehenden Augenblicken zu kennen wähnte, so fehlte mir doch die Zauberformel, die ihn aufschließen und an das Tageslicht bringen konnte. Lessing dahingegen umfaßte alle Richtungen der Geschichte und behandelte sie alle mit sicherer Kühnheit und mit verständiger, durchsichtiger Leichtigkeit. Ich war nie glücklicher, als wenn ich irgend einen Aufsatz von Lessing durchgelesen hatte, er mochte behandeln, was er wollte. Es war nicht der Inhalt allein, ja nicht einmal vorzüglich dieser, der mich anzog, es war mehr noch die klare, in sich abgeschlossene Form der Darstellung. Ich las alles, was ich von ihm auftreiben konnte, mit wahrem Heißhunger. Die Streitigkeiten

mit Götze, Ernst und Falk, die Erziehung des Menschengeschlechts, ja selbst viele kurze Aufsätze in Miszellen, die sein Bruder herausgegeben hatte, entzückten mich, wenn ich sie eben durchgelesen hatte, wenn sie mich auch nachher nicht auf eine bleibende Weise befriedigten. Die Wolfenbüttelschen Fragmente hatten keineswegs die Gewalt, meinen in der Kindheit begründeten Glauben zu erschüttern, sie wirkten vielmehr umgekehrt, sie riefen einen entschiedenen, ja heftigen Widerstand hervor. Glaubte ich doch selbst bei Lessing die fortdauernde Verehrung des religiösen Elementes zu finden; war ihm doch das sich zudrängende Volk der Aufgeklärten, die sich seine Brüder zu nennen wagten, keineswegs angenehm. Wohl erkannte ich, daß seine kleine Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts in ihrer Konsequenz zu einer Ansicht führte, gegen die ich auf jede Weise zu opponieren genötigt war; daß auch das Christentum in seiner geschichtlichen Form als bloße Entwickelungsstufe dem fortschreitenden Gedanken geopfert werden müßte. Aber die Religion war ihm doch die Offenbarung eines göttlichen Willens, und die Betrachtung vermochte diese in ihrer Tiefe niemals zu ergründen. Mußte er doch seinen eigenen Versuch nur als einen halb mißlungenen, seine kleine Schrift als eine unvollständige betrachten. So blieb mir die Religion noch immer ein heiliges unergründliches Mysterium, obgleich ich das Bedürfnis, mich einer Gemeinde anzuschließen oder an einem Gottesdienst, an dem Sakrament teilzunehmen, gar nicht empfand. Ich erkannte den geheiligten und tiefsten Mittelpunkt meines Daseins an, aber ich duldete ihn nur, denn der Genuß des Tages, Wissenschaft und Leben nahmen mich ganz in Anspruch. Und dennoch konnten auch diese mich nicht befriedigen und wiesen unablässig nach einem Höheren hin, welches die Gedankenwelt, in der ich lebte, mehr zu verbergen als zu enthüllen schien.

Literatur. Popular-Schriftstellerei

Kopenhagen 1792

Wenn wir die populäre Schriftstellerei unserer Tage betrachten, so sehen wir zwar, wie sie sich in allen Richtungen regt, aber dennoch ist diejenige, durch welche man auf die mannigfaltigste Weise die Kenntnisse des Volkes zu berichtigen, zu vermehren, zu erweitern sucht, bei weitem die überwiegende. Die besonderen Schriften nicht allein, auch die Tageblätter suchen geschichtliche wie naturwissenschaftliche und vor allen technische Kenntnisse durch einen populären Vortrag dem Volke zugänglicher zu machen. Diese ganze schriftstellerische Tendenz rührt von dem Volke her, welches unter allen europäischen Völkern sich durch den praktischen Sinn am meisten auszeichnete. Die größten und ausgezeichnetsten Schriftsteller, die berühmtesten Naturforscher in England sind als populäre Schriftsteller in ihrem Fache hervorgetreten, ja die Naturwissenschaft in ihrer ganzen Breite, alle Entdeckungen derselben treten aus der Schule heraus, um dem Volke zugänglich zu werden. Von diesem Lande aus hat sich die wissenschaftliche Popularität nach Frankreich und besonders nach Deutschland verbreitet. In dem letzten Lande ist aber die geschichtliche Seite der Popularität als eine ursprüngliche zu betrachten. Allerdings hat Deutschland nicht allein ausgezeichnete Naturforscher in allen Zweigen dieser Wissenschaft, sondern auch unter den ausgebildeten Technikern zeigen sich entschiedene Talente. Aber dennoch kommen uns die größten Entdeckungen, sowohl in den Naturwissenschaften überhaupt, wie in der Technik, vom Auslande zu. In England wie in Frankreich wird diese Richtung großartiger betrieben; sie nimmt eine wahrhaft nationale Bedeutung an; es wird aber lange dauern, ehe das deutsche Volk, ja selbst die deutsche gelehrte Jugend im allgemeinen, einen Sinn für die Naturwissenschaft erhält. Der Deutsche hat eine über-

wiegende Neigung zur Abstraktion; er horcht auf, er vernimmt, aber er vermag nur wenig wahrzunehmen. Er sieht über das Gegebene weg und räsoniert darüber, er denkt, fast ohne zu leben. Der Schulstreit zwischen Humanisten und Realisten beweist dieses auf eine auffallende Weise. Die erstern haben recht, denn die letztern wissen selten, was sie wollen. Ein tüchtiges Leben macht sich selber Platz, und wo es herrscht, muß alles Räsonieren schweigen. Man braucht nur unsere Universitäten zu kennen, um zu erfahren, wie vereinzelt die Naturwissenschaft als Bildungsmoment in Deutschland noch dasteht. Während diese das ganze Leben umzugestalten verspricht, während die überraschendsten Entdeckungen mit großer Schnelligkeit sich folgen, bleibt der deutsche Gelehrte in dieser Wissenschaft auf eine bedauernswerte Weise unkundig; und doch erwartet sie gerade ihre tiefere geistige Ausbildung in Deutschland. Die abstrahierende Philosophie ist ein solcher Versuch im Großen über die Natur weg, ja über das ganze Dasein und das Leben weg zu denken und zu reden. Die populären naturwissenschaftlichen Werke der Engländer werden übersetzt und müssen wohl auch gekauft werden; ich habe aber noch nicht erfahren, daß sie von denen gelesen würden, für welche sie bestimmt sind.

Man sucht auf eine andere Weise, was mit ganzen Schriften kaum gelingen wird, sich Eingang zu verschaffen, man zerstückelt die Wissenschaft bis ins Unendliche und teilt die kleinen Brocken auf homöopathische Weise dem Volke in Pfennigmagazinen mit; aber auch hier sucht das Volk die historischen Anekdoten wie die Rosinen aus dem Brei hervor und läßt diesen ungenossen liegen. Die Geschichte wird aber den Deutschen nicht bloß in populären Schriften, sondern auch in Romanen und Dramen mit tragischer und sentimentaler Sauce zubereitet und dargereicht, und Gott weiß, in welcher Gestalt sie das Volk durchdringen wird, wenn

die immer gewaltiger sich aufhäufenden Dokumente auf der einen Seite, die ästhetische Verzerrung auf der andern und das vermittelnde Räsonieren, welches sich zwischen beiden ausbildet und von beiden ausgeht, wenn das politische Geschrei, welches dazwischen tönt und alles untereinander verwirrt, wie bis jetzt in steigender Progression zunehmen sollten.

So viel aber ist entschieden, es verbirgt sich, wenn auch noch so chaotisch, eine intelligente Tendenz in dieser Richtung des Tages. Die Neigung, an dieser teilzunehmen, wenn auch nicht die Kraft, wächst fortdauernd, und obgleich ein religiöser Sinn wieder wach wird, und mit diesem ein sittlicher, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dieser Sinn sich mächtig ausbreitet, wie jenes intelligente und verworrene Streben.

Lavater

Kopenhagen 1792

Nun geschah es, daß Lavater seine vornehmen christlichen Freunde in Holstein besuchte und von da auf einige Wochen nach Kopenhagen kam. Man kann sich denken, daß er uns nicht unbekannt war. Wir kannten einige seiner Schriften; seine Physiognomik war von uns mit vielem Interesse durchgeblättert, sein Versuch, Moses Mendelssohn zu bekehren, hatte unsere Teilnahme erregt, und die Leidenschaft, mit welcher er von einigen angebetet, von andern bekämpft wurde, war uns nicht unbekannt. Das war nun die erste bedeutende Notabilität, die aus dem geistig bewegten Deutschland in unsere Mitte trat, und wir erwarteten seine Ankunft mit großer Spannung. In der reformierten Kirche predigte er, und ich sah und hörte ihn. Seine Gestalt, wie sie mir vorschwebt, war höchst interessant. Der lange schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig

durchlebten Vergangenheit und von inneren Kämpfen, seine Augen überraschten durch Feuer, Glanz und Klarheit. Wie ich mich erinnere, erschien er mir älter, als er damals sein konnte; er war, wie ich beim Nachschlagen finde, zweiundfünfzig Jahre.

Die nicht große reformierte Kirche war gedrängt voll, in der Versammlung herrschte eine feierliche Stille. Wir erwarteten zwar eine harte Aussprache. Unter den deutschen Ärzten hatten einige den Schweizer-Dialekt nachzuahmen gesucht; der Kontrast gegen die herrschende Aussprache war um so auffallender, da das Dänische in Kopenhagen noch verweichlicht erschien; als daher die scharfe an dem Gaumen klebende Stimme, die hohlen, schneidenden Töne des berühmten Mannes sich vernehmen ließen, machten sie einen solchen Eindruck auf mich, daß ich das Gebet fast überhörte. Ich mußte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Rede horchen, wenn ich sie verstehen wollte. Nun war es aber höchst merkwürdig, wie diese Rede mich gewann und ergriff. Es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus. Es war mir, als hörte ich zum erstenmal eine Stimme, nach der ich mich lange gesehnt hatte. Seine Predigt handelte vom Gebet. Jenes innere, tief verborgene und doch mächtige Leben meiner Kindheit, wie ich es in der stillen Kammer meiner Mutter kennen gelernt hatte, wie es tief das belebende Innere ergriff, nach außen aber nur leise flüsternd sich vernehmen ließ, schien plötzlich wach geworden zu sein, schien mich, den Schlummernden, aus dem langen Schlafe mit Donnerstimme aufzurütteln. Er schilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da sich zu gestalten vermag, wo man ein innerlich selbst Erlebtes ausspricht, jene äußeren und inneren Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen sei. Die Sprache, die mir anfangs so zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer

schöner, heller, ja anmutiger, sie schien mir mit dem belebenden Inhalt so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich. Wenn er einen Zustand innerer Hoffnungslosigkeit geschildert hatte, hielt er einigemal inne und rief dann mit lauter Stimme: — Betet! — das e wurde fast wie ein Diphthong ausgesprochen, die harte Aussprache verdoppelte das t und dennoch hatte, gerade so ausgesprochen, dieses Wort eine ungeheure Gewalt. Es rief laut, ja zerschmetternd in mein Innerstes hinein, und ich habe es in meinem ganzen Leben nicht wiederholen können, ohne wenigstens etwas von dem tiefen Eindruck zu empfinden, der mich damals erschütterte.

Das eigentliche Gebet konnte ich freilich in dem Zustande, in welchem ich damals lebte, nicht wiederfinden, die Erschütterung, die mich ergriffen hatte, je heftiger sie war, verschwand desto schneller; aber ein Stachel war in meine Seele geworfen, der niemals ganz abgestumpft wurde.

Abreise von Kopenhagen

1794

Wer den Gang meiner Bildung mit einiger Aufmerksamkeit und Teilnahme verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben sein, daß ich mich innerlich nach Deutschland hingezogen fühlte; daß aber das Fahrzeug, welches nach dem hohen Norden hinsteuerte, bestimmt war, mich nach einer vorübergehenden Heimkehr von meiner ganzen Umgebung loszureißen, mich an ein fremdes Land, an ein fremdes, mir zwar geistig wie durch Herkunft verwandtes Volk, auf immer zu fesseln, daß dieses Schiff bestimmt war, was mir selber wie meinen Freunden ein verborgenes Geheimnis blieb, hervorzuheben und mir klar zu machen, konnte ich freilich nicht ahnen, als ich tief bewegt die Schiffsleiter bestieg.

Bildung der Frauen

Niebuhr macht in einem seiner Briefe eine Bemerkung, die mich überrascht hat. Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts, schreibt er, scheinen eine höhere Bildung erhalten, einen zarteren Sinn ausgebildet zu haben als die Männer. Es scheint ihm ein noch unaufgelöstes Rätsel und der Mühe wert zu sein, der Quelle dieser Bildung nachzuspüren; er erinnert an Klopstocks Meta und so viele andere Frauen, die in einer doch im ganzen rohen Umgebung jenen zarten Sinn entwickelt hätten. Der nächste Grund dieser Erscheinung scheint mir doch nahe genug zu liegen. In einer ruhigen Zeit, der alle heftige Aufregung fremd war, in welcher, wo einiger Wohlstand herrschte, die stille Ordnung des häuslichen Lebens in wohlhabenden Familien sich immer auf die nämliche Weise wiederholte, verfloß das Leben der Frauen in großer Einförmigkeit. Es war die Zeit, in welcher die englischen Romane in Übersetzungen Deutschland, aber auch Dänemark überschwemmten. Ich selbst hatte in dem stillen Familienkreise meiner Eltern den Einfluß erlebt, den diese Schriften ausübten; auf die Männer konnte er nur vorübergehend sein, wenn er überhaupt stattfand; auf die Frauen mußte er eine ungleich größere Gewalt ausüben. Die Eltern waren weniger auf die Schädlichkeit der Romane aufmerksam, und sie schienen wohl auch weniger schädlich. Die Mädchen, wenn die Jahre herannahten, in welchen sie von unbestimmten Gefühlen und Ahnungen bewegt werden, in welchen sie leider erwarten müssen, ob endlich ein männliches Herz für sie schlagen wird, versenkten sich in Träume, die ihre verborgenen Hoffnungen nährten und ausbildeten: daher die leidenschaftlichen Neigungen der Frauen gegen eine jede dichterische Natur. Einzelne Äußerungen und die Gewalt, welche die großartige Umgebung auf mich ausübten,

ließen das Mädchen wohl ahnen, daß ich mehr in Träumen als in der Wirklichkeit lebte, daß ich sehr verschieden war von den übrigen Männern, und meine Teilnahme an ihrem Geschick konnte ich nicht verbergen.

Stimmungen. Skeptizismus

Bergen 1794

Es liegt ein Tagebuch aus dieser Zeit vor mir, welches ein trauriges Zeugnis ablegt von der inneren Zerrissenheit, in der ich lebte. Zwar ein junger Mann in seinem 21. Jahre, von ursprünglich heiterer Gemütsstimmung, konnte nicht fortdauernd in einer solchen Qual leben. Ich muß aus dem Tagebuche schließen, daß diese Unruhe oft verschwand, eben wenn sie den höchsten Gipfel erreicht hatte, und meine ursprünglich fröhliche Zuversicht brach sich wieder Bahn.

Seltsam und zugleich schauderhaft ist es mir, daß in dieser Zeit keine Ahnung, keine tröstende Erinnerung an die Religiosität meiner Kindheit hervortrat. Es war ein heftiger Trotz, der sich allem Unglück gegenüber stemmte, und dieser wechselte wieder mit einer weichlichen Sentimentalität. Mit einer gewissen Schamröte durchblättere ich das Tagebuch, und wenn nicht einzelne Fragmente aus einer besseren Zeit sich vorfänden, wenn nicht Bedeutenderes in lichten Augenblicken laut würde, ich könnte an meiner früheren Jugend irre werden.

Und dennoch war es eben diese Zeit, die zuerst einen tieferen Skeptizismus in mir erzeugte. Ich ward zum Pyrrhonismus hingetrieben, und dieser versuchte, sich als Gesinnung zu gestalten. „Du bist" — sagte ich mir einst, als mir die Nichtigkeit des Daseins einleuchtend war — „daß du gewesen bist, ist doch nur eine Modifikation der Vorstellung deines gegenwärtigen Daseins — daß du sein wirst, ist unter allem das Ungewisseste, und daß

du bist, die Gegenwart, die du damit ausdrücken willst, verschwindet in der Form der Vergangenheit und in der Ungewißheit der Zukunft, indem sie ausgesprochen wird." Diese Art des Skeptizismus ist eine Trivialität geworden, ich weiß es wohl, aber wenn sie einem jungen Manne nicht von außen mitgeteilt wird, sondern von innen sich hervordrängt und das Dasein selbst in seinem tiefsten Grunde zu erschüttern droht, übt sie eine furchtbare Gewalt aus. Nicht nur aus meinem Tagebuche tritt der Moment, in welchem mich dieser Zweifel ergriff, hervor, er steht fortdauernd in meinem Gedächtnisse, und auch in späteren Epochen meines Daseins wollte er sich hervordrängen. Er ward vorbereitet durch eine Art wilder Naturanschauung, die Geschichtliches und Physisches zusammenfaßte, alles in einer üppigen Produktion begriffen betrachtete, die unheimlich, ja widerwärtig ward und jedes Erzeugte als ein Unwürdiges sofort beiseite warf, um mit einem Neuen denselben vernichtenden Prozeß vorzunehmen. Es lag in diesem Zweifel an dem Dasein, der eine wahre Verzweifelung wurde, ein völliges geistiges Aufgeben seiner selbst, welches nicht bloß für das Erkennen, sondern auch für die Sittlichkeit höchst gefährlich ward. Man muß sich erinnern, daß ich die Spekulation früher, wie sie sich hervordrängen wollte, gewaltsam zurückhielt, daß sie, wo sie mir damals nahetrat, niemals als Zweifel, vielmehr als die frische Zuversicht eines lebendigen Daseins erschien. Der Skeptizismus aber, wie er mich hier ergriff, hatte nichts Positives: er war eine rein vernichtende Negativität, die jede Produktion ausschloß und jede Tätigkeit lähmte. Ich finde in meinem Tagebuche keine Äußerung, die der Spekulation näher zu treten schien. Eine wilde Sukzession der sich verschlingenden Erzeugnisse ward in der ruhenden Kreisform aufgenommen, die gerade Linie der wechselnden Gestalten erschien gebogen, sich in sich zu schließen, aber dieser geschlossene Kreis faßte nur den ver-

worrenen Wechsel, um ihn zu fixieren, es quoll aus dieser Einheit kein Leben hervor.

Dennoch, so tief erschüttert ich in allen Momenten meines Daseins war, so traten doch fröhliche Stunden, ja Tage hervor; es waren solche, in welchen mich irgend ein geistiger Gegenstand recht lebhaft beschäftigte: aber diese Freude verschwand schnell, ja ich konnte ein tiefes Mitleid mit mir selber fühlen, wenn ich bedachte, wie diese hellen Tage grundlos über der verschlingenden Tiefe eines zertrümmerten Daseins schwebten.

Entschluß zur Reise nach Deutschland

Es mußte ein Entschluß gefaßt werden, das sah ich ein; meine Reise schien mir durchaus eine mißlungene; von dem, was ich ausrichten wollte, war, so glaubte ich, nichts geschehen; mit dem dürftigen Resultat meiner Untersuchungen wieder in Kopenhagen zu erscheinen, war mir unerträglich. Da entstand plötzlich der Entschluß, nach Deutschland zu reisen; zwar war mir die deutsche Sprache sehr wohl bekannt, aber ich sprach sie höchst unvollkommen. Dieser Schwäche war ich mir wohl bewußt aber sie entmutigte mich nicht. „Alles, was die Deutschen wollen," sagte ich mir, „was ihre größten Geister suchen, ist auch Gegenstand deines sehnsüchtigen Strebens; dort regt sich ein geistiger Kampf, an dem du teilnehmen mußt; du bist hier, aber jetzt schon lebst du dort; erst, wenn es dir gelungen ist, dich auszuzeichnen, wirst du nach Kopenhagen zurückkehren." Indem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, war es mir, als wenn alles Beängstigende der Gegenwart plötzlich verschwände, und die ganze frische Zuversicht meiner Jugend, meines Temperaments trat wieder hervor. „Die Resultate deiner Reise fordern deine Gegenwart keineswegs, du kannst den Bericht über das Gefundene und Entdeckte von hier, oder besser von Hamburg aus,

der Gesellschaft zustellen." Das Letztere erschien mir als das Richtigste. Meine Freunde in Kopenhagen sollten erst etwas von mir erfahren, wenn ich den deutschen Boden betreten hatte.

Moralische Selbstschau

Kiel 1796

Unter meinen jungen Freunden waren mehrere, die sich durch Geist und großen wissenschaftlichen Eifer auszeichneten; einige, die sich auch später einen nicht unbedeutenden Ruf erworben hatten. Zu denen, die ich gern besuchte, obgleich seltener, gehörte ein Verwandter des alten Hensler, der, soweit ich mich erinnere, eben als Arzt promoviert hatte. Er wird öfters in der Niebuhrschen Korrespondenz erwähnt und schwebt mir als ein kenntnisreicher, ruhiger und besonnener Mann vor, dessen Umgang für mich lehrreich und förderlich war. Ein zweiter, mit dem ich näher bekannt wurde, war der jetzt noch lebende, auch als theologischer Schriftsteller bekannte General-Superintendent in Schleswig, Dr. Callisen. Wir trafen uns in späteren Jahren auf Reisen. Ich sah ihn mit Freuden vor wenigen Jahren in Berlin, und noch als assistierenden Geistlichen bei der Krönung des dänischen Königs 1840, und wir hatten Gelegenheit genug, uns alter Freunde und früherer Jugendereignisse zu erinnern.

Jeder junge, lebhafte Mensch, äußerlich wie innerlich angeregt und in jeder Rücksicht sich selbst überlassen, ist nur zu geneigt, sich sittlich gehen zu lassen, und wird er nicht teils durch eine bessere Natur, teils durch Jugenderinnerungen, die, wenn auch nicht geflissentlich hervorgerufen und erhalten, dennoch ihre frühere Gewalt nicht ganz verlieren, unterstützt, dann kann er leicht auf eine bedenkliche Weise herabsinken. Es gibt aber ein trauriges Mittel, durch welches er auf sich selbst sittlich aufmerksam wird; das sind sittliche Vergehen, deren er sich schuldig macht; und

indem er oft genug Gelegenheit findet zur Reue, wird er zu gleicher Zeit ernsthaft ermahnt, seine Handlungen und Gedanken einer strengen Aufsicht zu unterwerfen. Diese Betrachtungen bedenklicher Art, die es nicht verhehlen sollen, daß ich mich sittlich in einer schwankenden und keineswegs gefahrlosen Lage befand, sollen das Andenken an einen Freund erneuern, dessen Umgang mir eben damals in sittlicher Rücksicht heilsam und förderlich war, obgleich die Mittel, die ich auf seinen Rat ergriff, leicht auf eine andere Weise hätten gefährlich werden können. Es war B., der Sohn eines sehr berühmten dänischen Kanzelredners, der sich, als er nach Deutschland und Frankreich reiste, einige Zeit, und bei seiner Rückreise noch länger, in Kiel aufhielt. Er machte mich auf den großen Nutzen einer fortdauernden sittlichen Aufsicht über sich selbst aufmerksam. „Wir müssen", behauptete er, „jeden Abend die Gedanken und Handlungen des Tages einer strengen Kontrolle unterwerfen, und damit wir unsere moralischen Fort- oder Rückschritte mit Sicherheit übersehen können, sei es durchaus nötig, den rücksichtslosen Richterspruch, den wir gegen uns selbst aussprechen, alle Abende genau zu verzeichnen."

Der scheinbare Nutzen eines solchen Verfahrens ist leicht einzusehen. Moralische Bedenken, durch solche Betrachtungen hervorgerufen, sind peinigender Art; man wünscht, auf jede Weise sie zu befriedigen. Ein moralisches Tagebuch zu führen, lag nun freilich gar nicht in meiner Natur, aber dennoch hielt ich es für heilsam, mich einer solchen Zucht zu unterwerfen; ich setzte das Tagebuch in der Tat einige Monate lang fort, aber diese Zeit war keineswegs erfreulicher Art. Schon des Morgens ängstigte mich der Gedanke an die sittliche Quälerei, die des Abends anfangen sollte. Man wird sich sehr irren, wenn man glaubt, daß diese Angst etwa mit der Menge der inneren und äußeren Ver-

gehungen, deren ich mich schuldig gemacht zu haben glaubte, ab- und zunahm; das war keinesweges der Fall; vielmehr war mir die Arbeit selber in der Seele zuwider, mochte ich nun Grund finden, mich am Abend zu loben oder zu tadeln; ja das erste war mir eben das Bedenklichste nicht allein, sondern auch das Widerwärtigste. Allerdings lebte ich in einer außerordentlich sittlichen Reizbarkeit; die beständige Reflektion machte mich bei den unbedeutendsten Handlungen unsicher und schwankend, und was das Produkt einer kaltblütigen Überlegung sein sollte, nahm unwillkürlich ein phantastisches Gepräge an. So erschien mir mein Gewissen selbst als ein zartes Kind; lächerlich genug sah ich es öfters wie eine Puppe im Glasschranke; bald lächelte es mich freundlich an, bald erschien es drohend und finster; ja, dieses Bild verfolgte mich nicht bloß im Traume, sondern auch am Tage, und die dürftige Symbolik, die aus einer dürren Reflektion entstanden war, der Fetischismus der Sittlichkeit, war so armselig, daß auch dieses Bild mir zuletzt nicht nur fatal, sondern auch verdächtig ward.

Endlich hörte ich eine Schrift nennen, „das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst". Daß mir dieselbe unter diesen Umständen wichtig sein mußte, war natürlich, um so mehr, da Lavater, der schon einige Jahre früher in Kopenhagen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte, als der anonyme Beobachter seiner selbst genannt wurde. Ich habe seitdem dieses Buch nicht einmal gesehen. Ich erfuhr die Gründe, die ihn bestimmt hatten, sein tägliches Betragen zu belauern und alle Abende zu kritisieren. Es waren die bekannten, die ich zum Teil von meinem Freunde gehört, zum Teil mir selbst ausgedacht hatte. Ich las weiter, wie der Mann alle seine Fehler, die er künftig zu unterdrücken hatte, sich vorzählte. Ich hatte es eben so gemacht. Die schönsten Entschlüsse folgten darauf; sie sahen

den meinigen sehr ähnlich. Ich las aus einer Art verdrießlichen Pflichtgefühls weiter; Teilnahme konnte mir das Buch gar nicht abgewinnen. Ich sah, wie der Mann, gerade wie ich, sich abquälte, wie er sittlich vor- und dann wieder zurückschritt, wie er sich an einen jeden Schein sittlicher Besserung anschloß; heute ist es dir gelungen, einen Ausbruch des Zornes zu unterdrücken, hieß es dann manchmal; heute hast du Spuren des Wohlwollens gegen einen feindlich gesinnten Menschen in deiner Seele entdeckt, heute hast du einem Vorteile entsagt, um deiner besseren Überzeugung treu zu bleiben, und dergleichen. Eine jede kleine Summe, die einem Bettler gegeben ward oder sonst der Armut geopfert wurde, war sorgfältig aufgezeichnet.

Es war mir sehr heilsam, diese inneren Umtriebe der Seele in ihren eigenen Tiefen, die so viele Ähnlichkeit mit meinen eigenen hatten, als das Erzeugnis eines mir fremden Menschen vor mir zu sehen; das sittlich Schiefe darin ward mir plötzlich klar. Es ist unmöglich, sagte ich mir, eine solche Selbstbeobachtung fortzusetzen, wenn das Resultat derselben nicht eine Überzeugung von dem beständigen Fortschreiten einer moralischen Besserung ist. Zum Glück hatte ich eben in dieser Zeit Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" mit großer Aufmerksamkeit und Interesse gelesen. Die reine Redlichkeit der Gesinnung, die in dieser Schrift herrscht, hatte mich mehr noch als die religiöse Ansicht angesprochen, und es war mir klar geworden, daß wir, indem wir der sittlichen Legalität unserer Handlungen, wenn auch noch so peinlich, nachspüren, niemals eine sichere Überzeugung von unserer wirklichen sittlichen Gesinnung erhalten können, daß wir vielmehr, indem wir uns auf eine solche Weise in uns selbst hineingrübeln, immer mehr in eine Selbsttäuschung hineingeraten, die fähig ist, die echte lebendige Sittlichkeit in ihrer tiefsten Wurzel zu verletzen. Endlich fiel es mir mit einer

Art Schauder auf, woran ich bis dahin nicht einmal gedacht hatte, daß diese geheimsten Beratungen einer Seele mit sich selber mir und aller Welt gedruckt vor den Augen lagen; ich las jetzt erst die Vorrede: wie das Manuskript zufällig in fremde Hände geraten und ohne Wissen und Willen des anonymen Verfassers gedruckt sei.

Es klang mir wie eine schlechte Entschuldigung; ich warf das Buch weg und zerriß dann mein Tagebuch. Ich fühlte mich von jetzt an wie ein entlassener Gefangener; doch wage ich nicht zu behaupten, daß die Freude, die ich bei der Befreiung empfand, rein sittlicher Art war. Die Quälerei war nun zu Ende, aber die zwei Monate waren nicht unnütz verschwunden. Ich war für eine lange Zeit aufmerksam auf mich selbst, und der Grund war gelegt zu einem inneren Ernste, der mich zwar nicht immer schützte, aber nach einem jeden Falle eine tiefere Reue als bisher erzeugte. Nur blieb mir die echte Quelle der lebendigen Sittlichkeit leider noch immer verborgen, obgleich eine leise Erinnerung aus meinen Knabenjahren mich dunkel daran mahnte, daß sie einmal mir näher gewesen war und mich belebt und erfreut hatte.

Mackensen. Köster

Kiel 1796

Zu meinem höchst vertrauten und mir sehr heilsamen Umgange gehörte, nachdem dieses moralische Fieber überstanden war, vorzüglich ein Privatdozent, der etwa ein halbes Jahr später als ich in Kiel auftrat. Er ist als Verfasser von einem Paar kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit sehr viel Aufsehen machten, bekannt geworden. Die eine dieser Schriften handelte über den Ursprung der Sprachen (sie war in dem siebenten Stücke der Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, 1797, die damals in Braunschweig herauskamen, abgedruckt). — Diese Schrift, die

wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben scheint, ist wahrhaft geistreich, und wenn sie auch ihre Aufgabe nicht in ihrer völligen Tiefe ergriffen hat, so ist doch die ganze Art, wie sie aufgefaßt ist, eigentümlich und bedeutend. Der Verfasser leugnet entschieden, daß die Sprache erfunden sei; er zeigt, daß sie, um erfunden zu werden, ein Denken voraussetzt, welches schon ohne Sprache unmöglich wäre.

Eine zweite Schrift von ihm, die mir abhanden gekommen ist, war über Deutsches Nationaltheater. Sie machte ein großes Aufsehen, sie ward als ein Erzeugnis eines der vorzüglichsten Geister der damaligen Zeit betrachtet, und wenn der Verfasser von dem Rezensenten mit einer scheuen Verehrung behandelt wurde, so lag der Grund dazu in der Voraussetzung, daß es der berühmte Leisewitz wäre, der nach langen Jahren das Stillschweigen gebrochen hätte, um sich über einen wichtigen und so allgemein interessanten Gegenstand zu äußern. Und in der Tat, diese kleine Schrift zeichnete sich unter allen ähnlicher Art in damaliger Zeit auf eine auffallende Weise aus. Man konnte glauben, daß Lessing wieder erstanden wäre, denn alles war auf eine wahrhaft eigentümliche Weise behandelt; die Sprache hatte eine leichte Klarheit, die Gedanken eine geistreiche Beweglichkeit, die man damals in der sogenannten ästhetischen Literatur nicht kannte. Allgemein glaubt man, daß die Gebrüder Schlegel und Tieck die ersten waren, welche die sittliche Armseligkeit, die in den Kotzebueschen Stücken herrschte und das Theater auf lange Zeit herabwürdigte, angegriffen haben. Der Erste war aber in der Tat Mackensen, der auf eine siegreiche Weise die Gemeinheit der Kotzebueschen Dramen nachwies.

Mackensen war sehr genau mit Kants Philosophie bekannt, und ein enthusiastischer Verehrer dieses Philosophen. Sein Eifer veranlaßte auch mich zu einem gründlicheren Studium dieser Philo-

sophie. Er war ein stiller Gegner von Reinhold, und ich weiß nicht, was mich von diesem in mancher Rücksicht verdienten Manne zurückstieß. Ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in Kiel versäumt, seine Bekanntschaft zu machen.

Obgleich Mackensen mit vieler Leichtigkeit schrieb, so hatte er doch nicht die Gabe der Rede und verstand es nicht, die Zuhörer anzuregen und zu fesseln. Ich besuchte seine Vorträge über die allgemeine Grammatik, die freilich noch nicht die lehrreiche und fruchtbare Ausdehnung hatte, die sie später erhielt, mich aber durch viele mir neue scharfsinnige Bemerkungen anzog. Das Auditorium war in der ersten Stunde sehr gefüllt, nahm aber plötzlich ab, sank nach wenigen Tagen bis auf vier bis fünf Zuhörer herab, und auch diese kamen sehr unordentlich. Ich begleitete ihn gewöhnlich, wenn er las, und kaum waren vierzehn Tage nach Anfang der Vorlesungen vergangen, als wir ein ganz leeres Auditorium fanden. Es war mir peinigend, einen Mann, für den ich eine sehr große Achtung hatte, in diese Lage versetzt zu sehen. Mackensen aber schien die Sache sehr leicht zu nehmen. „Wünschen Sie," sagte er, „daß ich die Vorlesungen fortsetze, dann bleibe ich zu Hause." Ich tat es gern; das Anerbieten war mir angenehm. Die Vorlesung verwandelte sich in ein tägliches regelmäßiges Gespräch, und hier erhielt ich zuerst einen Begriff von einer Wissenschaft, die sich später in einer so bedeutenden Ausdehnung ausgebildet hat, und die ohne allen Zweifel eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen Geschichte enthält. Hätte ich diese Wissenschaft früher kennen gelernt, dann würde sie mich viel entschiedener in Anspruch genommen haben. So, von eigenen Aufgaben ergriffen, erregte sie nur ein vorübergehendes Interesse, hing zu genau mit der Neigung, die ich zu dem Lehrer hatte, zusammen, und verlor sich, als ich von ihm getrennt wurde. Dennoch werde ich nie die lehrreichen Stunden

vergessen, die ich auf diese Weise mit ihm zubrachte; sie sind mir in mehr als einer Rücksicht sehr wichtig geworden, und ich rechne ihn ohne Bedenken zu den geistreichsten Männern, die ich kennen gelernt habe. Er würde, hätte er länger gelebt, einen bedeutenden Ruf erlangt haben. Ich war zwar ein entschiedener Verehrer, aber keineswegs sein knechtischer Nachahmer. Seine Gedanken trugen das Gepräge der ursprünglichen freien Erzeugung; sie gehörten ihm im eigentlichen Sinne. Er starb, kurz nachdem ich Kiel verlassen hatte, im Sommer 1798, im besten Alter, angesteckt von einer epidemischen Ruhr, die so gefährlich ward, daß die Studierenden die Universität verließen und alle Vorlesungen geschlossen wurden.

Ein anderer merkwürdiger Mann, der zu meinem Umgange gehörte, war der Prediger Köster, ein höchst origineller, hypochondrischer Humorist. Er zog sich von der Gesellschaft zurück, lebte nur mit sehr wenigen Freunden, und schloß sich in den letzten Zeiten an Mackensen und mich an. Seine Laune wechselte plötzlich zwischen der finstersten Hypochondrie und der übermütigsten Lustigkeit. Mir war die letztere fast grauenhafter als die erstere; denn die grenzenloseste Bitterkeit, mit welcher er dann alle Menschen und Verhältnisse beurteilte, der scharfe Witz, mit welchem er schneidend eine jede menschliche Schwäche traf, hatte etwas durchaus Vernichtendes. Sein Lachen war, wenn er von einer solchen Laune ergriffen ward, laut, fast konvulsivisch und furchtbar. Er zeichnete sich durch eine merkwürdige lakonische Art, sich zu äußern, aus. Sein Vater, ein vermögender Kaufmann in Glückstadt, scheint mit ihm viel Ähnlichkeit gehabt zu haben, und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war merkwürdig. Sie schienen mit gleicher harter Verschlossenheit einander gegenüber zu stehen. Als mein Freund Garnisonprediger wurde, schrieb er seinem Vater folgenden Brief:

„Ich bin Garnisonprediger geworden. Johann Köster."
Der Vater antwortete:

„Das ist mir lieb. Johann Köster."

Dieser Mann hatte eine ausgebreitete Belesenheit, und alles, was er las, erhielt in seinem Geiste ein sehr eigentümliches, meist bizarres Gepräge. Wie die Frauen mit einem sicheren Instinkte die geselligen Schwächen der Männer entdecken, so besaß er einen ähnlichen Instinkt zur Entdeckung einer jeden Schwäche der Schriftsteller. Und eben die vorzüglichsten wurden dann der Gegenstand seines treffenden Spottes. Ich habe nie einen Mann gekannt, der meiner oft enthusiastischen Bewunderung bedeutender Geister gefährlicher ward als er.

Kant, Schiller, ja Goethe erschienen, wenn er sie in ihrer Schwäche darstellte, fast in einem lächerlichen Lichte. Es gibt keinen Menschen, auch der vorzüglichste und am reichsten begabte nicht ausgenommen, der nicht an irgend einer Schwäche leidet, die, wenn sie, richtig erkannt und scharf hervorgehoben, uns nahe gerückt wird, alle seine Vorzüge, wenigstens vorübergehend zudeckt, wie die Hand den Glanz der Sonne zu verhüllen vermag. Die Überraschung, die uns ergreift, wenn wir einen Menschen, den wir verehren und bewundern, plötzlich in eine Karikatur verwandelt sehen und uns gestehen müssen, daß diese wirklich in ihm versteckt liegt und nun mit scharfsinniger Wahrheit hervorgehoben wurde, hatte zwar anfänglich für mich etwas Ergötzliches: doch aber entstand ein peinigendes Gefühl, welches ich baldmöglichst loszuwerden suchte. —

Ich war in meiner Jugend ein entschiedener Enthusiast. Irgend etwas, was mich in einer Schrift ansprach, was mir neu, lehrreich, fruchtbar schien, riß mich hin, ja machte mich blind gegen die Fehler des Schriftstellers. Nur was mir affektiert, unwahr, geliehen und aus der zweiten Hand, dennoch mit An-

sprüchen erschien, stieß mich entschieden zurück. Ich habe es während meines Umganges mit diesem bitter tadelnden Manne erlebt, wie durchaus vorübergehend sein Tadel über Menschen oder Schriften, die ich sonst liebte und schätzte, mir jederzeit war. Er verschwand, wenn mich der geliebte Mensch, die geschätzte Schrift in seiner Abwesenheit beschäftigte, und ich konnte mich dann nicht einmal auf den Tadel besinnen.

Erste deutsche Schrift

Kiel 1796/7

Ich sah wohl ein, daß ich in meiner damaligen Lage als Schriftsteller hervortreten müßte. Ich wählte ein Thema, welches mir geläufig war. Meine erste deutsche Schrift: „Über die Mineralogie und das mineralogische Studium, 1797", erschien anonym. Sie fand eine größere Anerkennung, als sie verdiente. Es ist merkwürdig, wie ein junger Mann oft das Beste, was er besitzt, zurückhält und sich entschließt, etwas sehr Unbedeutendes drucken zu lassen. Wenn ich erwäge, was mich dazu bewog, das Bessere, was ich wohl zu leisten vermochte, zurück zu halten, so sehe ich wohl ein, daß mir der Mut fehlte, das Eigentümliche auszusprechen. Durch Mackensen angeregt, hatte ich angefangen, Kant zu studieren; aber die ganze Aufgabe, die Kant sich gestellt, war mir eigentlich noch fremd, und das spekulative Element, welches in mir gährte, hatte keine geschichtliche Basis, es beunruhigte mich, ohne mich zu fördern. In der Tat erschrecke ich fast, wenn ich den ungeschickten Gebrauch betrachte, den ich in dieser Schrift von der Philosophie machte. Die wunderlichen Bedingungen und Beschränkungen, unter welchen ich das Streben, die Natur in ihrer Einheit lebendig aufzufassen, als ein unwiderstehliches annahm, und dennoch nicht gelten ließ, weil mir Kant alle Hoffnung auf Erfolg abgeschnitten hatte, erzeugten etwas

Peinliches. Aber ich glaubte nun einmal, als junger Dozent unter dem Schutze der herrschenden Philosophie hervortreten zu müssen. Mackensen sprach über diese Arbeit mit freundlicher Schonung, obgleich er, wie ich nicht zweifle, die Schwächen derselben recht gut erkannte. Köster behandelte sie durchaus schonungslos, und als die Schrift gedruckt vor mir lag, erschien sie mir selbst dürftig, leer, bedeutungslos. In der Tat hat auch kein Mensch jemals auf das Räsonnement geachtet. Die Schrift hat in den Handbüchern der Mineralogie einige zwanzig Jahre lang eine Stelle gefunden, und zwar als eine Art Anleitung zur Geschichte dieser Wissenschaft. Auch war vielleicht diese voran-geschickte geschichtliche Literatur der Mineralogie, obgleich auch ziemlich dürftig, bei dem damaligen Stande der Wissenschaft, nicht ganz ohne Verdienst. Nur der schwedische Mineralog Wallerius hatte eine kurze Anleitung zur Geschichte der Mineralogie geschrieben; meine war später und auch in einigen älteren Epochen vollständiger. Jetzt hat diese jugendliche Arbeit allen Wert verloren.

Einfluß der Spekulation

1797

Jetzt wird es Zeit sein, die Epoche meines Lebens dar-zustellen, in welcher die Macht der Spekulation mich ergriff, um mich niemals wieder zu verlassen. Mir scheint ein solches Be-kenntnis, eine wissenschaftliche Konfession, selbst wenn sie das Gepräge der Subjektivität zugesteht, von großer Wichtigkeit. Ein jeder Philosoph sucht die persönlichen Bedingungen seiner wissenschaftlichen Darstellung so viel wie möglich zu verdrängen, damit seine wissenschaftlichen Bestimmungen einen universelleren und allgemein gültigeren Wert erhalten; er hat recht, er ist dazu verpflichtet; alle feste wissenschaftliche Sicherheit beruht

darauf, daß es ihm gelingt. Dennoch haben die persönlichen Bedingungen, unter welchen die wichtigsten Aufgaben ihm zuerst entgegentraten, für die Wissenschaft selbst eine große Bedeutung. Das Bewußtsein von der Wichtigkeit solcher rein persönlichen, durch die Eigentümlichkeit der Menschen, wie durch ihre Schicksale und äußeren Verhältnisse, die nicht bloß zufällig und äußerlich mit jenen verbunden sind, hervorgerufenen Art der Entwicklung, wird in unseren Tagen immer schärfer erkannt. Darin liegt das lebhafte Interesse, welches Biographien jetzt erregen. Man glaubt selbst die tiefsinnigsten Naturen nicht vollkommen zu fassen, wenn man den Gang ihrer Entwickelung nicht zu verfolgen vermag; um so weniger, da die Stufen derselben nie rein und ungehemmt aufeinander folgen. Nicht bloß, was die gesunde Entwickelung fördert, auch was sie hemmt und der ferneren Ausbildung eine schiefe, verschobene Richtung gibt, muß erforscht werden, damit man die Grenze, die Schranke, selbst der vorzüglichsten Naturen, erkennt. Es ist um so notwendiger, weil die schiefe, krankhafte Richtung eben diejenige ist, die durch Ansteckung epidemisch zu werden pflegt, und desto gewisser und gewaltsamer, je mehr sie das ihr äußerlich aufgedrungene Gepräge der Allgemeinheit trägt.

Ohne nun vorauszusetzen, daß der geistige Einfluß, den ich als Schriftsteller und Lehrer ausgeübt habe, von großer Bedeutung sei — weiß ich doch am besten, wie wenig dasjenige, was ich gewollt habe und wie ich es wollte, anerkannt ist; und wie viel Schuld ich selbst in dieser Rücksicht trage — so glaube ich doch, daß es denjenigen, die überhaupt meine literarischen Bemühungen mit einiger Neigung und Teilnahme verfolgt haben, nicht uninteressant sein wird, zu erfahren, wie jener Umschwung in meiner ganzen Denkweise entstand, die mich von jetzt an zwang, von der Einheit, von der Totalität des Daseins ausgehend, alles nur

in Beziehung auf diese zu betrachten und ihm einen Wert beizulegen.

Schon vor meiner Reise nach Kopenhagen hatte diese Umwandlung meines Geistes angefangen. Die Wochen, die ich in Kopenhagen unter den Freunden verlebte, hatten die neue keimende Richtung wieder verdrängt. Dort übten die gegebenen Gegenstände wieder ihre alte Gewalt über mich aus. Alte Erinnerungen wurden mächtig; das vergangene Dasein fesselte mich; eine geheime Macht lag in der mütterlichen Sprache, ja verbarg sich in den eigentümlichen Äußerungen, in den konventionellen Ausdrücken der Gedanken, die mir aus früheren Zeiten entgegenklangen, mit allem Zauber der „süßen Gewohnheit eines glücklichen Daseins und Lebens".

F. H. Jacobi. Fürstin Gallizin

1797

Unter die ausgezeichneten Geister, die zu meiner Zeit Holstein besuchten, gehörte F. H. Jacobi. Ich hatte nichts von ihm gelesen, aber der Ruf stellte ihn als einen der vornehmsten Geister der Zeit dar. Mackensen hatte ihn mit Reinhold irgendwo zusammen gesehen. Beide waren in ein spekulatives Gespräch geraten, und mein Freund erzählte, mit welchem entschieden spekulativen Übergewichte Jacobi erschienen war. Vielleicht hatte seine Abneigung gegen Reinhold einigen Einfluß auf seine Erzählung.

Ich muß hier eines Ereignisses gedenken, welches, obgleich später, mein persönliches Interesse für Jacobi steigerte.

Einst, als ich auf Henslers Bibliothek Bücher suchte, hielt ein großer Wagen, mit vier Pferden bespannt, vor der Tür. Er sah einem mächtigen militärischen Rüstwagen nicht unähnlich; eine Plane deckte ihn zu. Als diese eröffnet wurde, sah ich mit

Erstaunen den Wagen querdurch in zwei Hälften geteilt; beide Räume waren mit Betten angefüllt. Aus dem ersten erhob sich eine lange, schlanke Dame, die nicht mehr jung war, und mit ihr ihre Begleiterin. Sie stiegen aus dem Wagen, gingen in eine Stube hinein, die unten dicht neben dem Eingange war, fragten, ob ich im Hause bekannt sei, und als ich dieses bejahte, forderten sie mich auf, die Fürstin Gallizin bei dem alten Hensler anzumelden. Diese hatte ein durchaus vornehmes, ja gebieterisches Ansehen; ihre Gesichtszüge waren geistig imponierend, und als aus der zweiten Hälfte des Wagens zugleich mit einem Bedienten ein alter Mann heraustrat, der sich durch Ansehen sowohl, wie durch Tracht als ein katholischer Geistlicher darstellte, wußte ich, daß die berühmte Freundin Jacobis vor mir stand. Ich eilte, ihre Ankunft dem alten Hensler bekannt zu machen, und diese Anmeldung machte einen starken Eindruck auf ihn. Er schien erstaunt und bewegt, und eilte, die Dame zu empfangen.

Ich suchte die Bücher, welche ich brauchte, in der Bibliothek auf, verließ schleunig das Haus, weil ich fürchtete, daß meine Gegenwart lästig sein könnte, und habe die Fürstin seitdem gar nicht gesehen. Ich fand diese Reise später in Katerkamps Lebensbeschreibung der Fürstin erwähnt.

Ich hatte gehört, in welchem genauen geistigen Verhältnisse sie zu Hemsterhuis stand, und obgleich ich die Schriften dieses Philosophen nicht kannte, hatte ich doch für ihn eine große Achtung, und glaubte unbefangen, daß er, der mir als ein Platoniker genannt wurde, wohl dahin gelangt war, wo ich noch hinstrebte, und die geistesverwandte Frau erschien mir als eine bedeutende, höchst würdige, ja geheimnisvolle Gestalt. Sie ist mir, wie sie mir entgegentrat, unvergeßlich geblieben, und selbst Jacobi, der diesem Kreise zugehörte, ward mir bedeutender. Es war der erste Blick, den ich, der Fremde, der Scythe, in die

verborgene Geisterwelt hineinwarf, die sich in Deutschland regte, und die sich mir ahnungsvoll eröffnet hatte seit meiner frühesten Jugend.

Die Schrift von Jacobi, die mir in die Hände, fiel war die bekannte „über die Lehre des Spinoza; in Briefen an Mendelssohn".

Philosophischer Umschwung

Diese Schrift hat nun Epoche in meinem Leben gemacht. Es war die erste, die alle schlummernden spekulativen Gedanken in mir konzentrierte und zum Ausbruche brachte. Was mich in Kopenhagen als ein geheimer Besitz, dessen Inhalt ich nicht kannte, als ein verborgener Schatz, der in dem tiefsten Abgrunde meines Innersten ruhte, den ich aber nicht zu heben verstand, von meinen Freunden entfremdete, die ewige, tief liegende Quelle, aus welcher alle meine Genüsse der Natur und des geschichtlichen Lebens entsprangen, was in der trüben Einsamkeit, während meines Aufenthaltes in Bergen, sich mir mehr in wüsten Anschauungen, als in bestimmten Ansichten aufdrängte, das schien hier mir entgegen zu kommen in seiner höchsten Konzentration; der Schlüssel zu allen den verschlossenen Geheimnissen bot sich mir dar, und ich ergriff ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die meisten der abstrakten Begriffe, wie ich sie hier fand, waren mir fremd, und doch glaubte ich, sie vollständig zu verstehen in der Verbindung, in welcher sie laut wurden. Es war mir eine neue Welt aufgeschlossen, und dennoch glaubte ich, eine alte, mir längst bekannte zu begrüßen. Ich vertiefte mich in diese Schrift; eine jede Zeile war mir bedeutend, und es stieg zuerst eine Ahnung in mir auf von dem Dasein einer Wissenschaft, die, was mein Innerstes tief bewegte, zum Gegenstande einer großartigen, geschichtlichen Forschung machte. Und doch war ich mit der Ge-

schichte der Philosophie keineswegs unbekannt. Ich kannte die Meinungen griechischer Philosophen, wie die des siebzehnten Jahrhunderts, aber als historische Notizen; sie waren mir zugleich bekannt und völlig fremd.

Jetzt zuerst stieg eine Ahnung in mir auf von einer Wissenschaft, die, indem sie die tiefste Aufgabe der vorzüglichsten Geister der geistig mächtigen Epochen der Geschichte war, zu gleicher Zeit bei einem jeden Forscher als die eigenste Aufgabe stellen mußte: daß man jederzeit eine innere Übereinstimmung mit sich selbst finden müßte, nicht bloß mit den übrigen; daß, wer Philosoph sein wollte, nicht bloß Erlerntes, sondern zugleich geistig Erlebtes aus den eigenen innersten Erzeugnissen des Geistes aussprechen müßte.

Was man nun auch an Jacobi mit Recht tadeln mag, dieses muß man ihm rühmend zugestehen: daß er mächtiger als irgend ein Anderer seiner Zeit den Keim tiefer geistiger Selbsttätigkeit in den schlummernden Gemütern zu beleben vermochte. Man wird es begreiflich finden, daß bei der Unkunde eigentlicher spekulativer Studien, von welchen eine einseitige Beschäftigung mit der Kantschen Philosophie ja viel mehr ausschloß, als zu ihnen hinführte, die Schrift Jacobis zwar ein Streben erregen, jedoch keineswegs befriedigen konnte: aber er hatte einen mächtigen Geist gebannt, und aus dem fesselnden Zauber der Vergangenheit wieder heraufbeschworen, daß er in den Kreis der Gegenwart hereinzutreten gezwungen war, daß man ihm Fragen vorlegen, er sie beantworten mußte. Er hatte an diese Geister-Erscheinung einen Schauder seltsamer Art geknüpft. Das redlichste und strengste Forschen nach Wahrheit sollte, wöllten wir ihm Glauben beimessen, die allerinnerste Unwahrheit hervorrufen und ans Tageslicht fördern, und zwar auf die unwiderstehlichste Weise; es sollte keine Rettung gegen diesen mächtigen Geist geben, als indem man sich in die Unklarheit subjektiver Gefühle besinnungslos

hineinstürzte. Auch ich hatte diesen Geist nennen hören, und eine grauenhafte Warnung war an seinen Namen geknüpft. Die Schrift zeigte mir, wie ihr Verfasser, dem Insekte gleich, um die Flamme herumkreisete, immer wieder angelockt, obgleich er die Vernichtung mit der Annäherung verknüpft sah. Kaum konnte man sagen, daß es ihm gelungen war, in dem Dunkel der Gefühle, in dem kühlen Schatten verworrener Begriffe eine vorübergehende Rettung zu finden.

Aber in meiner Seele wogte und brauste eben ein Meer der mannigfaltigsten Gefühle, die aus dem unendlichen Abgrunde der geordneten Natur, wie von der, nach einer bestehenden Form ringenden Geschichte auftauchten, nach Gestalt suchten; jedoch vergebens, weil diese zerrann und eine neue suchte, die eben so wenig einen Bestand hatte. Nur diese bleibende Gestaltung, die ich um jeden Preis finden mußte, schwebte mir als das innerste Bedürfnis des kämpfenden Geistes vor. Feste, unwandelbare Sicherheit, innere, geistige Übereinstimmung, nicht mit anderen, sondern mit mir selbst, ein unerschütterlicher Mittelpunkt, aus welchem so Leidenschaften, wie Gedanken und Gefühle, Denken, Wollen und Dasein hervorgehend, die Besinnung behielten, und zu welchem sie immer wieder den einmal erkannten Rückweg finden würden: war jetzt das Ziel, wohin der bewegte Geist mit allen Kräften strebte.

Lessing

Unter allen Männern der Zeit hatte aber Lessing seit Jahren schon durch die große Klarheit seines Geistes, durch die Sicherheit, mit welcher er einen jeden Gegenstand beherrschte und durchschaute, durch die klare Ordnung seiner Darstellung mich am meisten angezogen. Wenn Goethe mir als die frischeste, unmittelbarste Natur seiner Zeit erschien, in welcher eine ursprüng-

liche Sicherheit das Tiefste mit Leichtigkeit bewegte und gestaltete, so war Lessing mir der klarste Repräsentant der Besonnenheit seiner Zeit. Goethe gewährte mir einen unergründlichen Genuß, der unmittelbar war und keine Vermittelung bedurfte. Wenn ich Lessing las, war eben die Schärfe eines vermittelnden Bewußtseins, wenn es auch nicht zum Abschlusse kam, mir das Anziehendste. Wenn wir innerlich erschüttert, selbst durch diejenigen geistigen Genüsse, die uns die mächtigsten und anmutigsten schienen, nicht befriedigt, uns in uns selbst besinnen, und einen ewig ruhenden Standpunkt suchen, dann sind wir zwar zunächst an uns selbst gewiesen: aber, uns in uns selbst zu orientieren, bedürfen wir eines Vorbildes; die Hoffnung, daß uns ein solcher bedenklicher Versuch gelingen werde, wird mächtig belebt, wenn wir erkennen, daß er einem Anderen, den wir hochachten, gelungen sei. So war mir Lessing in meiner bedenklichen geistigen Lage die wichtigste Autorität geworden. Er aber fürchtete sich nicht vor diesem mächtigen Geiste, der dem Jacobi zugleich tiefe Achtung und an Abscheu grenzende Furcht erregte. Spinoza ward mir jetzt unter allen Sterblichen der wichtigste; denn Lessing war, wie die Schrift besagte, Spinozist.

Englische Sprache. Shakespeare

Kiel 1797

Ich ging an die bedenkliche Arbeit, einen Aufsatz aus einer Sprache, die ich so gut wie gar nicht verstand, in eine andere, die ich keineswegs mit Sicherheit zu behandeln wußte, zu übersetzen. Die Arbeit kam wirklich zu stande, und der Aufsatz, von Freunden durchgesehen und korrigiert, ist in dem erwähnten Magazin abgedruckt. Ich wollte indessen das Studium der englischen Sprache nicht aufgeben. Vicar of Wakefield und Sentimental Journey, mir in deutschen Übersetzungen vollkommen

bekannt, wurden zuerst und mit immer größerer Leichtigkeit durchgelesen. Youngs Nachtgedanken hatten in meinem Vaterlande einen so großen Ruf, meine Vorstellungen von diesem Dichter waren aus unvollkommenen Übersetzungen so unklar, daß ich mit großer Begierde den Versuch, diesen Dichter in der Ursprache kennen zu lernen, anstellte. Es kostete mich einige Mühe, und ohne die Hülfe eines Freundes würde es mir kaum in so kurzer Zeit, als ich darauf verwendete, gelungen sein. Zwar spürte ich eine große Lust, Tristram Shandy zu lesen; denn diese Schrift des Yorick war mir als eine höchst eigentümliche, deren tiefer Sinn schwer zu fassen, und deren humoristische Laune den meisten Lesern unzugänglich war, oft genug genannt. Aber das Ziel, welches ich ungeduldig zu erreichen strebte, war: Shakespeare zu lesen und wo möglich zu fassen. Schon in meiner Kindheit hatte ich ihn als einen zwar monströsen, gigantischen, aber zu gleicher Zeit tiefen und höchst bedeutenden Geist nennen hören. Man kannte ihn in Deutschland nur aus Wielands und Eschenburgs Übersetzungen. Daß ich zuerst nach Hamlet griff, wird ein jeder begreifen, wenn er sich erinnert, was mir Goethe und sein Wilhelm Meister waren. Die Mühe, die es mir kostete, dieses großartige Drama durchzuarbeiten, machte mich mit einer jeden Stelle genau bekannt, und welchen Eindruck Hamlet auf mich machen mußte, ist leicht einzusehen. Ist doch diese Gestalt eine wahrhaft prophetische, ja, ich möchte sagen, ergriffen von einem inneren Kampfe, scheint sie mehr deutsch als englisch, mehr aus der gegenwärtigen Zeit, als aus der früheren, wo sie entstand, entsprungen zu sein.

War es eine Ahnung dieser prophetischen Bedeutung, die den Shakespeare dazu brachte, Hamlet und seinen genauesten Freund als frühere Wittenbergsche Studenten darzustellen? Ein jeder geistig bewegte junge Mann in Deutschland sah sich, wie Hamlet,

unwiderstehlich von einer inneren Aufgabe ergriffen, die sein ganzes Leben in Anspruch nahm, und als deren Opfer nicht wenige gefallen sind; daher ward Hamlet auch zuerst in Deutschland verstanden; und ich vertiefte mich, wie so viele andere, in diese inneren Kämpfe, als hätte ich sie selber erlebt.

Ich hatte in Hamburg Schröder als Lear gesehen, es war das zweite Stück, was ich las, Macbeth das dritte; von den historischen Stücken aber nur Heinrich den Vierten und Richard den Dritten.

Wenn ich nun, was mich ergriff, mit wenigen Worten bezeichnen soll, so wird dieses den Lesern am ersten klar aus der Art, wie ich Shakespeare neben Goethe, der mich schon in fast bewußtlosen Knabenjahren beschäftigt hatte, auffaßte.

Ich habe es so oft erlebt, daß man selbst da, wo ich als Dichter hervortrat, und bestimmte Persönlichkeiten unter ganz bestimmten Verhältnissen sich äußern ließ, dennoch diese Äußerungen, als wären sie in einer rein philosophischen Betrachtung ausgesprochen, aufgenommen und beurteilt hat; daß aus der öffentlichen Kritik, selbst der vorzüglichsten Geister, der Sinn für einen absichtlich gewählten, eigentümlichen Standpunkt, so ganz in der Allgemeinheit leerer Abstraktionen verschwunden ist, als wäre er nie dagewesen.

Diese Erfahrung macht es notwendig, eine Bemerkung hier zu machen, die freilich eben so trivial wie überflüssig scheint; diese nämlich: daß hier keineswegs von einer objektiven Beurteilung der zwei größten Dichter der neueren Zeit die Rede ist, sondern nur von dem Eindrucke, den beide auf mich machten; so wie der eine aus der reichen Erinnerung einer vergangenen Zeit mächtig hervortrat, und selbst durch die Vergleichung mir bedeutender ward, während der andere mir eine neue Welt eröffnete. Es kömmt mir bei dieser Darstellung ein Fragment zu statten, welches

zwar vor mehreren Jahren verloren ging, mir aber doch öfters wieder in die Hände fiel, und daher dem Inhalte nach im Gedächtnisse geblieben ist.

Beide, das erkannte ich wohl, schlossen grundlose Tiefen des menschlichen Gemüts auf; war ich doch schon selbst seit Jahren in diejenige hineingezogen, die mir Goethe eröffnete, ohne einen Grund finden zu können. Aber die Gegenstände, welche die Gemüter innerlich in Bewegung setzten, hatten bei Shakespeare ein ganz anderes Verhältnis zur Persönlichkeit, als bei Goethe. Bei dem letzteren war es mehr der Zwiespalt einer Seele, die sich von der Welt verlassen fühlte, oder das Fragment derselben, welches ihm geblieben war, in eine engere, freilich unendlich reiche Persönlichkeit hineinzog und ausbildete; selbst in Götz von Berlichingen und Egmont schien mir dieses der Fall zu sein. Aber eben diese engere Umgrenzung gab dem Ganzen eine anmutigere Form, ein leichtes Überschauliches und Abgeschlossenes, und es lag ohne allen Zweifel in dieser Ansicht die Überraschung, mit welcher ich das bekannte Urteil von Novalis über Goethe zuerst vernahm. Denn nichts überrascht uns so sehr, wie eine plötzliche Bestätigung dessen, was wir lange, wenn auch nicht klar, mit uns herumgetragen haben. Bei Shakespeare hingegen bewegte sich immer eine große, mächtige, sichtbare und unsichtbare Welt in und mit den Personen; alle schienen zu leben, zu denken, zu handeln aus einem gewaltsam bewegten Volke, so wie zugleich aus einer tiefen Geisterwelt, aus welcher sie herauftauchten, so daß dadurch das in einem größeren Ganzen verborgene Geheimnis der Leidenschaften den Personen ein großartiges Gepräge aufdrückte.

Eine jede Stimmung, in welche mich solche geistige Aufregung versetzte, hatte etwas Gewaltsames, was mich innerlich erschütterte und es ist mir begreiflich, wie ich den Freunden so erschien, als

lebte ich in einer beständigen Spannung, die mich aufreiben müßte. Mehrere mochten diese heftige Bewegung selbst als eine durch äußere Reizmittel hervorgerufene, einige wohl sogar als eine affektierte beurteilen. Es war, möchte ich behaupten, etwas Vulkanisches in meinem Wesen, wenn dieses Wort da gebraucht werden kann, wo die hervorbrechende Flamme so gewaltsam, wie sie erschien, doch mehr anzog, als zurückstieß, mehr erwärmte, als verbrannte, mehr anregte, als aufregte. — Wenn dieses Urteil über meine eigene Jugend dem Leser zu günstig scheinen sollte, und mehreren vielleicht einem unschicklichen Selbstruhme zu ähnlich, so darf man nicht vergessen, daß hier von nichts Erworbenem die Rede ist, vielmehr von einer hohen Gunst der Natur, das heißt, mit einfacheren und einfältigeren Worten: von einer göttlichen Gnade, die mich fortdauernd und fast bis in mein hohes Alter hinein begleitete, und selbst nach den heftigsten inneren Kämpfen immer von neuem mit Zuversicht erfüllte und erheiterte. Ich kann mich auf die Art, wie ich den Freunden erschien, von denen noch mehrere leben, berufen. Ich konnte damals, wenn ich dem Arzt, selbst völlig gesund, meinen Puls hinreichte, als ein Fieberkranker erscheinen, aber eben deswegen, weil diese heftige Äußerung zur Eigentümlichkeit meiner Natur gehörte, enthielt sie nichts Aufreibendes und ich befand mich niemals gesünder, ja niemals glücklicher, als wenn ich in einer Aufregung lebte, die den Freunden gewaltsam, ja vielleicht gefährlich erschien, während sie doch nur die völlig ungezwungene, ja unwiderstehliche Äußerung einer gesunden Natur war. Eben deswegen arbeitete ich immer am besten nüchtern und ein jedes Reizmittel, z. B. reizende Speisen, Weine, ein aufregendes Gespräch, eine Rede, in welcher ich, was mich innerlich bewegte, wie unwillkürlich preisgab, erschöpften mich immer auf einige Zeit und hemmten die geistige Produktion.

Was nun einer solchen Natur Shakespeare werden mußte, ist

leicht einzusehen; allerdings waren die Personen seiner Dramen tief im Innern bewegte Gemüter, die das Innerste, Verborgenste aufschlossen; aber was sie in Bewegung setzte, war nichts Vereinzelndes, die Leidenschaften selbst, die sich enthüllten, waren mit der Geschichte des Volkes, waren durch die Geheimnisse der Geisterwelt geschwängert; und wenn Goethe mich reizte, den Geheimnissen der Welt in den stillen Tiefen des ringenden Bewußtseins nachzuforschen, so forderte mich Shakespeare auf, diesen Kampf als einen solchen zu betrachten, den ich mit den kämpfenden Völkern in der Geschichte, ja mit den unsichtbaren Geistern, die in der Natur verschlossen ruhen, teilen mußte, um sie in ihrer tiefsten Bedeutung zu fassen. Diese beiden großen Dichter, die mich mit der ganzen Gewalt des mächtigen Genius an sich gezogen hatten, fachten aber den bedenklichen Kampf im Innern an, versöhnten ihn nicht. Und so, indem ein inneres, geistiges Leben, in welchem die Wirklichkeit aufging, mich gefangen hielt, schienen mir zwar die Gefahren des Kampfes selbst einen unwiderstehlichen Reiz zu haben, aber immer heftiger ward die Sehnsucht nach dem Frieden. Und oft genug rief ich mit Falstaff: „ich wollt', es wäre Abendzeit und alles wäre aus".

Spinoza

In einer solchen Zeit nun drang sich mir Spinoza auf. Das Exemplar der Opera posthuma, welches in so langer, einsamer Zeit mich mit der größten Anstrengung beschäftigte, war mir mehrere Jahre hindurch teuer und bedeutend, ich konnte es fast nie ohne innere Wehmut betrachten; denn es rief mir Stunden zurück, die ich zu den wichtigsten meines Lebens rechnen muß. Es war das Bedürfnis, bei der Trennung von einem teuern Freunde ihm ein großes Opfer zu bringen, welches mich bewog, ihm dieses Exemplar zu schenken. Indem ich es weggab, dachte ich, wie dies

dem Menschen so oft geschieht, nur aus mir hinaus, und es fiel mir nicht ein, daß er, wie genau er mich auch kennen mochte, doch unmöglich die Größe des Opfers, welches ich ihm zu bringen vermeinte, schätzen konnte. — Das erste, was ich las, war der Tractatus de intellectus emendatione et de via, qua optime in veram rerum cognitionem dirigitur. Der Titel zog mich an. Hier, dachte ich, wirst du finden, was Spinoza selbst zur Ausbildung seines Systems bewog; ein solcher persönlicher Anknüpfungspunkt war mir durchaus notwendig; der Sprung von einem tief bewegten, reichen Leben bis zu dem in der bloßen Demonstration eingefangenen, würde sonst ein salto mortale der gefährlichsten Art gewesen sein. Mußte doch selbst die absolute Abstraktion sich den Weg bahnen durch eine Phänomenologie.

Was Spinoza in Bewegung setzte, was ihn, indem er das Leben betrachtete, quälte und ängstigte, das konnte mir nicht fremd sein. Als ich mich in Bergen einsam und verlassen fühlte, von der Natur, die sich meinen Forschungen verschloß, von den Freunden, die sich zurückgezogen zu haben schienen, und von mir selbst; als ich mich von dem bunten Gewühle unzusammenhängender Kenntnisse, schwankender Zuneigungen und wechselnder Leidenschaften zurückzog: da suchte auch ich einen Ruhepunkt, in welchem das ganze Dasein seinen unveränderlichen Stand und ewig durchsichtigen Mittelpunkt fände. Die tiefste Spekulation war mir fremd, ich wies sie ab. Was mir bis dahin erschien, als wäre es ein Abgesondertes, von allem übrigen Getrenntes, als enthielt es eine Aufgabe, dem eigentlichsten frischesten Leben fremd, ein bloßes Spiel des Scharfsinnes, — trat jetzt als eine bedeutende Wissenschaft hervor. Ich selbst ward aufgefordert, als Lehrer die Jugend auf den sogenannten Nutzen der Wissenschaft aufmerksam zu machen: aber dieser hatte mit dem ursprünglichen Triebe, der das Erkennen in Bewegung setzte, nichts

gemein. Diese Quelle brach aus einer geheimeren Tiefe hervor, die mir zu erforschen vor allem wichtig schien. Allerdings hatte schon die Zeit sich in den besseren ihrer Geister von diesem geringeren Standpunkte des Nutzens abgewandt. Ich dünkte mir etwas damit, selbst in meinen Vorträgen den sogenannten Nutzen des Erkennens nur als ein Untergeordnetes darzustellen; der wahre Wert des Erkennens liege, so lehrte ich, in ihm selber: und dennoch, was gab uns denn nun dieses in sich geschlossene selbständige Erkennen, so wie es, von den Quellen des Handelns und Daseins abgetrennt, in hohler Vornehmheit dastand? — Der Formalismus der Schule, was war er, dem warmen Leben gegenüber? Das hatte mich, ich kann sagen, von meinen Knabenjahren an gequält. Dieses Zerrissensein in den innersten Tiefen das Daseins war mir das Entsetzlichste, was ich denken konnte, und keiner in der Welt war weniger als ich fähig, die rein absolute Trennung einer theoretischen und praktischen Vernunft aus Überzeugung anzunehmen.

Zweierlei, sagt Kant, ergreift mich jederzeit vor allem: es ist das Sternengewölbe über und das Sittengesetz in mir. Aber jenes erkenne ich nur in mathematisch strengen Gesetzen der Bewegung, gefesselt und gefangen, es bleibt vom Leben getrennt; dieses, die Quelle lebendigen Handelns, hat sich in dem Innersten des Daseins verborgen, und ist der Erfahrung ebenso unzugänglich, wie das Innere der Natur. Die Natur erkennen wir nicht, sondern nur ihre Erscheinungen; ob wir die Realität des Sittengesetzes durch unsere Handlungen ausdrücken, das wissen wir nicht. Was wir durch das Erkennen wissen, ist ein Unwahres; das Wahre sollen wir durch unsere Handlungen darstellen; aber keine Erfahrung vermag uns über die eigentliche Quelle unserer Handlungen zu belehren. Die sichere sinnliche Kunde gibt dem Menschen eine Unwahrheit, und wir wissen, daß sie eine solche ist,

und trösten uns darüber, weil wir alle auf eine gleiche Weise betrogen werden. Eine Stimme der Wahrheit ertönt, aber wir bleiben dennoch über diese in fortdauernder Unkunde.

Es war offenbar die klare Einsicht, daß jenes Zerreißen, durch welches Erkennen und Leben, aus derselben Quelle entsprungen, schmerzhaft und auf immer voneinander getrennt wurden, mich von der Kantischen Philosophie entfremdete.

Wie ganz anders trat mir die innere Bewegung einer Seele entgegen, die in ihrer Sehnsucht nach geistiger Ruhe sich der eigenen Forschung ernsthaft zuwendet, wie sie bei Spinoza erscheint. Nachdem er nämlich den Wert aller äußeren Güter untersucht und ihre Wichtigkeit erkannt hat, sagt er:

„Als ich also sah, wie diese Güter mich nicht allein hindern würden, wenn ich einem neuen Werke nachstrebte, sondern diesem sogar entgegengesetzt seien, so daß ich von jenem oder diesem notwendig abstehen müßte, drang sich mir die Untersuchung auf, welches mir am nützlichsten sei, weil, wie es schien, ich in Begriff stände, ein sicheres Gut (das sinnliche) einem unsicheren aufzuopfern. Aber nachdem ich über dieses Verhältnis hinlänglich nachgedacht hatte, entdeckte ich bald, daß, was ich hinter mich zu werfen mich entschließen müßte, indem ich mich einem neuen Werke zuwandte, wie mir die Erfahrung gezeigt hatte, ein Gut wäre, welches seiner Natur nach ein ungewisses genannt werden müßte, das aber, was ich suchte, war zwar auch ein ungewisses, aber nicht seiner Natur nach; denn ich wollte ja eben ein bleibendes Gut; nur der Erfolg meines Strebens war unsicher.

Indem ich nun immer tiefer nachsann, ward es mir immer klarer, daß ich doch mich entschließen müßte, sichere Übel einem unsicherem Gute zu opfern; ich sah mich nämlich von einer großen Gefahr ergriffen, so daß ich gezwungen wurde, einem jeden Mittel, selbst dem unsichern, mit allen Kräften nachzu-

spüren. Wie ein Kranker, der an einem tödlichen Übel leidet, indem er den sichern Tod vor sich sieht, seine ganze Hoffnung selbst in das unsichere Heilmittel setzt. Aber alles, was der Mensch gewöhnlich benutzt, gibt nicht allein kein Mittel, um unser wahres Dasein zu erhalten, sondern dieses wird gehemmt, und jene Mittel sind oft Ursache des Unterganges derer, die sie besitzen, und immer die Ursache des Unterganges derer, die von ihnen beherrscht werden."

Ich verglich diese Einleitung zur Ethik mit der Einleitung zu Kants Kritik der reinen Vernunft, und der Gegensatz zwischen einem Schulthema und einer aus allen Quellen des Daseins hervorstrebenden Spekulation ward mir klar. Ich habe ja wohl auch von meiner frühesten Kindheit an gehört, daß das Erkennen mit dem Gewissen und die Demonstration mit der Erbauung nichts zu teilen habe, obgleich ich noch in meinen alten Tagen diese triviale Ermahnung als eine Belehrung habe hinnehmen müssen. Ich aber bewahrte das deutlichste Bewußtsein davon, daß man alle Tiefe des Lebens in sich bewahren müsse, selbst wenn man den Formalismus desselben als festen Denkprozeß aufs schärfste aufzufassen und darzustellen suchte, daß dieser, von jenem getrennt, alle Bedeutung verlöre, so daß nur das Leere sich im Leeren abspiegele. Hier nun trat mir ein Mann entgegen, der — eben ein Mann im kühnsten Sinne des Wortes — sich, von den Fesseln des Daseins ergriffen, um jeden Preis befreien wollte, und zwar nicht teilweise, sondern ganz und durchaus. Zwar war er entschlossen, alles hinter sich zu lassen, was ihn an das sinnliche Leben fesselte, um im sichern, unwandelbaren Zentrum des Daseins Ruhe, Frieden und Freiheit zu finden: aber dieser kühne Entschluß war ihm nicht ein Schulthema, sondern eine innere Aufgabe des Lebens selber; nicht bloß eine Lehre, sondern ein Kampf des Lebens; eine reinigende Gesinnung, ja in

seinem Sinne, inmitten der strengsten Form, ein fortdauernder Reinigungsprozeß. Jetzt erst ward ich durch den Titel seiner Lehre überrascht, er nannte sie nicht Metaphysik oder Logik, sondern Ethik; sie sollte nicht bloß der Ausdruck einer Lehre, sondern der einer Gesinnung sein, und war es. Man hat ihn, sagte ich mir, „Determinist" genannt, und hier trat er mir entgegen als derjenige, der mit der größten geistigen Kühnheit den Mittelpunkt der Freiheit suchte. Er wolle, behaupteten andere, die geringfügigsten Schattenbilder der Erscheinung als Teilnehmer eines göttlichen Daseins aufstellen, und ich las mit Erstaunen, wie er, diese verscheuchend, nur in der durchsichtigen Klarheit der Einheit Gottes, sicheres Erkennen und zugleich Ruhe des Daseins zu finden strebte; und dieser Mann stand durch die Schärfe seiner Darstellung, durch die Strenge seiner Demonstration seit Jahrhunderten als ein zwar verfolgter und verkannter, aber als ein unüberwundener da. Eben, was den Jacobi zurückschreckte, die entschiedene Kühnheit seines Unternehmens, zog mich unwiderstehlich an. Es wurde mir klar, daß das Geschrei nach Freiheit, welches um mich herum alle Zungen in Bewegung setzte, so wie es inmitten der nie aufzulösenden Widersprüche der erscheinenden Geschichte laut ward und eine Lösung suchte, sinnlos, ja albern zu nennen wäre. Nur derjenige, der sich selber auf eine ewige Weise Genüge leistet, ist frei. Gelingt es dir, an seinem Leben teilzunehmen, dann erst magst du auch selbst frei sein, wie er.

Ich begriff, daß ein Geist, wie Lessing, notwendig Spinozist werden mußte. Alle früheren religiösen Erinnerungen waren verschwunden; ich hatte rein vergessen, daß Lessing als Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts mir eben deswegen so lieb war, weil hinter seiner Darstellung eine göttliche Offenbarung im christlichen Sinne noch stattfand. Mit einer Begierde, die fast an Leidenschaft grenzte, die durch die religiöse Furcht, die sich

noch im Hintergrunde meiner Seele erhielt, mich nur noch mehr reizte, ging ich an die Arbeit; die Furcht selbst diente als Stachel einer kühnen, geistigen Lust, die mich ergriff.

Mehrere Wochen hindurch ward ich den Freunden unzugänglich; wie ein Träumender erschien ich auf dem Katheder; ich wollte unter jeder Bedingung die Aufgabe lösen, die sich Spinoza gestellt hatte. Ich wollte sie lösen durch ihn, oder wie er; sie sollte meine eigene werden, wie sie die seinige war. Ich hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die echt spekulative Sprache war mir fremd, aber zum ersten Male trat mir die philosophische Konsequenz, die sich in sich selber zu fassen suchte, und aus sich selbst verstanden sein will, mit ihrer ganzen Gewalt entgegen. Ich sah es ein, daß ich die Ausdrücke aus der Schrift selbst deuten müßte, aus der Art, wie sie benutzt wurden. Ich entsagte allen äußeren Hülfsmitteln; ich begriff, wie dieselben Ausdrücke, aus einer anderen Gedankenreihe herausgerissen, mich bei dem Studium des Spinoza nur irre leiten würden: ihn hatte ich und den eignen ringenden Geist; diese beiden sollten ineinander aufgehen und Eins werden, alles andere war für mich nicht da.

Ich gestehe es, ich denke mit einer Art von Schauder an diese Zeit, an die wunderbare, geistige Einsamkeit, in welcher ich lebte, an die rastlose Anstrengung, die mich ergriff und bei Tage und in der Nacht kaum einen Augenblick ruhen ließ. Es gab Augenblicke, wo mir alles dunkel schien, und ich fast die Hoffnung aufgab, diesen mächtigen Geist zu fassen; dann eben, wenn ich der Verzweifelung nahe war, trat plötzlich ein Licht hervor, und was mir früher unverständlich schien und jeden Fortschritt hemmte, lag in lebendiger Klarheit fördernd vor mir da. Ich las immer rückwärts, indem ich fortschritt, ich schlug einen jeden zitierten Paragraphen gewissenhaft nach, selbst wenn ich mit seinem In-

halte völlig bekannt zu sein glaubte. Es war mir eine Gewissenssache geworden, durchzudringen, und nichts Schwankendes, nichts Unklares zu dulden. Rang ich doch, wie Spinoza selbst, nach absoluter Klarheit und Bestimmtheit. Ich fühlte jetzt zum ersten Male in meinem Leben, daß eine geistige Macht schon lange gefesselt in meinem Bewußtsein geschlummert hatte, daß es diese war, die sich in meinen geistigen Träumen bewegte, und jetzt erwachte, um sich frei zu äußern. Gesteht man mir irgend ein eigentümliches, spekulatives Talent zu, so muß ich gestehen, daß es Spinoza war, der es zuerst erweckte. Wie ich alles, was ich tat, gewaltsam ergriff, so auch dieses mir so wichtige und ernsthafte Studium, und während ich unaufhaltsam, wie Spinoza, die Lösung der Aufgabe als eine geistige Lebenssache betrachtete, merkte ich nicht, wie der frühere lebendige Reichtum, der mich in Bewegung gesetzt hatte, verloren ging und zu verschwinden drohte.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine ausführliche Darstellung der Bedeutung des spekulativen Wertes des Spinozismus zu geben; nur den Eindruck, den Spinoza auf mich machte, sei es mir erlaubt, hier kurz darzustellen.

Daß Gott ein ewiges, unveränderliches Wesen, daß in ihm keine Perfektibilität denkbar sei, da er die Vollkommenheit selbst, das sich absolut selbst Genügende sein muß, daß daher keine Prädikate, die von einem endlichen und beschränkten Wesen gelten, auf ihn ihre Anwendung finden können, war mir vollkommen einleuchtend; ebenso, daß es nur Einen Gott, also nur Eine wahrhafte Substanz gebe. Alle Modi also, insofern sie sich zu göttlichen Attributen steigern, müssen sich, wie ihrer Perzeption, so ihrer Existenz nach, insofern sie substantiell sind, in der einen Substanz auflösen; dann aber auch an dem absolut sich selbst Genügenden teilnehmen und ewig sein, wie er. Ein endliches

Wesen, als ein partikuläres, im Gegensatze zu einem anderen, hat keine Realität für Gott, also überhaupt keine. Daher kann von keinem partikulären Willen die Rede sein, und alles, was der Mensch als ein vereinzeltes Wesen will, hat als solches keine Bedeutung; der allgemeine Wille aber, der göttliche, vermag nicht als ein solcher sich zu manifestieren; denn er ist nicht ein Wille, der sein Ziel sucht, vielmehr es auf ewige Weise gefunden hat; strenger also gesagt, nicht gefunden, sondern seiner innigsten Bedeutung nach mit seinem Gegenstande eins ist. Der menschliche Wille aber ist ein solcher nur deswegen, weil er von seinem Gegenstande getrennt ist; dann aber ist er jederzeit ein partikulärer, das heißt: ein solcher, der sein Komplement findet in einem andern Willen, und so fort in das Unendliche. — Ich, der ich auf die mannigfaltigste Weise innerlich bewegt war, fand mich wunderbar überrascht, als mir klar ward, was ich eigentlich die Spinozistische Gesinnung nennen müßte. Dieses nämlich: daß das geistige Erkennen eben darin seinen Wert hat, daß es den Willen, je tiefer es in das Substantielle der Dinge eindringt, desto umfassender, nicht als einen partikulären Willen allein, sondern als das Gemeinschaftliche mehrerer, in dem Begriffe der Einheit der Perzeption aufnehmen wird; daß dieser sich immer erweiternde Wille, insofern er wieder ein Partikuläres findet, nicht ruhen kann, bis er von jedem Entgegengesetzten, also von jeder Affektion befreit ist; dann wird er in der göttlichen Selbstgenügsamkeit ausruhen, aber auch als Wille verschwinden. Der Mensch ist erst frei, wenn er in der absoluten Selbstbefriedigung des Wesens selbst aufgeht, wenn seine partikuläre Perzeption in der Einheit der göttlichen verschwindet, d. h.: wenn er aufhört, ein Wollender zu sein. Alles daher, was uns als sinnliche Wesen in Bewegung setzt, Freude und Trauer, Wünsche und Hoffnungen, ja ein jedes beschränkte Erkennen, wie ein jedes vereinzelte Wollen,

in welchem wir törichterweise unsere Freiheit suchen, legt nur ein Zeugnis unserer Knechtschaft ab.

Diese erhabene Lehre, die bei Spinoza ganz ihn durchdringende Gesinnung geworden war, ergriff mich, als es mir gelungen war, sie zu durchschauen, aufs allertiefste. Ich sah es ein, wie eine Vielheit bestimmter Wesen teilnehmen könnte an der Unendlichkeit des Göttlichen, und ewig sein, wie er, wenn sie als Gedankenbestimmungen Gottes, die als solche zugleich Existenz und Wirklichkeit haben, betrachtet werden; diese Gedankenbestimmung eines ewigen und unendlichen Wesens aber ist, wie ihre Totalität, bestimmt, nicht durch ein anderes, sondern durch sich selbst, das heißt: als das Ganze in dieser bestimmten Form, ein actu Unendliches, ein infinitum vi naturae suae. Die Schärfe der Demonstration, der Methode, war nichts anderes, als der adäquate Ausdruck der Festigkeit und Klarheit der zur Gesinnung gesteigerten festen Überzeugung. Wie Gedanke und Existenz im göttlichen Wesen, so waren Lehre und Gesinnung bei Spinoza so vollkommen eins, daß es ein vergebliches Bemühen wäre, sie in der Trennung zu fassen. Die Immanenz Gottes in der Natur, als solche erkannt, und durch das Erkennen verwirklicht, selbst bis zur höheren Natur (natura naturans) gesteigert, sprach nichts anderes aus, als diese Einheit.

Solange ich mich bestrebte, diese wahrhaft erhabene Lehre zu fassen, war ich in beständiger Spannung; ich hatte und kannte keinen anderen Wunsch, als den, das Ganze geistig zu umfassen und mir eigen zu machen. Und als es mir nun gelungen war, als ich vermochte, mit ebenso vieler Klarheit von dem fünften Teile: de libertate humana, rückwärts zu lesen, wie von vorne anfangend bis zu Ende; als ich überzeugt war, Spinoza ganz verstanden zu haben, bemerkte ich erst, wieviel ich verloren hatte. Die ganze lebendige Natur, das ganze bunte Leben schien mir

erblaßt und ergraut; hinter mir lagen alle Wünsche und Hoffnungen, denn ich mußte mir es gestehen, daß sie als solche eine Unwahrheit enthielten, und ihre wahre Bedeutung nur dann erlangten, wenn sie sie schlechthin verloren hatten. Diese absolute Uneigennützigkeit vernichtete, so schien es mir, etwas Heiliges und Teures, was ich um jeden Preis erhalten müßte. So war ich freilich in einen scheinbar ähnlichen Zustand geraten, wie Jacobi, aber dennoch in einen durchaus verschiedenen; ich war von der Überzeugung durchdrungen, daß ich etwas gewonnen hätte, dem ich nie wieder zu entsagen vermochte, ja, nicht wollte; es lag so wenig eine Verzweiflung in der momentanen Entsagung alles dessen, was mich früher durchdrang und beschäftigte, daß vielmehr das vorübergehende Erschrecken sich plötzlich in eine innere, hoffnungsvolle Freude verkehrte, als hätte ich den tiefen elastischen Boden aller freien geistigen Tätigkeit gefunden.

Man muß bedenken, daß alle geistigen Verhältnisse, die sich an mich herangedrängt hatten, keine Ahnung von wahrer Spekulation enthielten, daß Kant selbst den Menschen hinstellte, einem Frosche gleich, der den Kopf zwar ausstreckt und das starre Auge erhebt in die unendliche Atmosphäre eines höheren Daseins: aber ohne irgend etwas zu erkennen, in den Sumpf sinnlicher Kategorien, als in die eigentliche Heimat, schnell wieder eintaucht. Das *δος μοι που στω*, wie es auf dem Titel der Jacobischen Schrift als Motto steht, drückt bekanntlich nicht eine Hoffnung, sondern die absolute Hoffnungslosigkeit aus. Den festen Boden, den Jacobi durch Spinoza hätte erhalten können, stieß er mit Schauder von sich, und ein bloßes Gefühl, was nie zum klaren Bewußtsein heranreifen konnte, sollte ihm das aufgegebene Erkennen, welches, wie er meinte, notwendig zum Atheismus führen müßte, ersetzen. Für mich hatten diese Worte einen ganz anderen Sinn. Ich suchte für das Göttliche, was ich zwar für immer

gewonnen hatte, den Gott meiner Kindheit; ja, so wenig hatte mich Spinoza zum Atheisten gemacht, daß das, was sich in mir bewegte, keineswegs ein erstarrtes, in sich abgeschlossenes, in Demonstrationen gefesseltes Bewußtsein war, daß vielmehr eben dieses Ganze, in sich Geschlossene innerlich zu pulsieren anfing und lebendig ward, und zwar so, daß diese Pulse wie ein Odem des lebendigen Gottes bis ins unendlich Kleinste der Natur und Geschichte schlugen. Freilich rief auch ich aus: „Zeig' mir die Stelle außerhalb, damit ich von dieser aus das Ganze in lebendige Bewegung gesetzt erkenne". Ich hatte sie nicht gefunden, aber ich wußte, daß sie da war, ja ich hielt mich für überzeugt, daß sie dem ernsten Forscher zugänglich sein müsse. —

So hatte ich das Fegefeuer des Erkennens zwar nicht überstanden, ich durchschritt es, aber nicht als einer, der in diesem einheimisch war; die lange für mich verschwundene Beatrice hatte mir den Virgil gesandt, und wie mannigfaltig meine Verirrungen sein mochten, erkannte ich dennoch, daß der Himmel meiner Kindheit zwar düster und umwölkt gewesen war, so daß kein Sonnenstrahl durchbrach, aber daß er in seiner ewigen Klarheit hinter den Wolken ruhte, und daß diese sich einst zerstreuen würden.

Es war eine seltsame Zeit der geistigen Erwartung, in der ich damals lebte; es war mir fortan unmöglich, mich mit sinnlichen Gegenständen in ihrer Vereinzelung so zu beschäftigen, daß die Kunde derselben, wenn auch noch so genau, mich auf irgend eine Weise befriedigte. Den Standpunkt, nach welchem eine geistesschwangere Kombination mich schon früh hinzuweisen schien, den ich ahnete, ja als die schwellende Knospe in allem Erkennen auffaßte, suchte ich jetzt mit großer Ungeduld.

Rousseau

Kiel 1797

Ein Schriftsteller, der mich in dieser Zeit mehr wie billig beschäftigte, war Rousseau, den ich zwar früher kannte, der mich aber, als ich die Heloise, den Emil und die beiden bekannten politischen Schriften, dann seine Konfessionen, mit wahrer Leidenschaft hintereinander las, wie durch ein entgegengesetztes Extrem gegen die starre Ruhe des großartigen Spinoza in: „Staat, Erziehung und die sich selbst betrachtende Persönlichkeit", in eine bizarre Vereinzelung hineinzog, aus welcher ich mich dennoch, nach einer kurzen kranken Zeit, wieder zu retten suchte.

Wichtiger war mir die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der einen großen Einfluß auf mich ausübte, und mich zuerst in die lebendig bewegte Mitte des geistig strebenden Deutschlands versetzte: es war Rist, ein Enkel des bekannten geistlichen Liederdichters Johann Rist. Er kam von Jena zurück, wo er Fichte gehört hatte.

Fichteaner

Kiel 1797

Ich gehörte von jetzt an einem Kreise von jungen Männern zu, die mehr oder weniger Fichte anhingen, aber doch auf eine völlig selbständige Weise. Zwar lernte ich nur Rist persönlich kennen, begrüßte, für jetzt nur vorübergehend, den als Philosophen berühmt gewordenen Berger, trat erst später mit Thaden und mit dem älteren, durch seine Schriften bekannt gewordenen Hülsen in persönliche Verbindung, sowie mit dem jetzigen Bürgermeister in Bremen, Schmidt. Gries, der berühmte Übersetzer, den ich in Jena später kennen lernte, gehörte zu diesem Kreise, sowie der allgemein bekannte Philosoph Herbart, den ich nie persönlich kennen lernte.

Auf den Universitäten in Deutschland bildete sich eine Vereinigung von geistig bewegten tüchtigen Männern, die auf eine kräftige Weise, von großen Entschlüssen durchdrungen, sich für ein bedeutendes Leben auszubilden suchten. Der edle Greis Hensler äußerte sich einst über diesen Gegenstand auf eine Weise, die mir unvergeßlich geblieben ist. „Wie wichtig", sagte er, „müssen die deutschen Universitäten uns erscheinen, wenn wir sehen, wie aus ihrer Mitte die kühnen Männer hervorgehen, die, mit klarer Übersicht der Verhältnisse, und von großen Ideen geleitet, der versunkenen Vergangenheit, der unverständigen Gewalt, oft mit Erfolg entgegen zu treten wagen. Schon werden viele Fürsten in Deutschland und kleine Höfe durch sie geleitet und veredelt." Freilich hatte eine ähnliche Ansicht der deutschen Universität sich mir schon längst aufgedrängt: aber rührend war es mir, von dem gelehrten Greise, der sich sonst immer über naturwissenschaftliche Gegenstände mit mir zu unterhalten pflegte, diese Anerkennung eines jugendlich frischen Lebens zu vernehmen.

Cynismus und Sentimentalität

Die frühere Sturm- und Drang-Periode, die allerdings auch ein edleres Streben in sich schloß, hatte doch, ihrer herben Form nach, etwas dem rohen Burschenleben Verwandtes. Während dieser Zeit trat die Jugend in einer starken Opposition gegen die sozialen Verhältnisse hervor. Ein unklares Ideal schwebte dem Jünglinge als das innerste Wesen seines Daseins vor. Aber indem er es für unerreichbar erklärte, vernichtete er in der Tat sein eigenes Dasein, indem er es als ein nicht darzustellendes aufzufassen suchte. So in einem inneren Widerspruche mit sich selbst und der Gesellschaft entstand ein Cynismus des Betragens, der, obgleich er einen andern Ursprung hatte, dennoch dem des gewöhnlichen Studentenlebens verwandt war, und sich auch wohl

gelegentlich mit ihm verbinden mochte. Das unerreichbare Ideal nahm nach der Verschiedenheit der Gesinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerseits der Trotz, der in allen bestimmten Einrichtungen des Staates und der Geselligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man sich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, was an die Stelle treten sollte, dennoch ein völlig Gestaltloses blieb; andererseits eine weichliche Sentimentalität, der man sich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild, bald erweitert, als menschliche Glückseligkeit umfaßte, bald enger, als Gegenstand der Liebe zu erkennen wähnte. Es war natürlich, daß dieser Widerspruch sich nicht zu erhalten vermochte. Der Trotzige mußte sich der Gesellschaft fügen, und die Opposition verwandelte sich nicht selten in eine spießbürgerliche Nachgiebigkeit. Der Sentimentale übertrug zwar sein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten schnell genug alle Ideale der Jugend. Indessen darf man keinesweges glauben, daß dadurch, daß der Widerspruch unaufgelöst in so vielen Gemütern vernichtet ward, er selbst aufgehört hatte, seine Lösung zu suchen. Er war kein willkürlicher, vielmehr mußte man ihn einen geschichtlich notwendigen nennen. Er entstand, indem der religiöse Mittelpunkt aus dem Leben verschwunden war, indem der Glaube sich von den Elementen der allgemeinen Kultur getrennt hatte, und selbst durch diese Trennung in verschiedene Richtungen zerfiel: so daß er teils in der unbestimmten Sentimentalität der Brüdergemeinde, teils in dem harten Trotze der Pietisten, teils in der starren Orthodoxie der Schriftgelehrten auseinanderfiel, nirgends aber die wahre Wirklichkeit, die nur in der Einheit dieser auseinandergefallenen Momente lebendig wird, darzustellen vermochte. Aber der auch von der Religion ausgeschiedene Staat stellte sich in denselben

Momenten der Trennung dar; die starre Form der überlieferten Rechtsverhältnisse ward, wie die Orthodoxie, festgehalten, obgleich sie den Verhältnissen des sich unaufhaltsam entwickelnden Lebens nicht entsprach. In allen Richtungen des Staates äußerte sich eine Sehnsucht nach einer inneren Übereinstimmung aller Lebensmomente, und sie suchte bald ihre Verwirklichung dadurch herbeizuführen, daß sie eine wohlwollende Gesinnung in den Gemütern nährte, die auf eine allgemeine Glückseligkeit hinstreben sollte, bald mit wachsender Ungeduld eine Veränderung hemmender Institutionen forderte. In Deutschland entsagte diese Bewegung niemals ihrem ideellen Charakter. Man kann behaupten, daß Goethe derjenige war, der diese getrennten Momente der Opposition zuerst vereinigte, indem er sie mit großer Genialität in ihren Extremen ausbildete, die sentimentale Richtung durch Werther, die trotzige in Götz darstellte. In der Tat hatten diese Extreme in ihrem tragischen Untergange schon die entgegengesetzten Elemente in sich aufgenommen, und wenn Goethe durch die Anmut und Tiefe seiner Darstellung eines Daseins, welches noch in einem Kampfe mit der Wirklichkeit begriffen, dennoch eine geordnete Entwickelung desselben anerkannte, so war Schiller dazu berufen, der ideellen Seite einen wesentlichen Inhalt zu geben. Es ist merkwürdig, daß Goethe mit großem Zorne die Richtung betrachtete, die durch eine wilde Opposition gegen alle geselligen Verhältnisse in Schillers Räubern sich geltend machte; Goethe ging wirklich von der Sentimentalität aus, nicht als von einem Ursprünglichen, sondern als von einem Fremdartigen, welches er abzuweisen hatte, oder vielmehr, welches durch eine reiche, in sich sichere Naturwirklichkeit assimiliert werden sollte. Bei Schiller war dagegen die Sentimentalität das Ursprüngliche; er hatte den wilden Trotz, als ein Fremdartiges, sich anzueignen gewußt, und aus der Gleichsetzung beider entstand jenes moderne

sittliche Rittertum, welches den edleren Teil der akademischen Jugend tiefer noch als die Goethesche reiche Naturpoesie ergriff.

Die modernen Staaten haben bestimmte Stadien zu durchlaufen, die man Entwickelungsstufen nennen kann, indem sie auf organische Weise verbunden, in- und miteinander sind, und sich wechselseitig fördern. Es sind lebendige Assimilationsprozesse, die sich untereinander bedingen; der Staat hat mit einer sinnlichen Wirklichkeit zu kämpfen, die sich teils als seine eigene geschichtliche Vergangenheit darstellt, teils als eine sich gleichbleibende, nie in sich zu verändernde Natur. Der letzteren muß er sich hingeben, wenn er sie beherrschen will; die erstere muß sich ihm fügen, denn sie enthält die Momente seiner inneren Entwickelung. Ergreift sich der Staat in dem Bewußtsein seiner eigentümlichen Herrschaft über die Natur und seiner gesunden geschichtlichen Entwickelung, so hat er auch eine eigene, seiner Lebensfunktion entsprechende Kultur. Das materielle Interesse stellt die gesunde Assimilationsstufe dar; der Staat, als solcher, ist zugleich ein Volk, eine Nation; es bildet sich ein Nationalgefühl, welches alle Bürger durchdringt, ein gemeinschaftlicher Lebenshauch, der sie leitet, formiert, so daß eine jede Persönlichkeit sich durch ihn befreit, nicht gehemmt fühlt.

Nationale Poesie und Philosophie

Daß eine solche Kultur ein gesundes Leben erlangt hat, daß sie sich in einer in sich geschlossenen Form gefunden hat, erkennt sie nur durch eine nationale Poesie. Es gibt kein wahres Volk ohne diese; ihr aber fehlt die tiefste Bedeutung, wenn sie nicht aus einem nationalen Leben entsprungen ist. Aber ebenso gewiß ist es, daß keine Philosophie ohne Poesie eine sichere Form erhalten kann. Wie diese die getrennten Momente des sinnlichen Daseins zur lebendigen organischen Einheit steigert, in welcher

das Geschiedene erst eine volkstümliche Wirklichkeit erhält, so ist die Philosophie die höhere Einheit der Poesie und des sinnlichen Daseins selber.

In Deutschland, wie es sich in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gestaltete, war Schiller der eigentlich populäre Dichter (freilich nur der Gebildeten). Goethes tiefer, dichterischer Natursinn war den meisten, selbst unter seinen Verehrern, ein Geheimnis. Es war in der Tat eine nationale Poesie, die mit Schiller sich regte, und sie verwirklichte sich in den edelsten Gemütern durch ein sittlich nationales Rittertum, welches nicht bloß in einem leeren, halsstarrigen Trotze sich festhielt, vielmehr zur entschiedenen Tat sich aufgefordert und reif fand. Der philosophisch starke, sich selbst fassende Ausdruck dieser Tat war Fichte, der sich zu Schiller verhielt, wie Schelling zu Goethe. Jenes Verhältnis von Schiller zu Fichte, wie es sich jahrelang erhielt, und eine immer bedeutendere nationale, wenngleich innere, Epoche bildete, die in die inneren großen Ereignisse tiefer eingriff, als man glaubt, wird uns später beschäftigen. Durch Rist und die mit ihm verbündeten Freunde trat die erste Morgenröte der Vereinigung der Spekulation mit der Poesie mir entgegen.

Fichte. Rist

Als Fichte hervortrat, schrie man über die abstruse Grübelei, die den jungen Mann von aller Wirklichkeit entfernte, die ihn verlockte, sich mit leeren metaphysischen Spitzfindigkeiten zu beschäftigen, ihn einem innern, nie zu schlichtenden Zwiespalte, ja wohl sogar dem Wahnsinne preisgab. Und dennoch ist es gewiß, daß eben aus der Fichteschen Schule junge Männer hervorgingen, die mit einem wahrhaft praktischen Sinne eine große Begeisterung verbanden. Der Begriff persönlicher Unabhängigkeit ward jetzt nicht so aufgefaßt, als solle man sich von der Welt trennen, und

in leerer Tatenlosigkeit klagend verharren; die Freiheit erkannten die jungen Männer in der aus der Selbstbestimmung hervorgehenden Tat; diese aber verwirklichte sich nicht dadurch, daß sie sich über bestehende Verhältnisse in leeren Klagen äußerte; dadurch vielmehr, daß sie das Gegebene anerkannte, aber auch zu beherrschen wußte.

Fichte hat wenige Philosophen gebildet, aber viele tüchtig gesinnte Menschen. Als ein solcher erschien mir nun Rist, und daß die großen Entschlüsse, die ihn durchdrangen, aus einem ganz andern Boden entsprangen, daß sie durch ganz andere Verhältnisse genährt wurden, als diejenigen, die, wenn sie auch mehr in die Ferne traten, so wie sie in Kopenhagen entstanden waren, doch noch immer mich in Bewegung setzten, gab ihnen einen ganz eigentümlichen Reiz.

Jetzt erst, schien es mir, verließ ich das Schiff, welches ohne sichern Grund auf einem stets bewegten Meere herumgeworfen wurde, und landete in Deutschland. Wenn Spinoza wie ein alttestamentarischer Prophet mir das Christentum des Erkennens in dunkeln Weissagungen verkündete, so fühlte ich jetzt, daß eine neue irdische Heimat, nach welcher ich mich schon frühzeitig hingezogen fühlte, aus welcher ich eigentlich hervorzuwachsen bestimmt war, sich mir geheimnisvoll und stille zubereitete. — Diese jugendliche Freundschaft, die mir gleichsam ein neues Vaterland eröffnete, die mir für alles, was ich wollte, neue Ausdrücke gab, ist mir viel wichtiger geworden, als mein noch lebender Freund selbst wissen oder ahnen kann.

So lieb mir mancher meiner jungen Freunde, so teuer, ja wichtig mir selbst Köster und Mackensen waren, so fehlte mir noch derjenige, der mein ganzes Dasein in Anspruch nähme, und mit allem, was sich Besseres und Edleres in mir regte, von innen heraus auf einen anderen Boden versetzte. Rist besaß fast alles,

möchte ich sagen, was mir fehlte; wenn ich fast fortdauernd aufgeregt und innerlich bewegt war, so erschien er ruhig und gehalten. Es fehlte mir zu der Zeit, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht an Einnahme, aber dennoch immer an Geld, wenn ich es am nötigsten brauchte. Mancherlei Gegenstände lockten mich; eine nicht selten leidenschaftliche Teilnahme an der vorübergehenden Not der Freunde verleitete mich zu unnötigen Ausgaben. Die Einnahme, über welche Rist disponieren konnte, war kaum größer als die meinige, aber dennoch konnte er immer über die nötigen Summen gebieten, und wenn die Verhältnisse es forderten, mit Anstand sie opfern. Sein ganzes Äußere erregte Teilnahme und Achtung, und ich fand mich durch seine Zuneigung, durch seine Freundschaft zugleich beglückt und geehrt.

Klassische deutsche Literaturperiode. Goethe und Schiller

Es war die Zeit, in welcher Goethe und Schiller das bedeutende Bündnis schlossen, welches für die deutsche Literatur so wichtig ward. Die Horen traten damals hervor, und die vorherrschende Anmut der Sprache, das Geistreiche der Behandlung wichtiger Gegenstände, die große, allgemein entschiedene Autorität der Herausgeber nahm die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, und erweckte bei der besseren Jugend eine Teilnahme und eine Hoffnung, wie sie keine Zeitschrift seit langer Zeit erregt hatte. Schillers Aufsätze in den Horen über Anmut und Würde, über das Sentimentale und Naive ꝛc., Goethes Unterhaltungen der Ausgewanderten und das berühmte Märchen, Wilhelm von Humboldts Untersuchungen wurden mit großem Interesse gelesen, selbständig aufgefaßt, und gaben Veranlassung zu mancherlei neuen Ansichten, die teils in Übereinstimmung, teils selbst in entschiedenem Gegensatze gegen das uns sonst Mitgeteilte und Verehrte, entstanden waren und ausgeführt wurden. Eine jede geistig

bedeutende Epoche meines Lebens hat in der Erinnerung eine bestimmte Physiognomie, diese stellt dann in ungeteilter Einheit das ganze Dasein mit seiner inneren und äußeren Umgebung dar. Die Epoche, die ich mit Rist verlebte, die neue Welt, die er mir eröffnete, erscheint mir nun durchaus heiter und anmutig, wie ein schöner, wolkenloser, sonniger Frühlingstag. Obgleich in unserer allseitigen Richtung die Politik uns nicht fremd blieb, so hatte sie doch nur ein sekundäres Interesse für uns, und was wir gemeinschaftlich suchten und hoffnungsvoll von der Zukunft erwarteten, hatte eine tiefere geistige Bedeutung. Nebst den Horen war uns Schillers Musenalmanach bedeutend und wichtig. Die Xenien lernte ich damals zuerst kennen, wenigstens damals zuerst ihrem umfassenden Inhalte nach verstehen, und der innere Kampf, der in der deutschen Literatur stattfand und nach allen Richtungen der Wissenschaft und Kunst eine neue Zeit vorbereitete, ward mir jetzt erst völlig klar. Ich sah ein altes, in hergebrachten Formen Erstarrtes sich mir abschälen, vertrocknet und verwelkt hinfallen, um einer neuen Gestaltung Platz zu machen; und es war mir eine wichtige Aufgabe, mich in diesen neuen Verhältnissen geistig zu orientieren und zu erfahren, ob die Aufgaben, die mich beschäftigten, und die sich von meiner frühesten Kindheit an in der Einsamkeit ausgebildet hatten, auf irgend eine Weise einen selbständigen Platz in dieser neuen Geburt der Zeit erhalten konnten.

Jean Paul

Damals lernte ich Jean Paul kennen, und zwar „Die unsichtbare Loge" und „Hesperus". Ein allseitig erregtes Gemüt mußte durch diese Schriften hingerissen werden. Dieses willkürliche Antippen an die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens und Erkennens, um ihnen eine ebenso willkürliche Bedeutung in zufällig herbeigeführten und schnell verschwindenden Zuständen des

Lebens zu geben, sprach den jungen Mann an, der ebenfalls allenthalben ein Bedeutungsvolles, Ahnungsvolles zu suchen geneigt war. Seine Gedichte gewährten daher immer einen scheinbar geistigen Genuß, wenn auch niemals eine Befriedigung, da die Mittel, welche er benutzte, einem jeden mit den Wissenschaften beschäftigten und in mancherlei menschliche Verhältnisse verstrickten Jünglinge zu Gebote standen. So ward dieser fast unvermeidlich zur Nachahmung gelockt, und nicht Jünglinge allein, sondern auch gebildetere Frauen gefielen sich in einer Jean-Paulisierenden Korrespondenz.

Ich ergriff diese Anregung, wie eine jede, mit großer Heftigkeit, aber sie dauerte nur kurze Zeit; befriedigen konnte sie mich durchaus nicht. Denn wenn auch dieses willkürliche Zusammenwürfeln von momentanen Ansichten und barocken Witzen zuweilen zu einem tieferen Gedanken führte, so trug doch dieser selbst das Hinfällige seiner Entstehung an sich und konnte nirgends Wurzel fassen. So fiel mir besonders im Hesperus auf, wie Emanuel und Clotilde, das Erhabene, wie das Schöne, so durchaus gespensterhaft erschien. Emanuel mußte, um erhaben zu sein, das einsame Gebirge besteigen, von Gipfel zu Gipfel schreiten, nicht einmal das helle Auge in den sternenklaren Himmel, vielmehr die Nase in den Nebel hineinstecken, um so ein Unbestimmtes, nebelhaft Zerfließendes mehr zu riechen, als zu schauen. Die Schönheit aber hüllte sich in einen so zarten Körper ein, daß er durch die leiseste Berührung zerfloß und das ganze Dasein in einem Seufzer verhauchte.

Die mir so wichtige, eben in dieser Zeit erfolgende Epoche meiner geistigen Bildung rief mich bald von dieser gaukelnden Traumwelt ab, ja erzeugte eine einseitige Feindseligkeit gegen einen Dichter, der, so reich begabt, in seiner abgeschlossenen Eigentümlichkeit doch eine nicht geringe Bedeutung hatte.

Erste Kenntnis Schellings

Kiel 1797 [nach des Vaters Tode]

Ich kam tief erschüttert nach Kiel. Aber das Leben behauptet sein Recht, und die Keime der Entwickelung entfalten sich innerlich frisch; die Schmerzen der Teilnahme vermögen sie nicht zu unterdrücken. —

Ich fand bei meiner Zurückkunft „Schellings Ideen zu einer Philosophie der Natur". Die Einleitung zu dieser Schrift hat mein ganzes Dasein elastisch gehoben; es war der entschiedene Wendepunkt in meinem Leben. Spinoza war ein Jude, und er hatte auch für mich in geistigem Sinne eine alttestamentarische Bedeutung. Er zeigte mir den in sich verborgenen Gott, dessen ewig unwandelbares Gesetz einen unmittelbaren Gehorsam forderte. Ich erwartete, daß Gott sich gegen mich aufschließen sollte, ich zweifelte nicht und lebte in ahnungsvoller Hoffnung. Jetzt war es mir, als vernähme ich den ersten bedeutenden Pulsschlag in der ruhenden Einheit, als regte sich ein göttlich Lebendiges, die ersten Worte der zukünftigen Weihe hoffnungsvoll auszusprechen. Es herrschte eine Frische in dieser Einleitung, eine stille, in sich sichere Begeisterung, die sich in Worten zu ergießen verschmäht, die auch damals elektrisch wirkte und die Gegner, die sich waffneten, mit Angst erfüllte, weil es ihnen klar ward, daß ein Kampf bevorstehe, gegen welchen sie nicht gerüstet waren.

Ich las diese Schrift, ich kann sagen, mit Leidenschaft. Auch „Die Weltseele" erhielt ich als literarische Neuigkeit, und die tiefste Hoffnung meines ganzen Lebens, die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit geistig aufzufassen, ergriff mich und bestimmte meine Tätigkeit für mein ganzes Leben.

Sehnsucht nach Deutschland

Alles rief mich nach dem Innern von Deutschland hin, meine geistige Ausbildung konnte nur da, wo die größten Probleme die Geister in Bewegung setzten, Befriedigung finden. Ich fühlte und erkannte dieses wohl, aber ich hatte keine Aussichten. Jetzt aber drängte sich mir die Notwendigkeit, weiter zu reisen, gewaltsam auf. Es ist eine Bemerkung, die man wohl oft machen kann: daß eine erkannte Notwendigkeit, entspringt sie auf eine lebendige Weise aus dem Innersten der Seele, dem stillen Wunsche eine Intensität mitteilt, welche die Erfüllung desselben in sich enthält; es entsteht eine Begeisterung, die selbst über die äußeren Verhältnisse eine Gewalt ausübt und sie beherrscht. Der geschärfte Blick entdeckt günstige Umstände, die man früher übersah, man weiß sie mit Zuversicht zu benutzen, und es gelingt uns dann, was uns früher unmöglich schien.

Der echte Christ hat recht, wenn er dann in der Art, wie inneres Bedürfnis und äußere Verhältnisse, die nicht in unserer Gewalt stehen, sich wechselseitig verständigen, eine göttliche Fügung erkennt. Ja wenn diese Einheit des scheinbar Getrennten und Auseinanderliegenden, als Erfüllung eines echten Gebetes, hervortritt, dann haben wir offenbar einen tieferen Standpunkt des wahren Erkennens erlangt und bewegen uns in und mit dem göttlichen Geiste, der alle Verhältnisse der Geschichte lenkt und beherrscht. Ich wollte wünschen, daß ich von mir selber hätte sagen können, daß meine Zuversicht aus einer so tiefen und reinen Quelle entsprungen wäre: das war leider nicht der Fall, und dennoch hatte die Freudigkeit, die mich durchdrang, die Sicherheit, die mir plötzlich entgegentrat, etwas wahrhaft Religiöses. Ich wußte, daß mir alles gelingen würde, in dem Augenblicke, als ich den Weg erkannte, den ich einschlagen müßte.

Holsteiner literarisches Leben

Kiel 1797

Holstein war damals der Mittelpunkt einer Literatur, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf ganz Deutschland blieb. Das jugendliche Bündnis zwischen Voß, den Gebrüdern Stolberg, Boye, Hensler d. j. und Hölty bestand fast durchaus aus Nordländern. Die Strahlen des mächtigen Lessingschen Geistes waren, während seines Aufenthaltes in Hamburg, auch in Holstein eingedrungen; der originelle Claudius lebte in Wandsbeck; mit Boye zugleich hielt sich der alte berühmte Niebuhr in Meldorf auf, jener Reisende, der, von einer wissenschaftlich bedeutenden Expedition zurückkehrend, mit Recht als ein noch nicht erreichtes Muster in seiner Art betrachtet ward. In Eutin lebte Voß, der strenge, rücksichtslos gebietende Rektor, nicht bloß in seiner Schule, sondern in der Tat in der ganzen Provinz. Im Hintergrunde, allgemein verehrt, Klopstock, hier, fast, wie später in ganz Deutschland, Goethe.

Auch berühmte Reisende erschienen hier: Lavater und Jacobi hielten sich einige Zeit in Holstein auf, ebenso Lafayette. Ich sah Dumouriez in Kiel. So trat eine bedeutende literarische Tätigkeit in Holstein hervor und drang einflußreich in ganz Deutschland hinein; so drängte sich die politische Bewegung in Europa, und durch bedeutende Persönlichkeiten hier näher an mich heran, als in meinem mehr entfernten Vaterlande.

Reise nach Jena: Aussichten

1798

Als ich nun den lange gehegten Wunsch erfüllt sah, als Europa vor mir lag und zugleich die entfernte Aussicht, wie meine Landsleute, auch die übrigen großen europäischen Länder besuchen zu können, mir vorschwebte, war Deutschland dennoch

das Nächste und Wichtigste, was mich ganz in Anspruch nahm. Sorgenfrei, heiter und voller Hoffnung, war ich in dem Falle, meine Schritte lenken zu können, wohin ich wollte. Zwar hatte ich als Naturforscher oder vielmehr als Mineralog das Reisestipendium erhalten, aber ein tieferes wissenschaftliches Interesse erfüllte mich ganz. Die Spekulation war mir nicht, was man ein Fachstudium zu nennen pflegt: ich wollte nicht fremde, ich wollte nur eigene Befriedigung durch dieses Studium suchen. Ich hatte eine bestimmte Ahnung von einer neuen Zeit, die anfing, ich sah in allen Richtungen alte Autoritäten schwanken, und ich begriff wohl, wie einerseits Goethe und andererseits die Philosophie die neue gährende Zeit in allen Richtungen bewegte; auch war ich mir bewußt, daß ich dieser zugehörte. Manches hatte ich betrieben, fast in allen Fächern des menschlichen Wissens hatte ich nach Klarheit geforscht. Was Spinoza mir geworden war, habe ich schon erwähnt, den Schatz, der alle Reichtümer der Zukunft in sich schloß, bewahrte er; daß dieser aber nur durch die Tätigkeit des sich selbst bestimmenden Bewußtseins einen frischen Keim lebendiger Entwickelung in innere Tätigkeit versetzen konnte, hatte mich zwar Fichte gelehrt, Schelling aber sollte mich auf den Standpunkt versetzen, auf welchem meine ganze Vergangenheit, von meiner frühesten Kindheit an, eine innere Bedeutung zu erhalten versprach. Es war ein wunderreiches, erwartungsvolles Dasein; ich traute mir es zu, das Schwerste und Tiefste zu fassen und in den Punkt der innern Vereinigung aller sich widerstrebenden Momente des Daseins hineinzudringen. Aber so heftig mich auch diese reiche Zukunft bewegte, so verhinderte sie mich doch nicht, was die Gegenwart mir freundlich bot, frisch und unbefangen zu genießen.

Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr der Nordländer in seinem entfernten Lande von den geistigen Gä-

rungen, die Europa in Bewegung setzen, imponiert wird. Die fernen Töne klingen ihm so wunderbar, ein jeder Name, der herauftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verschwimmen in dem größern Ganzen, welches ihm vorschwebt, und dieses erscheint ihm großartig, ja als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einschließt, die ihm durch geweihte Priester dargereicht werden. Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder in neuern Zeiten Griechenland und den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland. Was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt und entfernt ist, selbst wenn sie in ihrer Mitte leben. — Ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich teilnehmen, mit welcher ich leben wollte; sie sollte mein ganzes Dasein in sich aufnehmen und in Tätigkeit setzen. Sie sollte jede Kraft aufregen und für mich, wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten.

Braunschweig

1798

Als wir uns Braunschweig näherten, als die lieblichen Umgebungen der Stadt uns entgegentraten, suchte ich über den fruchtbaren Feldern jenseit der Stadt nach dem fernen Harzgebirge. Die Sehnsucht nach einer Gebirgsgegend war durch meinen Aufenthalt in Norwegen nur noch mehr gesteigert. Wir kehrten in den Blauen Engel ein, und dieser Gasthof hatte für uns einen eigenen Wert, weil er uns durch einen Schriftsteller, der uns doch beiden gleichgültig war, durch Knigge, bekannt geworden. Aber als wir nun Braunschweig verließen, um nach Blankenburg zu fahren, als wir im heitersten Wetter in der anmutigsten Gegend reisten und in der Nähe Wolfenbüttel entdeckten, später die Türme von Halberstadt, als ich Quedlinburg,

zwar nicht sichtbar, aber doch nicht weit entfernt wußte, da traten Namen und Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend lebendig hervor, und eine hellleuchtende innere Sonne wetteiferte mit der äußern, der heitern Gegend einen namenlosen Reiz zu erteilen. Alle früheren Saiten meines durchlebten Daseins klangen wieder. Lessing hatte in Wolfenbüttel gelebt, fast alle bedeutenden Dichter der Zeit fanden noch immer einen freundlichen heimatlichen Vereinigungspunkt bei dem alten Gleim in Halberstadt. Der Naturforscher Götze in Quedlinburg hatte mich mannigfaltig und lebhaft beschäftigt; alle seine Forschungen, sein ganzes strebsames Leben trugen das Gepräge der ruhigen heitern Idylle, die auf eine so anmutige Weise viele Naturforscher des siebzehnten Jahrhunderts charakterisierte und für mich den trockensten Untersuchungen den melodischen Klang eines ruhigen Schäferlebens, eines stillen, einsamen, bewußtlos beschäftigten, durch keine inneren Zweifel, durch keine gewaltsamen geschichtlichen Ereignisse gestörten, genußreichen Daseins erteilte. Ich erblickte Lessing, wie er in seiner Bibliothek wühlte, dunkle Gedanken der Vergangenheit laut werden ließ in der Gegenwart, und sie mit unerwarteter Klarheit behandelte. Wetteifernde Gesänge ertönten aus Halberstadt, wie in uralten Zeiten von der Wartburg her: Götze und mit ihm Rösel, Gleichen, Schäfer, ja in anderen Ländern, Lyonnet, Bonnet und Reaumur schritten durch die Felder, verloren sich in den Wäldern, beobachteten in den Gärten, und die Blüten traten ihnen als Bekannte entgegen, das Heer der Insekten tauchte aus den Gräsern hervor, dem stillen einsamen Beobachter eine erfreuliche Kunde zu geben. So war die Gegend unsichtbar, wie sichtbar, mit Gebirg und Feld und Wald bevölkert, und hatte für mich, neben dem sommerlichen Ansehen, eine reiche geistige, ja klassische Bedeutung gewonnen. In einer solchen glücklichen Stimmung, in welcher alles innerlich und

äußerlich, die Umgebung und die Welt, die sie in sich trug, mir groß und herrlich erschien, durchlebte ich einen glücklichen, mir unvergeßlichen Tag.

Erfurt

1798

Ich weiß nicht, ob Erfurt wirklich durch schöne Mädchen ausgezeichnet ist; soviel ist gewiß, auf mich machten die Frauen und Mädchen, die ich erblickte, einen großen Eindruck. Ich hatte das Fußreisen satt und wollte eben Extrapost nach Weimar bestellen. Unbeschäftigt, blickte ich nach dem Platz vor dem Gasthofe. War es nun zufällig, daß ich drei bis vier Frauen aus der Bürgerklasse entdeckte, eine nach der andern, die sich durch ihre schlanke Gestalt, durch eine zarte Haut und feine Gesichtszüge auszeichneten. Die mir noch neue Tracht der sächsischen Bürgerfrauen, die Mäntel, die, wenn das eine Ende leicht über die Schultern geworfen war, die Gestalt auf eine vorteilhafte Weise hervorhoben, die Mützen, die auf den kleinen Köpfen von einem schönen Halse leicht getragen, sich gut ausnahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, mir die Erscheinung angenehm zu machen. Es war mir bedeutend, in der Gegend, wo Goethe wohnte, das weibliche Geschlecht so anmutig zu finden.

Jena

1798

Hier war ich nun angekommen, und was mich hieher trieb, war mir wohl bewußt, so daß ich Jena fast als ein Ziel meiner Reise ansah. Zwar wußte ich, daß man mich in meinem Vaterlande als Mineralog betrachtete, daß man da wohl erwartete, daß ich unmittelbar nach Freiberg eilen würde, in die damals hervorleuchtende, ja fast in ganz Europa allein berühmte Schule der Mineralogie. Aber es wäre mir unmöglich gewesen, an dem

eigentlichen Sitze der geistigen Bestrebungen in Deutschland vorbeizugehen. Die kleine Stadt in dem anmutigen Tale war mir sehr reizend, ja heilig erschien sie mir, und nach wenigen Tagen war ich bald eingerichtet.

. . . Ich hatte nicht die Absicht, die noch übrigen Sommermonate in Jena zuzubringen. Ich wollte diese für eine geognostische Reise in das Thüringer Waldgebirge benutzen, und was mich nach dieser Gegend hinzog, war Heims Schrift über dieses Gebirge, die mir auf einem jeden Schritte als lehrreiche Begleiterin dienen konnte. Ich gehörte nicht zu den jungen Männern, die Kühnheit genug besitzen, rücksichtslos sich den berühmten Männern aufzudringen. Goethe in Weimar zu besuchen, fiel mir nicht ein, so wichtig mir eine Annäherung an seine Person auch war. Ich überließ es der Zeit und den Umständen, die mich ihm näher bringen würden, und rechnete sicher auf diese. Ich hatte zwar schon früher erfahren, daß Schelling einen Ruf als Professor extraordinarius nach Jena erhalten hatte. Seine Ankunft wurde aber erst im Herbst erwartet.

Jenenser Studenten. Gries

1798

Wir waren in dem Schwarzen Bären abgestiegen, und schon am ersten Abend unserer Ankunft sollte ich mit meinem Freunde einen Auftritt erleben, welcher uns an die noch damals herrschende Roheit der Studenten erinnerte.

Eine Stadt, in welcher man sich länger aufhalten will, die uns eben deswegen durch eine bedeutungsvolle Zukunft wichtig erscheint, hat, wenn man sie betritt, in den ersten Momenten etwas Geheimnisvolles, ja Beängstigendes. Sie scheint mit ungewissen Verhältnissen geschwängert und schon mit dem ersten Moment unser nächstes Schicksal in sich zu schließen. Ich fand

im Gasthofe meinen Freund, der schon einige Tage früher angekommen war. Er beklagte sich vorzüglich über das schlechte Essen, welches in der Tat für den Nordländer, der an kräftige und nahrhafte Speisen gewohnt war, abschreckend genannt werden konnte. Wir unterhielten uns, da wir einige Zeit getrennt gewesen waren, lebhaft; ein jeder hatte dem andern genug zu erzählen. Es ward dunkel, ich blickte in die mir fremde Gegend hinaus, und eine unruhige Ahnung von dem, was ich hier innerlich und äußerlich erleben konnte, durchschauerte meine Seele. Da hörten wir in der Ferne ein lautes Getümmel, schreiende Stimmen von mehreren Menschen; sie wälzten sich dem Gasthofe immer näher, wurden immer lauter. Man hatte uns kurz vorher Licht gebracht, und als die laute Menschenmasse sich näherte, stürzte der Kellner herein, um uns warnend zu bedeuten, daß wir die Lichter auslöschen möchten. Wir fragten neugierig, warum? und was die schreiende Menge wolle. Daß es Studenten waren, vermuteten wir freilich. Der Kellner erzählte uns nun, daß die Studierenden dem damaligen Prorektor, Professor A., mit dem sie unzufrieden waren — ich weiß nicht warum —, ein Pereat bringen wollten. Das Geschrei von einigen hundert Studenten ward nun immer vernehmlicher. Licht aus! wurde gerufen, und wir hörten einzelne Fensterscheiben klirren, wenn der Warnung nicht schnell genug Folge geleistet wurde. Ich gestehe, daß dieses Ereignis, welches uns gleich, sowie wir nach Jena kamen, verhängnisvoll entgegentrat, mich sehr trübe stimmte. Das war es nun freilich nicht, was mich nach Jena hingezogen hatte; diese Stimmen waren nicht die, welche ich hier zu vernehmen wünschte und erwartete, und die erste Nacht brachte ich keineswegs angenehm zu. Nachdem ich mich in meiner Wohnung eingerichtet hatte, besuchte ich G r i e s. Er hatte seine Studien vollendet und eben die juridische Doktorwürde erhalten.

Er war einer der genauesten Freunde von Rist, und erwartete meine Ankunft. Seine Übersetzung des Tasso war schon weit gediehen. Er selbst mit seiner kleinen Gestalt, seiner südlichgelben Gesichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus den kleinen Augen herausblickend, kam mir herzlich entgegen. Seine Stube war sauber, ja mit einer gewissen Eleganz eingerichtet. Alles um ihn her war in der größten Ordnung; die Zierlichkeit und Anmut seiner Sprache drückte sich durch seine Person, obgleich er keineswegs schön war, wie durch seine Umgebung aus. Er spricht leise und hatte etwas Weichliches in seinem Betragen; aber nach dem rohen Empfange war mir diese stille Ordnung höchst wohltuend, und es wurde mir recht klar, wie auf den deutschen Universitäten die ungleichartigsten Elemente dicht nebeneinander liegen.

Lebenshaltung in Jena

1798

Nicht leicht ist eine Epoche meines Lebens in Rücksicht auf äußere Bildung für die Welt und ihre Verhältnisse reicher für mich gewesen, als diese. Das heitere Bewußtsein, nicht ohne Erfolg mit einem riesenhaften Gegenstande zu ringen und ihn der Gewalt des Bewußtseins zu unterwerfen; das mannigfaltig wechselnde Leben mit Menschen aus allen Klassen, die in vorübergehenden Augenblicken mich auf eine interessante Weise erregend berührten, aber nicht lange genug verweilten, um mir widerwärtig oder feindlich entgegen zu treten, gaben mir eine Leichtigkeit des Benehmens, eine Fügsamkeit unter allen wechselnden Umständen, eine Fähigkeit, diese schnell in ihrer Eigentümlichkeit aufzufassen, die ich bis dahin durchaus nicht kannte, ja die ich jemals zu erringen früher für eine Unmöglichkeit gehalten haben würde. Mit sogenannten gebildeten Leuten trat ich selten in Berührung; wenn ich sie traf, so erschienen sie als

verständige klare Männer für einen ganz bestimmten praktischen Zweck auf entschiedene Weise tätig. Alles Überschwengliche war von mir entfernt: es waren Berg- oder Hüttenbeamte, mit denen ich verkehrte; die Gegenstände, die ich unter ihrer Anleitung betrachtete, die Naturverhältnisse, auf welche die ersteren, die Hüttenprozesse, auf welche die letzteren mich aufmerksam machten, forderten ungestörte Anstrengung, wenn sie mit Klarheit aufgefaßt werden sollten. Ich bin nie gesünder gewesen, als wenn ich bei großer körperlicher Anstrengung höchst mäßig zu leben gezwungen war. Wenn ich in den einsamen Gebirgsschenken wochenlang nichts anderes genoß, als Eier, Schlackwurst und Schinken, nichts anderes trank, als Wasser mit einigen Tropfen Rum, weil ein angeerbtes Magenübel mir nicht erlaubte, die wechselnden Biere zu genießen, fühlte ich mich so durch und durch gesund, so geistig elastisch, so leicht vom Leben getragen, wie nie vorher. Das tiefere geistige Element blitzte aus diesem in sich sichern Leben hervor, und was ich in Jena erwartete, Aufschlüsse über die tiefsten Probleme, die mir da werden sollten, schien mir eben, wenn es mir aus der heitern, in bestimmter Tat umgrenzten Gegenwart entgegentrat, alles Unruhige, Unbestimmte und Nebelhafte zu verlieren.

Politische, philosophische, sittliche Eindrücke und Gesinnungen

Jena 1798

Ich hatte mich nun schon längere Zeit in den Gegenden von Deutschland herumgetrieben, nach denen ich mich von frühester Jugend an gesehnt. Ich war durch das mir so wichtige Weimar hindurchgeeilt, hatte Jena für mich so gut wie leer gefunden; ich war keinem von den bedeutenden Männern, die mir so wichtig waren, näher getreten, aber ich hatte vieles erlebt, ja mir war

eine neue Welt aufgegangen. Die treuherzige Weise, mit welcher der Deutsche dem Fremden entgegentritt, das Vertrauen, welches er diesem schenkt, die bei dem Volke wenigstens herrschende naive Art, mit welcher er den Unbekannten in seine Lage zu versetzen sucht, seine Freuden und Leiden, wohl auch seine Verdienste und das Unrecht, was ihm geschehen, offenherzig mitteilt, machten mich bald unter diesen Menschen heimisch. Ich hatte in mancherlei stets wechselnden Verhältnissen gelebt, hatte Städte und Dörfer und reizende Gegenden des gesegneten Landes kennen gelernt; heiter und einnehmend waren mir die kleinen Residenzen, Rudolstadt und Meiningen, Hildburghausen und Koburg, Bamberg und Würzburg, erschienen. Die Art, wie die Schlösser mit ihren größeren Gärten und die Häuser der Hofbeamten mit ihren freundlichen Umgebungen an die unansehnlicheren der Bürger sich anschlossen, hatte für mich etwas durchaus Erfreuliches. Das Verhältnis der Einwohner zu den kleinen Höfen schien mir anziehend; es lag für den Fremden wenigstens etwas Vertrauliches, Patriarchalisches in diesem Zustande, welches durchaus heiter und anmutig erschien.

Aber ich hatte auch bedeutendere Unternehmungen kennen gelernt und war ihnen näher getreten, und besonders erschien mir das Bergwesen, indem es meinem eigentlichen Fache so nahe verwandt war, interessant und wichtig. Ich lernte die praktische Tätigkeit schätzen. Wenn bei meinen Wanderungen in den einsamsten Gegenden meilenweite Wasserleitungen mich begleiteten und mich zu einer Hütte oder einem Bergwerk hinführten, wenn ich in eine Grube hineinfuhr und durch Stollen und Strecken kroch, war mir der geringste Umstand wichtig, und die Struktur des Gebirges, der ich nachforschen wollte, stand in der genauesten Verbindung mit den Aufgaben, die der praktische Bergmann zu lösen hatte. Hier sah ich zuerst ein, mit welchen Schwierigkeiten

man zu kämpfen hat, indem man das Gebirge aufschließt, um seine Schätze für die Geschichte zu gewinnen; wie die widerstrebenden Elemente sich dem Hineindringenden entgegenstellten, wie bald das mürbe, leicht zerfallende (liederliche) Gestein, bald das von unten mächtig hervorquellende Wasser mit den Fluten von oben im Bündnis, das Werk vieler Jahre zu zerstören sucht; wie der Bergmann mit steter Aufmerksamkeit auf eine jede Äußerung der feindseligen Kräfte, mit denen er einen bedenklichen Kampf wagt, lauern muß, um, was ihm drohend entgegentrat, sich dienstbar zu machen und für seine Zwecke siegreich zu benutzen. In der Tat gibt es kaum einen praktischen Beamten in irgend einer Richtung, dessen Überlegung und stete anstrengende Aufmerksamkeit auf eine so fortdauernd schwierige Weise in Anspruch genommen wird, wie die Tätigkeit des Bergmannes; und ich, der ich zum erstenmal, ein völlig Unkundiger, in diese Welt hineinblickte, mußte diese Tätigkeit, die, mit einem widerwärtigen mächtigen Stoffe kämpfend, das klare Ziel immer vor Augen behielt, immer mehr bewundern und anstaunen. Wer sich bloß auf seiner Stube beschäftigt, bloß in abstrakte Gedankenprinzipien sich vertieft, ist nur zu geneigt, das praktische Leben gering zu schätzen. Mich hat es zwar von meiner Kindheit an angezogen, aber mehr aus der Ferne, ich hatte es mehr phantastisch, dichterisch, als in seiner Wirklichkeit aufgefaßt: jetzt ward mir eben das Kleinste wichtig, ich wollte im klaren Zusammenhange übersehen, was ich bis jetzt nur träumend gekannt hatte.

Dieses alles schwebte mir nun in der Einsamkeit vor, die nächste Vergangenheit lag so heiter hinter mir, was mich umgab, war so ruhig, still, einsam und so unbeschreiblich lieblich. Die kleinen bürgerlichen Verhältnisse, in welchen ich gelebt hatte, die treuherzige Sprache, die mir noch immer entgegentönte, die Familien in ihren kleinen bürgerlichen Kreisen, die Wanderer,

die ihrem nähern oder fernern Ziele zueilten, schwebten mir vor der Seele, und es schien mir ein so warmes liebevolles Herz durch das Ganze zu pulsieren, ein so fröhliches, sich selbst treues Leben alle Verhältnisse zusammen zu halten, daß ich unwiderstehlich mich angezogen und glücklich fühlte.

Noch hatte der Krieg diese Gegenden nicht berührt, aber seine Verwüstungen droheten aus der Ferne. Der geschichtliche Wahnsinn der Revolution hatte sich schon mächtig über seine Ufer ergossen; gegen Westen wie gegen Osten, in Holland, wie in Italien, waren durch jene Mißgeburten der sogenannten Freiheit die Völker in Knechtschaft geraten, innerlich eben so sehr wie äußerlich, durch verwirrende Begriffe eben so sehr, wie durch aufgedrungene Verfassung gefesselt. Die Namen der cisalpinischen, ligurischen, batavischen Replublik tönten mir wie furchtbare Karikaturen, wie Ungeheuer, die das Glück der Völker verschlangen, entgegen. Und wenn die Erinnerungen an die großen Kämpfe der Niederländer schmerzlich die Teilnahme für ein Volk erregten, was man jetzt eben so grausam im Namen der Freiheit unterjochte, wie früher durch die Inquisition, so mußte dem jungen Manne, dem die Schweiz als der geheiligte Boden uralter Freiheit erschien, vorzüglich die neue helvetische Republik ein Greuel sein. Und immer näher rückte diese furchtbare Propaganda. War doch bis zum linken Rheinufer fast alles, wenn auch noch nicht auf eine entschiedene Weise äußerlich, doch schon innerlich unterjocht; Süddeutschland von den Revolutionären durchzogen. Keimte doch allenthalben die Verwirrung in den Gemütern, die in Frankreich bis zum Wahnsinn gestiegen, das Land zerrüttet und die benachbarten Länder verwüstet hatte. Ich haßte Frankreich, gewiß mit jugendlichem Eifer einseitig; seine Poesie war mir von früh an schon durch Lessing verhaßt, seine Philosophie widerwärtig, und wenn wir

die Revolution in ihrem ersten Ursprunge noch immer wichtig und folgenreich erschien, so kam sie mir doch, als sie ein dämonisches Prinzip bis auf die Spitze trieb, verhängnisvoll finster vor. Ich liebte die Freiheit, ich forderte die Selbständigkeit eines jeden tüchtigen Mannes, ja ich suchte die eigene selbst mit aller Kraft zu behaupten: aber jene abstrakte Freiheit war mir in der Seele zuwider. Ein jeder soll Herr in seinem Hause sein, aber das Haus soll er erst bauen; er soll geschützt sein in seinem bürgerlichen Besitz, und wenn er angegriffen wird, kämpfen für seinen Herd; aber der Besitz muß erworben, der Herd errungen sein. Dieser Besitz war mir nun die bürgerliche Tüchtigkeit, in Wissenschaft und Kunst, wie im äußern Gewerbe; aber jene abstrakte Freiheit, die eben alles in Anspruch nahm, weil sie selber nichts besaß, allenthalben sich verwüstend niederließ, weil sie nirgends zu Hause war, ist mir schon damals ein Greuel gewesen.

Und wenn ich nun die friedlichen Städte und Dörfer betrachtete, und wie jeder seinen Erwerb trieb und seinen beschränkten Kreis so freundlich und heiter, wie er vermochte, zu gestalten suchte, und mir dachte, wie die Flut abstrakter Prinzipien über das ruhige gemütliche Leben sich stürzen würde, so ergriff mich Furcht und Entsetzen. Schon damals konnte man so wenig meine freimütigen Äußerungen über Mißbräuche allerlei Art, meine Forderungen für das Genie und das Talent, meine Klagen über drückende Verhältnisse mit meinem Haß gegen die französischen Revolutionäre verbinden, als man meine Verehruug für das Christentum, obgleich dieses mir noch nicht alles geworden war, und meine Geringschätzung der sogenannten Aufklärung mit der tiefen Achtung für Spinoza zu begreifen vermochte. Auf meiner Wanderung war ich oft genug auch mit Gelehrten, Predigern, Ärzten, wohl auch mit Schriftstellern zusammengekommen. Die großen Angelegenheiten des Tages wurden besprochen; an den

Bestand des Friedens glaubte Niemand. Zwar befand man sich zu wohl, um sich nach dem Glücke der neuen Republiken zu sehnen: aber dennoch waren kleine Beschwerden zu großen Übeln, in der Vorstellung Vieler, herangewachsen; keimende Unzufriedenheit erzeugte lauter Klagen, und der gefährliche Feind zählte nur zu viele Verbündete. Ich war noch fremd in diesem Lande, ich dachte mich selbst als ein solcher. Ich glaubte mich bestimmt, in meinem Vaterlande zu leben, aber dennoch ergriff mich eine innere Angst für das Land, welches für mich, auch wenn ich es verlassen hätte, so reiche Schätze in sich einschloß.

Napoleon

Und dennoch ward ich von der Bewunderung zu einem Manne hingerissen, der aus der Mitte der Revolution geboren und emporgestiegen war. Die große geschichtliche Kraft erregt jederzeit Erstaunen und Bewunderung. Lange hatte die Geschichte sich nach einer mächtigen Persönlichkeit gesehnt, und es war nicht eine bloß subjektive, es war eine unwillkürliche, allgemeine Verehrung, die alle jugendliche Gemüter für Buonaparte einnahm. Er war in Egypten, aber alle erwarteten von ihm die Wiederherstellung der Ordnung, als hätte die Zeit sich, von der leeren Abstraktion abgewandt, ihre Hoffnung an einen mächtigen Mann, von toten Grundsätzen abgewandt, an das Leben geknüpft.

Athenäum

Aber wie reich mir nun auch das Erlebte der nächsten Vergangenheit erschien und wie groß die Teilnahme war, welche die drohenden Ereignisse der Zeit, die über die ruhige Gegend schwebten, in mir erregte, so war doch, was mir eine nahe liegende Zukunft versprach, bei weitem das Wichtigste. In dieser Rücksicht erschien mir das erste Heft des Athenäums höchst be-

deutend; der allseitige Kampf gegen eine Zeit, die für mich wenig Anziehendes gehabt hatte, erschien mir verdienstlich, ja geboten. Was hart angegriffen wurde, hatte für mich wenig Wert gehabt, und daß Goethe und Fichte, ja selbst daß die Revolution an die Spitze einer neuen Zeit gestellt wurden, war mir eben recht; daß ich durch die Paradoxen nicht abgeschreckt wurde, versteht sich von selbst. Durfte ich doch behaupten, daß eine Menge Fragmente, die ich aus zerstreuten Gedanken gesammelt hatte, nicht weniger paradox waren. Es gab unter den Schriftstellern, die angegriffen wurden, viele, die ich nur oberflächlich kannte, und obgleich ich mich nach allen Seiten hin zu unterrichten suchte, so blieben mir doch mehrere, selbst allgemein verehrte Schriftsteller, besonders Dichter, fast fremd. Es ist ohne allen Zweifel eine Einseitigkeit meiner Natur, eine Beschränktheit meiner Ausbildung, welche mich von bestimmten Richtungen der neuern Poesie ausschloß. So habe ich ungemein wenig von Wieland gelesen, und nur Oberon hatte für mich etwas Anziehendes. Der Grund lag wohl darin, daß eine breite Ansicht der Oberfläche des Lebens, die sich in leichtem Gerede ergoß, mich abstieß. Die Behandlung der Verhältnisse des Lebens durch die sogenannte populäre Philosophie, schien mir auf der nämlichen Stufe zu stehen, wie die innerhalb der Sinnlichkeit aufgefaßte Teleologie der Natur. Aber dieses Gerede war schon für mich in meiner frühesten Jugend, ja fast in meiner Kindheit abgetan. Wenn nun in den Fragmenten des Athenäums allgemein verehrte Meinungen und Autoritäten angegriffen wurden, so hatte dies für mich nichts Anstößiges, ja es interessierte mich weniger, weil das Angetastete mir gleichgültig war. Wichtiger war mir das Positive, worauf hingewiesen wurde. Jener mächtige Geist der Einheit des ganzen Daseins, der sich nicht bloß in der abstrakten Einsamkeit geistig einsiedlerisch betrachtet äußerte, vielmehr wie

ein frischer Lebensstrom alle Wissenschaften in eine zusammenzufassen suchte, Poesie, Kunst und alle bedeutenden Lebensverhältnisse umschlang, war demjenigen, was ich suchte, was ich wollte, zu nahe verwandt, um mich nicht ganz hinzureißen; besonders waren es die Fragmente von Novalis, Blütenstaub betitelt, die mich fortdauernd beschäftigten.

Kant

Je mehr mich nun diese Bestrebungen hinrissen, desto mehr erkannte ich, daß eine neue Zeit im Großen und Ganzen in gährender Entwickelung begriffen sei und daß ich ihr ganz und gar zugehöre. Aber auch über Kant ging mir jetzt plötzlich ein Licht auf, ja die Schranken, die er dem Erkennen willkürlich gestellt hatte, beruhigten mich; ich fing an einzusehen, daß er ein notwendiges Glied, eine nie zu übergehende Stufe in der Entwickelung des Geistes der Zeit bilde. Hatte mich doch die Naturwissenschaft so sehr beschäftigt, daß ich nicht unbekannt sein konnte mit der Macht der bloß sinnlichen Evidenz, die in ihr vorherrschte und sich in sich abzuschließen versuchte. Erkannte ich doch schon ganz bestimmt, daß die Kantschen Kategorien in ihrer räumlichen Sonderung ihren entschiedenen Schlußpunkt in der mathematischen Bestimmtheit finden mußten. Aber eben diese Abgeschlossenheit, die nur ein äußerlich Unendliches erkannte, stellte das Ausgeschiedene, Geistige, wenn auch nicht Erkennbare, desto entschiedener vor die Augen, und je bestimmter Kant die Probleme des Geistes abzuweisen strebte, desto mächtiger drängten sie sich auf, und sowohl Schelling als Fichte, das sah ich immer klarer ein, fanden den Ausgangspunkt einer höhern Philosophie durch diesen ihren Vorgänger. Es ward mir jetzt sehr wichtig, Kant zu studieren, ich glaubte, daß das Ungenügende meiner bisherigen Studien vorzüglich darin lag, daß ich nicht, wie der

Gang der geistig geschichtlichen Entwickelung forderte, mit ihm angefangen hatte. Ich sehnte mich nach Kants Schriften, ich wollte einlenken in den organischen Weg der geordneten Bildung, und ein freudiges Bewußtsein, daß es mir dann auch gelingen würde, was mir noch dunkel war, zu fassen, um in den mächtigen Strom der Entwickelung hineingezogen, zu wachsen und zu gedeihen, ergriff mich mit einer Zuversicht, die mich erhob, ermunterte und stärkte. Mit welcher Sehnsucht wünschte ich jetzt die Bekanntschaft der Männer zu machen, die, wie ich vernommen hatte, sich in Jena versammeln würden. Fichte war freilich schon lange da gewesen, aber ich hatte geflissentlich seine persönliche Bekanntschaft vermieden. Der plötzliche günstige Umschwung meiner Lebensverhältnisse, die Masse von äußeren Ereignissen, die auf mich eindrangen, die Gewalt, welche diese von jeher auf mich ausübten, hatten mich in eine zersplitternde Zerstreuung hineingeworfen, und ich scheute es, mich einem Manne gegenüberzustellen, der mir als der mächtigste Konzentrationspunkt der Selbstbesinnung der Zeit entgegentreten sollte. Ich begriff es, daß der zerstreute Geist, der die Wissenschaften zersplittert, die Kunst fast vernichtet, die Lebensverhältnisse in ihrer Vereinzelung geistlos beschränkt hat, nicht wie in Frankreich, ohne sich in jenem Mittelpunkt der tiefsten Selbstbesinnung orientiert zu haben, an das Problem der lebendigen Wiederbelebung gehen dürfe; daß das besinnungslose Treiben eben das revolutionäre sei, ein willkürliches Zusammenwürfeln nicht gelöster Gegensätze, ein wechselseitiges vernichtendes Abreiben derselben aneinander, welches eben das Hauptunglück der Gegenwart herbeiführte in Wissenschaft und Kunst wie im Leben.

In Kiel hatte ich mich zwar mit der Wissenschaftslehre beschäftigt, aber sie blieb mir fremd; jetzt studierte ich sie mit allem Fleiß, mit einer Anstrengung, die ich nicht kannte, seit ich das Studium von Spinozas Ethik trieb. Fichtes wunderliche Dialektik, jener Monolog des tief sinnenden Ichs mit sich selber, jene Deduktion der Empfindung, die durch These, Antithese und Synthese fortschreitend, als Schlußpunkt des innerlichen Gesprächs, das erst zu begründen suchte, was Kant auf eine fast empirische Weise voraussetzte, gab mir einen plötzlichen Aufschluß über die inneren Vorgänge der Beschäftigung des Geistes mit sich selber. Zwar war mir die Sprache, wie die Darstellung anfänglich fremd, aber nachdem ich die einfachste Selbsttat des Ichs als den Anfangspunkt seiner Philosophie erkannt hatte, fand ich zwar, daß seine Wissenschaftslehre eine beständige abstrakte Konzentration erforderte, die aber nicht sehr schwierig war, ja von welcher man sich, wenn man sich erst hineingelesen hatte, nur schwer loszureißen vermochte. Jetzt war mir die persönliche Bekanntschaft von Fichte sehr wichtig; die Grenze des Ichs, innerhalb welcher er sich bewegte, war mir, solange ich seine Wissenschaftslehre studierte, keineswegs klar. Die Empfindung in ihrer abstrakten Allgemeinheit war doch noch etwas ganz anderes, als die Dinge und Eigenschaften, die später (in der Bestimmung des Menschen) dem Ich als ein bloß abzuleugnendes, nicht wirklich zu assimilierendes Nicht-Ich gegenüber traten, und wodurch es mir später klar wurde, daß der Standpunkt der Philosophie, den er gewählt, von demjenigen, zu welchem Spinoza mich hingedrängt hatte, diametral verschieden war.

Es war seltsam, mit welchem Gefühl ich das Gebirge anblickte, wie aus einer ausgeschiedenen, mir entfremdeten Welt die Sonne

in die Stube hineinschien, die Bäume flüsterten, die Vögel sangen, wenn ich von diesem Fichteschen Selbstgespräch aufblickte und die mir fast ganz verhüllte Natur wieder entdeckte. Sie trat mir entgegen, als grüße mich ein ferner Freund nach langer Abwesenheit, den ich unter ganz anderen Lebensverhältnissen gekannt und geliebt hatte, als diejenigen waren, die mich jetzt ganz in Anspruch nahmen.

Aber außer Fichte, hoffte ich bei meiner Zurückkunft nach Jena A. W. Schlegel und vor allen Schelling zu treffen. Der bedeutende Vereinigungspunkt solcher Geister, Goethe in der Nähe, versprach mir eine nahe Zukunft, deren reiche Fülle ich zu genießen erwartete. Ich verließ den stillen Aufenthalt und eilte nach Jena.

Über das Sammeln

Jena 1798

Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Sammlerlust der Naturforscher im hohen Alter fast als ein Spezifikum für die Lebensverlängerung betrachtet werden kann, und zwar gilt dieses nicht bloß von solchen Männern, die wie Büttner sich ihr Lebelang mit einer bloßen Zusammenhäufung des Materials begnügten, sondern auch von solchen, die in ihrer Jugend bedeutender waren. Allmählich verschwindet die Energie des Geistes, die ein bedeutendes Ganzes zusammenfaßt. Die ruhige Beschäftigung mit den Gegenständen, die in früheren Jahren eine produktive Kraft in Tätigkeit setzte, die Freude, welche das Einzelne, der eigentümliche Gegenstand als solcher erzeugt, wird eine erregende Potenz, grade hinreichend, um den Moment des Lebens, der vorliegt, belebend zu erleuchten. Ja selbst das abgestumpfte Gedächtnis trägt dazu bei, die Gegenstände immer neu erscheinen zu lassen; und wenn der herannahende Tod im hohen Alter ein

stummes Abwenden von allen äußeren Gegenständen, ein stilles Versunkensein der Seele in sich selber ist, wenn diese alle Funktionen des Körpers von der Verflechtung mit der äußern Welt abruft, damit sie, leblos nach außen, nach dem konzentrierten Mittelpunkt sich hinwenden, mit welchem die Seele endlich aus der Erscheinung verschwindet, so kann man sagen, daß der alte Naturforscher, dicht umgeben von Gegenständen, die ihm an die Seele gewachsen sind, nicht sowohl lebt, als vielmehr nicht sterben kann, weil die bekannte Welt, die sich ihm aufdrängt, alle Tätigkeit des Leibes und der Sinne von der Richtung nach innen abruft und immer von neuem in die äußere Umgebung hineinzieht und anregt. So sah ich den alten Reimarus, den Achtzigern nahe, immer von neuem durch Gegenstände belebt, die an diesem Orte durch den belebten Handel ihm reichlich zuflossen; so traf ich den mehr als achtzigjährigen Thunberg, der, vollkommen wie ausgetrocknet, einer Pagode ähnlich, unter seinen japanesischen Schätzen vegetierte und nicht sterben zu können schien. Ja wenn man Eckermanns Tagebuch liest, drängt sich die Bemerkung auf, daß der reichste Geist unserer Zeit, daß Goethe, wie ein noch immer in der Erscheinung fest gebannter Geist unter den großartigen Ruinen seines bedeutenden Lebens herumwandelte, bald hier, bald dahin gelockt, als suchte er verloren gegangene Gedanken und Entwürfe, fest gehalten an eine Welt, die ihn noch nicht loslassen wollte.

Frommanns

Jena 1798

Professor Batsch brachte mich als Gast in den Klub der Professoren, und hier näherte sich mir ein kleiner freundlicher Mann, der mich gastfrei in sein Haus einlud; es war der Buchhändler Frommann. Er hatte, irre ich nicht, kurz vor meiner

Ankunft sein Etablissement in Züllichau aufgehoben, um in dem Mittelpunkte einer bedeutenden literärischen Tätigkeit in Jena zu leben. Es war offenbar mehr ein geistiges Bedürfnis, genährt durch einen früheren Umgang mit Berliner Gelehrten, als eine eigentliche Finanzspekulation, die ihn herzog. Vielleicht trug auch seine frühere innige Verbindung mit Zerboni zu seiner Entfernung aus Preußen bei. Dieses höhere geistige Interesse ging eben so sehr von seiner Frau, einer gebornen Bohn aus. Die große Freundlichkeit dieser Familie, das lebhafte Interesse für die geistigen Angelegenheiten des Tages zog mich unwiderstehlich an, und ich trat schnell in ein vertrautes Verhältnis mit Mann und Frau. Die nordische Lebensweise, die durch die Frau in diesem Hause herrschte, war mir auch sehr angenehm. Gries war ein Hausfreund der Familie, und ich erfuhr bald, daß Goethe, wenn er von Weimar kam, nicht selten die Abende bei Frommann zuzubringen pflegte.

Schelling

Indessen war A. W. Schlegel mit seiner geistreichen Frau angekommen, ebenso Schelling, der in dem großen öffentlichen Hörsaale sich durch eine Probevorlesung habilitieren sollte. Schelling war von Leipzig gekommen und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit genesen. Professoren und Studenten waren in dem großen Hörsaale versammelt. Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Ansehen, er war zwei Jahr jünger als ich, und nun der Erste von den bedeutenden Männern, deren Bekanntschaft ich sehnsuchtsvoll zu machen suchte; er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine

geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Notwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu besuchen. Der Galvanismus beschäftigte damals alle Naturforscher; der große Moment, in welchem Elektrizität und chemischer Prozeß, in einer höhern Einheit verbunden, sich wechselseitig zu erklären schienen, trat eben mächtig hervor. Auch mich hatte dieser Moment mit großer Gewalt ergriffen. Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, sondern mit Freude auf. Ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung an ihn anschloß. Unter diesen hatte er bis jetzt fast nur Gegner gefunden, und zwar solche, die ihn garnicht zu verstehen schienen.

Das mündliche Gespräch ist unbeschreiblich reich. Ich kannte seine Schriften, ich teilte, wenn auch nicht in Allem, seine Ansichten, ich erwartete, wie er selber, von seiner Unternehmung einen großartigen Umschwung, nicht der Naturwissenschaft allein. Ich konnte den Besuch nicht verlängern, der junge Dozent war mit seinen Vorträgen beschäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren so reich gewesen, daß sie sich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Übereinstimmung mit Schelling eine Zuversicht entstanden, die, ich will es bekennen, fast an Übermut grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterstützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günstigsten Verhältnissen, hatte er frühzeitig einen großen Ruf erworben, und stand mutig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig

werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer selbst, zwar polternd und schimpfend, aber dennoch furchtsam und scheu sich zurückzuziehen anfingen. Ich erinnere mich nicht genau, ob damals schon Röschlaub und Eschenmayer sich ihm genähert hatten. Der Letztere hatte eben einen Versuch, die Gesetze des Magnetismus a priori zu entwickeln, herausgegeben; aber diese Schrift war fast ganz im Kantschen Sinne geschrieben und hatte mit der Schellingschen Ansicht wenig gemein.

Baader

Von ahnungsvoller Tiefe hingegen erschien uns beiden Franz Baader, dessen Beiträge zur Elementar-Philosophie schon früher als Schellings naturphilosophische Schriften gedruckt, und besonders das pythagoräische Weltquadrat, welches, irre ich nicht, soeben erschienen war. Aber Baader war aus den dunklen Gegenden des Mystizismus hervorgetreten; Schelling hingegen aus der hellen Region der wissenschaftlichen Reflexion der Zeit. Die Nacht des Mystizismus erhielt ihr Licht aus den entfernten Sternen, deren Bewegung uns unbekannt war, die nur im Dunkeln leuchten, nicht erhellen konnten. Aber die Sonne einer früheren Spekulation, seit der alten griechischen Zeit untergegangen, ging durch Schelling wieder auf, und versprach einen schönen geistigen Tag. Ich erwachte an diesem hellen Morgen rüstig und mutig, und wußte, daß ich mich dem Jüngern hingeben, meine Hingebung offen und unbefangen bekennen dürfte, ohne Furcht, mich selber zu verlieren.

Fichte

Ich ging von Schelling zu Fichte, der eben seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen eröffnete. Dieser kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden gebietenden Zügen,

imponierte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erste Mal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich ihnen verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte, zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu sein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren," sprach er, „fassen Sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Äußern die Rede, sondern lediglich von uns selbst." — Die Zuhörer schienen so aufgefordert, wirklich in sich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten sich auf, andere sanken in sich zusammen und schlugen die Augen nieder; offenbar aber erwarteten alle mit großer Spannung, was nun auf diese Aufforderung folgen solle. — „Meine Herren," fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand", — ich sah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand, und es schien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht?" fragte Fichte. „Nun meine Herren, so denken sie denjenigen, der die Wand gedacht hat." — Es war seltsam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entstehen schien. Viele der Zuhörer schienen in der Tat denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geschehen könnte, daß junge Männer, die über den ersten Versuch zur Spekulation auf eine so bedenkliche Weise stolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine sehr gefährliche Gemütsstimmung geraten konnten. Fichtes Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstand hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte.

A. W. Schlegels Kreis

Jena 1798

Ich war nun allmählich mit mehreren Familien bekannt geworden. A. W. Schlegel und seine bedeutende und höchst geistreiche Frau, sowie die liebliche Tochter gehörten zu meinem angenehmsten Umgange. Durch sie lernte ich auch den Justizrat Hufeland, den Mitredakteur der allgemeinen Literaturzeitung kennen, der mich gastfrei und freundlich aufnahm. Er, Schlegel und Frommann bildeten den Kreis, in welchem ich fast täglich lebte. Gries erschien nur bei Frommann; auch ihn besuchte ich häufig, und war nun ein lebhaft teilnehmendes Mitglied des engern Kreises, von welchem eine große, die ganze Literatur umgestaltende Tätigkeit ausging. In diesem Kreise unterhielt man sich fast ausschließlich von literarischen Gegenständen, von Streitigkeiten der Schriftsteller, von den Verhältnissen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftsteller hervorwagte, auf den Kampfplatz versetzt, und sah wohl ein, daß ich früher oder später in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beständiger Produktivität, ja fortdauernd in einer Art wissenschaftlicher Begeisterung. Ideen drängten sich, aber mir fehlte noch die besonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nötig ist. Ich studierte, experimentierte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphilosophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweise den Zuhörern mitgeteilt wurde. Ich besuchte diese Vorlesungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger.

Jena 1798

Was mich einsam beschäftigte, war Aufgabe bedeutender Männer geworden, war laut geworden in der Literatur und rang nach einer geschichtlichen Bedeutung. In diesen mächtigen Strom einer gewaltigen Entwickelung war auch ich hineingerissen, und stand nicht mehr allein. Diejenigen Männer, die mich in meiner Einsamkeit beschäftigt hatten, nach deren, wenn auch nur entfernten Bekanntschaft ich mich so lange gesehnt hatte, waren nun in meine Nähe getreten. Der stille Monolog hatte sich in ein lebhaftes Gespräch verwandelt; fremde und eigene Aufgaben wurden von mir und den Freunden aufgestellt und gemeinschaftlich gelöst; oft erschien mir alles als ein Mitgeteiltes, als eine Gabe, die ich mit dankbarer Freude empfing, und dann doch wieder, als wäre alles mein innerstes Eigentum, rein aus der eigensten Betrachtung entsprungen. Schelling stand mir unter allen am nächsten, und eben die entgegengesetzte Richtung unserer Bildung mußte die wechselseitige Anziehung verstärken. Er war von der Philosophie zur Natur fortgeschritten; ich lernte jetzt seine früheren philosophischen Schriften kennen und erstaunte über die Sicherheit und klare Energie, mit welcher er schon in früher Jugend die tiefsten Probleme der Spekulation, die seit so langer Zeit der Geschichte fremd geworden waren, ergriff und behandelte. Er war kaum 20 Jahre alt, als er seine Schrift: „Das Ich als Prinzip der Philosophie" ausarbeitete; der geistige Schatz, der Jahrhunderte verborgen war, der von einer sich beschränkenden Zeit verworfen und verkannt wurde, gehörte ihm zu; er war berufen, ihn zu heben. Es gab Augenblicke, in welchen ich über die Macht seiner Gegenwart erschrak; denn ich war durch Neigung und äußere Verhältnisse früh nach der Natur hingezogen; ich war durch Gegenstände genährt, und der geistige

Assimilations-Prozeß verbarg sich in der stillen Entwickelung und äußerte sich lange nur in Träumen und Ahnungen, von dem Bewußtsein abgewandt. Durch Spinoza ward ich aus dem Schlafe gerüttelt, aber durch Schelling zuerst in Tätigkeit gesetzt.

Natur und Geschichte hatten eine andere Bedeutung erhalten, Klänge aus der Vergangenheit, Ereignisse und Lehren, Poesie und Kunst verrieten mir Geheimnisse, die ich früher nicht ahnete; selbst die geselligen Verhältnisse, die Personen der nächsten Umgebung, erhielten einen fremden Glanz und schienen mir aus der bis dahin verborgenen Welt hervorzutreten, die sich wunderbar für mich aufzuschließen versprach. — Ja es war eine Zeit warmer, reicher Begeisterung und ich war gewiß nicht der einzige Enthusiast dieser Tage, aber den Fremden, aus fernen Gegenden mit Gewalt Herbeigezogenen mußten diese Tage mit ihrem plötzlichen Licht mächtiger aufregen, heftiger bewegen.

Ritter

Jena 1798

Ich muß noch von einem in der Tat bedeutenden und seltsamen Menschen reden, dessen wunderbar verworrener Geist, in welchem Dunkelheit und scharfsinnige Klarheit dicht nebeneinander lagen, mich viel beschäftigte und anzog. Es war Ritter, ein junger Naturforscher und völliger Autodidakt. Er war ein Schlesier, ursprünglich Pharmazeut und zuletzt Provisor in Liegnitz. Ein unruhiger wissenschaftlicher Trieb zog ihn nach Jena hin, wo er in großer Armut lebte. Professor Scherer fing damals an, sein allgemeines Journal der Chemie herauszugeben, und Ritter war ihm ein wichtiger und tätiger Mitarbeiter, und ernährte sich dadurch kümmerlich. Auch ihn hatte die geistige Aufregung der Zeit ergriffen; er war ein junger Mann von großem Talent, in der Chemie, auch in der Geschichte derselben

wohl bewandert, und Kenntnisse, die ihm etwa noch fehlten, erwarb er sich mit Leichtigkeit. Als ich in Jena ankam, hatte er eben eine Schrift: „Der Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß begleite", vollendet. Diese Schrift war mit großem Scharfsinn ausgearbeitet. Der Mangel an früherer wissenschaftlicher Bildung zeigte sich besonders durch einen harten unbehülflichen Stil, aber die Schrift machte mit Recht Aufsehen, und dennoch, obgleich die Versuche scharfsinnig gewählt waren und sich wechselseitig unterstützten, schwebte über der scheinbaren Bestimmtheit der Abfassung eine Dunkelheit, die auf keine Weise zu verkennen war. Schon der Ausdruck auf dem Titel bezeichnet die Unklarheit, mit welcher er sein Thema aufgefaßt hatte. Denn wie ein Prozeß, der nicht selbst ein lebendiger ist, neben dem Lebensprozeß einhergehen könne, läßt sich doch auf keine Weise begreiflich machen. Mit dem Galvanismus beschäftigte er sich ganz besonders und ausschließlich. Eine Schrift von einer englischen Dame, Mrs. Fulharne, über die Fällung der Metallauflösung durch einander, zog in Jena besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre wirklich genauen und scharfsinnigen Versuche ließen die Tätigkeit des Galvanismus in diesem chemischen Prozeß ahnen. Lichtenbergs Vermutung, daß die Trennung des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff eine Trennung der Elektrizitäten sei, schlug selbst wie ein elektrischer Funke in die Entwickelung der Naturphilosophie hinein. Und überhaupt schienen Ritters Entdeckungen und Versuche für die Entwickelung der spekulativen Naturwissenschaft von Wichtigkeit. In der Tat gelang es ihm, noch ehe Voltas große Entdeckungen in Deutschland bekannt waren, vor diesem großen Naturforscher oder wenigstens gleichzeitig mit ihm, die chemische Tätigkeit der einfachen galvanischen Kette zu beweisen. Auf eine solche Weise war die emsige Beschäftigung dieses grübelnden seltsamen Men-

schen denjenigen, die sich für die Naturphilosophie interessierten, keineswegs gleichgültig. In Jena hatten schon junge Männer von Einsicht und Talent, besonders junge Ärzte, die ihre Studien vollendet, sich an Schelling angeschlossen. Für diesen war nun Ritter wichtig, auch ich schloß mich an ihn an und dennoch war etwas in ihm, was mich fortdauernd abstieß. Er selbst mochte es fühlen, daß er der bessern Gesellschaft nicht zugehöre; er ward nicht ausgeschlossen, er schloß sich selbst aus. Es lag etwas Feindseliges in seinem ganzen Gemüt. Schelling, der ihm anfänglich freundlich entgegenkam, mußte sich doch zuletzt von ihm trennen. Wer Schellings ganze Art, die Natur zu betrachten, und wie sie lebendig aus seinen umfassenden Spekulationen entsprungen war, kannte, dem konnte die Ursprünglichkeit seiner Ideen nie zweifelhaft sein. Selbst wo sie durch Rittersche Experimente angeregt wurden, gehörten sie doch ihm zu. Das wollte Ritter nicht gelten lassen. Es war ihm gelungen, eine Menge junger Leute um sich zu versammeln, und er versuchte schon damals, eine Partei gegen Schelling zu bilden. Er sprach gern, ausführlich und mit großer Leichtigkeit. Angeregt durch die geistige Entwickelung in Jena, konnte er ganz bestimmte chemische Prozesse, Krystallisationen und Niederschläge aller Art, galvanische und elektrische Erscheinungen auf eine solche Weise mit dunklen Träumen, die einen Anklang von abgelauschten spekulativen Ideen enthielten, zusammenrühren, daß daraus eine Mixtur seltsamer Art entstand. — Junge Männer, welche die strenge Zucht einer philosophischen Schule und der anstrengende Zusammenhang der Reflexionen nicht ansprach, fanden sich durch solche Anspielungen, die ihnen mühelos eine große Menge von Ideen zu geben schienen, wie erleichtert, und hörten ihm gern zu. Überhaupt war es damals schwer, die übermütig erwachte Produktionskraft zu zähmen.

Es war seltsam, welchen Eindruck die Naturphilosophie bei ihrer ersten Verkündigung machte. Denn so heftig auch die empirischen Physiker gegen sie auftraten, so vermochten sie doch nicht, sie in den Prinzipien zu widerlegen, noch weniger den Einfluß zu schwächen, den die neue Lehre besonders auf die Medizin ausübte. Wir werden Gelegenheit haben, später davon zu reden; hier bemerke ich nur, daß die geistige Wahrheit, einmal mit Sicherheit und Klarheit ausgesprochen, eine Gewalt ausübt, die sich nicht leicht abweisen läßt. Über die Gegner war eine wahre Angst gekommen. Geistreiche junge Männer ergriff die scheinbare Befreiung von der strengen Gewalt der geordneten Erscheinung mit einer übermütigen Begeisterung. Die beschränkteren Empiriker, die, was ihnen jetzt mitgeteilt wurde, auf keine Weise, auch nicht als leichtes Phantasiespiel, zu handhaben wußten, schlossen sich an fragmentarische Äußerungen an, die, wie eine Art geistiger Hauch über den widerstrebenden Gegenständen schwebten, ohne sie zu durchdringen. Diese waren es vorzüglich, welche Ritter liebten, wie später Novalis.

Ritters Hauptverdienst für die damalige Stufe der Entwickelung der Physik bestand besonders darin, die Froschschenkel als Elektroskop zu benutzen, und obgleich er diese Richtung mit einer Breite verfolgte, die zuletzt fast unausstehlich ward, so möchte es doch wohl von Wichtigkeit sein, seine Untersuchungen mit den neueren zu vergleichen. Zwar ist der Froschschenkel als Elektroskop durch den Elektromagnetismus und die Galvanometer neuerer Zeit überflüssig geworden, aber dennoch möchten seine Untersuchungen Manches enthalten, was auch jetzt nicht ohne Bedeutung wäre.

Ritter lebte mit sich selbst in einem inneren Zwiespalt, in einer geistigen Verwirrung, die immer mehr überhand nahm und für seine bürgerliche, wie für seine wissenschaftliche Stellung die un-

glücklichsten Folgen hatte. Diese verbitterte sein Dasein, isolierte ihn immer mehr; er verlor sich in Träume, die seine Untersuchungen unsicher machten, daher er sich selbst nie aus der Dunkelheit herauszuarbeiten vermochte. Von den jungen Männern, die sich damals an ihn anschlossen, haben viele einen bedeutenden Ruf erworben. Es ist ihnen gelungen, indem sie von der Macht der immer reicher werdenden Entwickelung der empirischen Wissenschaften ergriffen wurden, sich aus der früheren Dunkelheit herauszuarbeiten, und viele werden sich der Gewalt, die er ausübte, kaum erinnern.

Erste Begegnungen mit Goethe

Jena 1798

Eines Abends wurde ich zu Frommann eingeladen; Goethe wurde erwartet. Mit welcher Spannung ich dem Abend entgegen sah, begreift ein Jeder, der es weiß, was mir Goethe von meiner Kindheit an geworden war.

Meine genaue Bekanntschaft mit Goethes Schriften hatte in der Schlegelschen Familie einiges Aufsehen gemacht. Man wünschte einst zu hören, wie Goethe sich in dem Munde eines Nordländers ausnehmen würde. Ich wurde aufgefordert, einen Teil von Faust, wie er damals in dem ersten Fragment erschienen war, vorzulesen. Das Buch war nicht gleich zu finden, und ich rezitierte den ersten Monolog aus dem Kopfe. Ich fragte, ob ich noch weiter gehen sollte, und hätte in der Tat den größten Teil des Fragments ohne Hülfe des Buches hersagen können. Die Frau war entzückt, und es ward beschlossen, mich baldmöglichst dem großen Dichter vorzustellen. Nun war aber Frommann dem guten Willen meiner Freundin zuvorgekommen.

Es ist eine eigene Empfindung, wenn man zum ersten Male

einem Manne vorgestellt wird, der einen großen und entschiedenen Einfluß auf unser Leben gehabt hat. Ein solcher Moment bildet eine wahre Epoche, und mir war es, als ich zu Frommann hinging, als stünde mir ein verhängnisvolles Ereignis bevor. Goethe erschien. Es ist einem Jeden bekannt, der ihn jemals gesehen hat, wie seine edle Gestalt, seine Art sich darzustellen, sein mächtiges Auge und das wahrhaft Vornehme seiner ganzen Gestaltung, die Ruhe, mit welcher er erschien, während eine reiche Welt sich sichtbar in ihm bewegte, auch demjenigen imponierte und überraschte, der die Größe seiner Schriften durch die Gestalt ausgedrückt zu sehen erwartete. Ich mußte, als ich ihn zuerst erblickte, mich schnell abwenden, denn mir traten unwillkürlich Tränen in die Augen. Es war mir, als sähe ich Egmont, der sich als Oranien, Tasso, der sich als Antonio darstellte. In der Gesellschaft war ein Herr von Stackelberg aus Liefland, dessen schöne und anmutige Frau mir sehr gefiel; er ward zugleich mit mir Goethen vorgestellt.

Die Selbsttäuschung, als müßte Goethe eine Ahnung haben von alle dem, was er mir geworden war, ist zu natürlich; er aber unterhielt sich den ganzen Abend mit dem Herrn von Stackelberg. Es gelang mir nicht einen Augenblick, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Goethe war noch in seinen besten Jahren. Die vornehme Ruhe, mit welcher er sich bewegte, fing an, mir beschwerlich zu fallen, ja mich zu erbittern; ich war stumm, verlegen und fühlte mich verletzt. Ich erinnerte mich der vielen Geschichten, die man von seinem Stolz und seiner kalten Herablassung erzählt hatte, und ging in einer Stimmung nach Hause, die unerträglich war. Es schien mir, als wäre nun jede Annäherung unmöglich geworden. Der Nordländer ist von Natur bei solchen Gelegenheiten leicht verletzbar, und ich habe bis in den späteren Jahren mit einer widerwärtigen Empfindlichkeit zu kämpfen

gehabt, die mich nicht selten unglücklich machte. Bekanntlich hat mein Freund Oehlenschläger einen Auftritt mit Goethe erlebt, der diesen in große Verlegenheit setzen mußte. Ich verbarg glücklicher Weise meine Empfindlichkeit und wiederholte, nach Hause gehend, fortdauernd Philinens Worte: „Wenn ich Dich lieb habe, was geht es Dich an", aber was mich durchdrang, war ein vernichtendes Gefühl, ein schwarzer Schatten, der sich breit und finster über meine ganze Vergangenheit warf.

Ich mußte mich mitteilen, und eilte den Tag darauf zu Schlegel. Die Frau erschrak, als sie mich sah, so lebhaft drückte sich die Erbitterung aus. Es verdroß sie, daß Frommann ihr zuvor gekommen war, und sie versicherte, daß eine zweite Zusammenkunft mit Goethe, die sie zu veranlassen versprach, diese Stimmung schnell vernichten würde. Hiergegen trat nun aber meine nordische Halsstarrigkeit auf. Eben je höher ich ihn achtete, je entschiedener ich mein Leben ihm hingegeben hatte, desto unmöglicher fand ich es, mich ihm zum zweiten Male vorstellen zu lassen. Fest erklärte ich, daß ich von Goethe erwarte, daß er mich aufsuche; keine Überredung half. Freundlich wurde ich eines Abends von Schlegels eingeladen; gütig, wie sie gegen mich gesinnt waren, wollten sie mich überraschen. Goethe war da, ohne daß sie mich es wissen ließen. Ich erfuhr es aber, kehrte um, und erschien nicht in der Gesellschaft. Es vergingen einige Wochen und ich gab mir alle Mühe, mich durch Studien zu zerstreuen. Oft gelang es mir, aber auch dann verfolgte mich ein quälendes Gefühl, als hätte mich ein großes Unglück getroffen. Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete, und man wünschte diesen Tag durch ein Schauspiel zu feiern; man wählte den „Schauspieler wider Willen", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermutung, daß ich wohl fähig wäre,

die Hauptrolle zu übernehmen. Sonderbar genug, vier Jahre früher in Kopenhagen, als ich mit Leidenschaft für das Schauspiel lebte, traute man mir in Borups Gesellschaft keine große Fähigkeit zu, und dennoch fand ich das Vertrauen, welches man mir hier zeigte, sehr natürlich. Das Theater war errichtet; wiederholte Proben fanden statt; ich war nicht bloß der Hauptschauspieler, sondern auch Regisseur. Seltsam traten nun die alten Bühnenerinnerungen hervor. Gebildete Frauen hatten Rollen übernommen. Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge deklamatorische Stellen aus verschiedenen Dramen; die in dem Stück vorkommenden waren meist veraltet und unbedeutend. Ich vertauschte sie mit übertrieben deklamatorischen Stellen aus Ifflandschen und Schillerschen Stücken. Von Schiller hatte ich, so viel ich mich erinnere, einen Monolog aus Fiesko gewählt, in welchem der verzweifelte Held ausruft: „Hätte ich das Weltall zwischen diesen meinen Zähnen, ich wollte es zerkauen, bis es aussähe, scheußlich wie mein Schmerz!" Eine andere Stelle war aus Kabale und Liebe genommen, wo der verzweifelnde Held sich in der Hölle findet, mit dem tyrannischen Fürsten Rad an Rad geflochten, grinsend, Zähne fletschend. —

Diese Tage der Proben gingen vorüber; wir waren zur General-Probe versammelt: da trat auf einmal Goethe herein. Er hatte freundlich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer war, versprochen, die General-Probe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, sprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe", sagte er, „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu sehen; ich habe Vieles mit Ihnen zu sprechen, Ihnen Vieles mitzuteilen. Wenn diese Tage verflossen sind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erst heimisch ge-

worden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermütigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Goethe einen guten Rat, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in Wilhelm Meister vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen. Als ich die Stellen aus den Schillerschen Stücken deklamiert hatte, trat Goethe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch", sagte er, „andere Stücke; unseren guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele lassen." — Es war seltsam, daß weder ich, noch die Mitspieler etwas Anstößiges bei dieser Wahl gefunden hatten. Einfluß auf sie hatten wohl zum Teil die Urteile der Gebrüder Schlegel über Schiller, die nicht selten hart waren. Dennoch konnte ich mit Wahrheit die erste Veranlassung zu dieser Wahl als Entschuldigung anführen. Ich hatte nämlich diese doch offenbar extravaganten Stellen auf dem Hamburger Theater von einem Schauspieler Herzberg oder Herzfeld auf die übertriebenste Weise darstellen sehen, und ahmte ihm nach. Indessen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen statt Schiller; man brauchte da nicht lange zu suchen. Die Geburtstagsfeierlichkeit ging vorüber, das Stück ward wenigstens ohne Anstoß gespielt, und ich hatte mir, was mir in Kopenhagen nicht gelingen wollte, sogar einen Ruf als Schauspieler erworben.

Den Tag darauf hielt, der Verabredung gemäß, Goethe vor meiner Wohnung; ich eilte mit meinem Mantelsack hinunter und fuhr nun an Goethes Seite nach Weimar. Ich war dort einige Tage sein Gast.

Goethes naturwissenschaftliche Beschäftigungen waren mir bis dahin nur sehr unvollkommen bekannt. Ich hatte zwar die Beiträge zur Optik gelesen, war aber zu sehr an die strenge mathematische Behandlung der Optik gewöhnt, um in der Art,

wie Goethe seinen Gegenstand behandelte, einen großen Gewinn für die Wissenschaft zu erwarten. Auch hatte ich diesen ganzen Teil der Physik noch nicht selbständig behandelt. Nach der Art, wie ich in der physikalischen Schule gebildet war, wußte ich für jetzt nichts mit diesen Untersuchungen anzufangen, obgleich eine lebendige Betrachtung der Tätigkeit des Lichts mich überzeugte, daß die tiefere Auffassung derselben zur Begründung einer Naturphilosophie im höchsten Grade wichtig wäre.

Die kleine Schrift über die Metamorphose der Pflanzen hatte einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht. Die wechselnden Pulsschläge der Tiere sah ich hier Gestalt gewinnen, und was im Blut nie ruhende Bewegung ist, ward durch die wechselnde Systole und Diastole lebendig fortschreitende Entwickelung. Seine Knochenlehre war mir durchaus unbekannt.

Goethe war im höchsten Grade mitteilsam; es war ihm darum zu tun, junge Naturforscher für seine Ansichten zu gewinnen. Die paar Tage verflossen in einer beständig fortdauernden naturwissenschaftlichen Unterhaltung. Ich lernte nun Goethe von einer mir bis dahin unbekannten Seite kennen. Das tiefe Naturgefühl, die lebendige schöpferische Macht, die durch alle seine Gedichte hindurchging, über alle seine Darstellungen ein helles Licht ergoß, rang nach Bewußtsein; Pflanzen und Tiere und das allbelebende Licht, welches als ein Ding unter den andern Dingen, zusammengesetzt wie diese, sich in Farben verteilen ließ, und so nur in ein äußeres Verhältnis zu allem Lebendigen treten konnte, erschienen hier zwar nicht in einer bewußten Einheit, aber ein tiefer geistiger Instinkt faßte sie dennoch zusammen. Wer mein Leben und meine Neigung mit einiger Teilnahme verfolgt hat, wird einsehen, wie bedeutend mir diese Zeit sein mußte. Was ich zu erringen strebte, alle Richtungen meines Daseins schien er zu kennen, und der Schatz, den ich

unruhig suchte, schien ihm ein von einer günstigen Natur geschenkter Besitz zu sein. Ich verlebte diese kurze Zeit wie in einem Taumel, und hielt mich nun für entschieden überzeugt, daß eine lebendige Naturanschauung, die ich als die Quelle der echten Dichtkunst betrachtete, und die so heitere und bedeutungsvolle Früchte getragen hatte, auf immer für die Geschichte gewonnen wäre. Mein ganzes früheres Leben schien mir eine dunkle Prophezeiung, deren Erfüllung nahe lag, und voll Begeisterung eilte ich nach Jena zurück, um Schelling mitzuteilen, was ich entdeckt zu haben glaubte. Er war aber schon mit Allem bekannter als ich. Ob er schon damals in eine persönliche Berührung mit Goethe gekommen war oder nicht, vermag ich mich nur dunkel zu erinnern, und kann es nicht entscheiden.

Schiller und die Romantik

Bei der fortdauernden geistigen Anregung, die noch nicht zur starren Schule krystallisiert war, vielmehr lebendig und beweglich, geschwängert mit Natur- und geschichtlichen Ereignissen, auch in der Poesie und Kunst ein wichtiges tiefes Element des Daseins erkannte, mußte eine jede bedeutende Erscheinung die lebhafteste Teilnahme erregen. Zwar galt Schiller neben Goethe den Gebrüdern Schlegel nicht viel. Wenn dieser vergöttert wurde, wenn eine tiefe Absichtlichkeit in Wilhelm Meister mit scharfsinniger Kunst nachgewiesen wurde, so daß diese Dichtung als ein geschichtliches Ereignis neben das größte und wichtigste der Zeit gestellt, als ein entschiedener Wendepunkt für die dichterische Ansicht des Lebens hervorgehoben wurde, so ward Schiller gelegentlich getadelt und offenbar mit einseitiger Härte behandelt. Ich konnte diese Ansicht nicht teilen. Die freie ritterliche Gesinnung, die in seinen Dichtungen herrschte, hatte einen entschiedenen Einfluß auf mich, und mich sprach der redliche Ernst in seinen größeren

Dramen sehr an. Ich vermochte nie der Ansicht zu huldigen, die mit dem Leben ein fortdauerndes ironisches Spiel zu treiben suchte. Der göttliche Leichtsinn, der das Tiefste im Leben hervorhob, mit allen Farben der glutvollsten Dichtung ausmalte, um sich lächelnd auf einen vermeintlich höhern Standpunkt zu erheben, und sich an einer Verehrung, die als Knechtschaft erschien, durch eine Mischung von Spott, die sich in sie hineinmischte, zu rächen suchte, konnte mir niemals Religion werden. Eine heilige Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit, die zwar zurückgedrängt, aber nie verschwunden war, bildete eine sichere Grundlage, die, wenn auch noch so verborgen, alles trug. Und obgleich ich Schiller niemals mit Goethe gleichstellen konnte, obgleich ich selbst eine gewisse Beschränktheit in seinen Dichtungen zu erkennen glaubte, schien doch alles, was er schrieb, durch die klare und reine Vornehmheit seiner Gesinnung gehoben und verklärt. Ja ich glaubte Schätze der Dichtkunst zu erkennen, die nur so durch die edelmütige Ritterlichkeit der Ansicht an das Tageslicht gefördert werden konnten. Indessen war der Tadel, der Schiller traf, und den ich oft genug hörte, nicht ohne Einfluß. Ich war zu plötzlich aus meiner geistigen Einsamkeit herausgerissen, aus einer Umgebung, neben der ich mir auch etwas zu sein dünkte, in die Mitte solcher Männer versetzt, die nach der Herrschaft über die Literatur rangen, sie zum Teil ausübten, und nach meiner Überzeugung zu besitzen verdienten. Diese erlangten durch die bloße Autorität schon eine große Gewalt über mich, und wo ich eine abweichende Ansicht im Innern festhielt, schwieg ich wenigstens.

„Wallenstein"

Schiller hatte schon seit Jahren an seinem großen Drama „Wallenstein" gearbeitet. Wallensteins Lager war schon auf die Bühne gebracht, und es ist hinlänglich bekannt, wie lebhaft Goethe auch an der Aufführung teilnahm. Es war, irre ich nicht, die erste ans Licht tretende schöne Frucht des freundlichen Bündnisses zwischen diesen beiden großen Dichtern. Goethe fand in den bunten und wechselnden Szenen dieses Vorspieles eine günstige Gelegenheit zu einer Darstellung, die wir eine dramatische Komposition, einer musikalischen ähnlich, nennen könnten, und dieses bunte Vorspiel hinterließ einen überaus wohltätigen und klaren Eindruck. Der tragische Moment, welcher den Untergang des Helden des großen Dramas ahnen läßt, blickt durch das Spiel der Personen verhängnisvoll hindurch. Es war in der Tat eine in ihrer Art vollendete Darstellung. Auch auf die Umgebung war viel Fleiß verwandt; die Dekorationen waren nicht bloß anständig, sondern schön. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Rahmen das Bild verschlingt. Alles war in einer heitern Übereinstimmung, und die Familien in Jena versäumten nicht leicht irgend eine Vorstellung. Die gebildeten Einwohner betrachteten in der Tat diese dramatische Unternehmung als ein bedeutendes Ereignis, welches, aus ihrer Mitte hervorgegangen, der dramatischen Kunst eine höhere Bedeutung geben müßte, und durch welches Stadt und Universität gehoben und verklärt würden.

Jetzt war nun „Piccolomini", der erste Teil des großen Dramas, fertig, einstudiert und sollte zum ersten Male aufgeführt werden. Die Spannung, mit welcher man dieser Aufführung entgegensah, war merkwürdig. Die Familien der Professoren sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in

der ganzen Stadt von nichts anderem sprechen. Frauen und Töchter intrigierten gegen einander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Justizrat Hufeland und Loder, beider Frauen waren mit und Loders schöne Tochter. So waren wir sechs in eine Kutsche zusammengequetscht, stiegen in dem Elephanten ab, und eilten in das Schauspielhaus. Schlegels geistreiche Frau war zu Hause geblieben, ebenso Schelling, der mit seinen Vorträgen anhaltend beschäftigt war. Ich hatte in Schillers Loge einen Platz gefunden, und machte unter so interessanten Verhältnissen seine persönliche Bekanntschaft.

Von diesem Drama hier zu reden, wäre überflüssig. Die Stimmung, in welcher das ganze Publikum war, teilte sich einem jeden mit. Das weitläufige Drama, in welchem nichts abgeschlossen ist, alles mehr oder weniger Andeutung, mit seinen langen Reden, fesselte dennoch die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die lebhafteste Weise. Auf die Aufführung war große Mühe verwandt, das Zusammenspielen war vortrefflich; nie fand in dieser Rücksicht irgend eine noch so leise Störung statt; alle Schauspieler gaben sich, das war klar, die größte Mühe; die längsten Reden wurden in Einem Fluß hergesagt; ein jeder wollte Ehre einernten. Und in der Tat, in dieser Rücksicht konnten die Verhältnisse nicht günstiger sein. Der große Dichter, dem die dramatische Kunst ein wichtiges Geschäft war, stand an der Spitze; seine ansehnliche Stellung im Lande gab ihm eine Gewalt über das Theaterpersonal, die selten oder nie stattfand. Aber die Schauspieler fürchteten nicht bloß den Mächtigen, sie verehrten auch den Kundigen; sie waren sich bewußt, daß, wer sich in Weimars Schule fleißig ausgebildet hatte, der hatte einen entschiedenen Ruf auf allen deutschen Bühnen erlangt, und wenn

Verhältnisse es wünschenswert machen sollten, Weimar zu verlassen, so würde es ihm nie an einer vorteilhaften Anstellung fehlen. Begeisterung für eine Kunst, die durch Goethes warme Teilnahme gehoben wurde, verband sich mit dem eigenen Vorteil, um aus den Schauspielern alles zu machen, was durch eine so seltene günstige Vereinigung der Mittel möglich war. Auf die heutige Darstellung mußte nun der Enthusiasmus des Publikums, die Spannung aller Zuschauer anregend zurückwirken. Der Eindruck, den alles dieses auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den Abend in Wilhelm Meister, als Hamlet zum ersten Male aufgeführt wurde.

Und dennoch war ich in einer ganz seltsamen Verlegenheit. Man weiß, mit welcher Leidenschaft ich in Kopenhagen an den dramatischen Vorstellungen teilnahm. Piccolomini war das erste große Stück, welches ich in Weimar sah. Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen von dem, was die Weimarer Bühne unter Goethes Anleitung leisten müßte, mit. Und nun war ich genötigt, mir zu gestehen, daß das Spiel freier, natürlicher, die Talente der Schauspieler und Schauspielerinnen in Kopenhagen hervorragender waren, als hier. Ich hatte Schröder gesehen und erwartete freilich nicht, seinesgleichen hier zu finden; auch stand er, als ich die Hamburger Bühne kennen lernte, unter seinen Mitspielenden fast allein. Aber was ein im Hintergrunde ordnender mächtiger Geist in Weimar leistete, das schien mir durch das mächtige Spiel, welches die Umgebung beherrschte, in Hamburg stattzufinden.

Ich suche immer ein vorzügliches Drama, wenn es irgend möglich ist, zu lesen, ehe ich die Anfführung sehe. Das Lesen ist doch auch eine Aufführung, und es muß ein unfähiger Mensch sein, dem diese nicht besser gelingt, als die gewöhnliche. Nur ein großer Schauspieler, der selbst Dichter ist, vermag es, geheime Schön-

heiten und Tiefen eines Dramas aufzuschließen, die uns selbst beim Lesen verborgen geblieben sind. Bei einem solchen stillen Schauspiele gestalten sich die Personen, und wenn wir nun bei einer öffentlichen Aufführung eine wenig entsprechende Gestalt des Helden erblicken, so ist der Eindruck doch nur vorübergehend, die edlere, die uns beim stillen Lesen entgegentrat, erscheint schnell wieder. — Ganz anders ist es, wenn wir ein Drama zuerst durch eine öffentliche Darstellung kennen lernen. Mir wenigstens prägen sich dann die Gestalten der Hauptpersonen so unauslöschlich ein, daß ich sie nie völlig los werden kann. So verfolgt mich noch immer der lange hagere unglückliche Graff als Wallenstein. Er hatte sich unsägliche Mühe gegeben; die Rolle bewundernswürdig memoriert; die Diktion war vortrefflich. Keine einzige Stelle erweckte den unangenehmen Mißton, der so unvermeidlich entsteht, wenn man merkt, daß der Schauspieler etwas ausdrückt, was er nicht versteht, und dennoch war Gestalt, Bewegung, Spiel geradezu hölzern. Es war mir, als sagte er eine ihm durch Goethe und Schiller eingetrichterte Lektion auf eine allerdings bewunderungswürdige Weise her. Selbst als ich später den unübertrefflichen Fleck als Wallenstein sah, ging immer der unglückliche Graff als sein Doppelgänger und Gespenst neben ihm her. Ebenso wollte mir Vohß als Max keineswegs ganz gefallen; nur die Jagemann, jung, blühend, lebendig, wie sie war, entzückte mich als Thekla.

Nun aber saß Schiller selbst neben mir und war mit allem nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. „Durch eine solche Aufführung", sagte er, „lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser als ich es schrieb." Besonders erstaunte ich über den Beifall, den er einer Schauspielerin zollte, welche die Rolle der Terzky spielte. Allerdings war eine gewisse Lebendigkeit, selbst Leiden-

schaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigsten Fluß der Rede stockte sie nie; insofern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrschte etwas so Geringes, Gemeines in Gestalt, Bewegung und Aussprache, daß sie mir in meiner innersten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutsche, die platte Berliner Aussprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbst Goethe, der ab und zu in die Loge hineintrat, schien mit der Aufführung sehr zufrieden, obgleich er sich nicht enthusiastisch äußerte, wie Schiller. Abgesehen von der Absicht, die er wohl haben konnte, den Dichter nicht in seiner Zufriedenheit zu stören, ist es schon begreiflich, daß Goethe, nach so vielfältigen mühsamen Proben, zuletzt selbst in eine Art von Bewunderung geraten konnte, wenn er entdeckte, wie viel man mit einem widerstrebenden Stoff und einem Material, das nun einmal nicht besser war, zu erreichen vermochte.

Wir fuhren gleich nach Beendigung des Stückes nach Jena, und obgleich es sehr spät war, versammelten sich doch noch Einige bei der Frau Professor Schlegel, die zurückgeblieben war. Sie forderte nun, und zwar mit der Entschiedenheit, die ihr eigen war, ein bestimmtes Urteil über das Drama; und hier zeigte es sich nun, wie der erste Eindruck, den ein neues, im großen Sinne aufgefaßtes und angelegtes Stück unmittelbar hinterläßt, sich selbst durch die schärfste Kritik nicht sogleich verdrängen läßt. Die meisten Kritiker, wenn sie bedeutende Erscheinungen in allen Richtungen der Literatur beurteilen wollen, besonders wenn ein bestimmter Schematismus dem Urteile zugrunde liegt, sind wohl in dem Falle, diesen ersten unmittelbaren Eindruck überwältigen zu müssen. Was sie pflegen, wovon sie als dem Ursprünglichen ausgehen sollten, wird dann für nichtig erklärt, und der abstrakte Schematismus soll allein gelten.

In unserm Kreise hatte man keine große Neigung, Schiller sehr günstig zu beurteilen; man ließ ihm kaum Gerechtigkeit widerfahren, und dennoch sprach sich der mächtige Eindruck, den das Stück hinterlassen hatte, fast unwillkürlich aus. Ich erinnere mich, wie die Schlegel, nachdem wir manches hin und her geredet hatten, doch zuletzt, gegen mich gewandt, sagte: „Nun, Sie haben ja doch wohl auch ein Urteil?" weil die Übrigen gar kein entschiedenes aussprechen wollten. Schlegel, als der Besonnenste unter uns, schwieg. Mir aber war eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Wallenstein und Don Carlos aufgefallen; derselbe Gedanke, wenngleich unter ganz verschiedenen Verhältnissen entwickelt, liegt beiden Stücken zum Grunde. Denn auch Don Carlos zerfällt deutlich in zwei Abteilungen. Die zwei letzten Akte dieses Dramas könnten recht gut eine zweite Abteilung bilden, und es ist eine Frage, ob es nicht zum Vorteil des Dramas gewesen wäre. Schiller hätte dann mit mehr Muße die Motive der letzten Akte benutzen und ausführen können, und vielleicht wäre der rohe Gegensatz zwischen abstrakten Philosophemen und barbarischer Tyrannei, der diesem Teil mit Recht zum Vorwurf gemacht wird, so wie das Gefühl, welches sich einem jeden Zuschauer aufdringt, daß die zwei letzten Akte mehr angehängt scheinen, um einen Schluß zu finden, als lebendig aus dem ersten entwickelt sind, dadurch verschwunden. Die Liebe zwischen Max und Thekla in Piccolomini, und die stille, ihnen selbst verborgene Neigung zwischen Posa und Elisabeth, die erst ein unwillkürliches Geständnis wird, indem Posa sich von der Königin trennt, drücken, freilich unter ganz verschiedenen Umständen, doch denselben Gedanken aus. Allerdings ist das Tema ein durchaus verschiedenes, ja völlig entgegengesetztes; aber dennoch hat der Schluß des dritten Aktes, wenn Elisabeth spricht: „ich schätze keinen Mann mehr!" und Posa antwortet: „ach! das Leben ist doch schön", eine innere Ähnlichkeit mit dem

allgemein bekannten Ausruf Theklas; „das ist das Los des Schönen auf der Erde."

Ich entwickelte diese Ansicht, frisch wie sie entstanden war, mit großer Wärme und die geheime Liebe zwischen Elisabeth und Posa, das reinste Bündnis zwischen allem Edlen und Großen in der herrlichsten Reinheit hatte mich schon früher entzückt, ja erschüttert, obgleich dadurch Don Carlos noch unbedeutender erscheint, als er schon ist, ja fast widerwärtig. Seine Liebe zur Königin ist dann, unerwidert, ebenso bedeutungslos und krankhaft wie seine politische Gesinnung, die durchaus nur ein Abglanz von der Posas ist. Dort fehlt die Liebe, wo sie ihren gesunden Ursprung haben soll, in dem Gegenstande; hier die Gesinnung, wo sie ihren Ursprung haben soll, in ihm selber.

Was mir aber nun tadelnswert erschien, und sich unmittelbar mit dem ersten vorteilhaften Eindruck verband: war das einförmig deklamatorische Gewand, welches mich von jeher bei Schiller zurückstieß. Es rief eine zu große Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Personen hervor, eine Monotonie der Darstellung, die etwas unüberwindlich Ermüdendes hat, und es selbst dem besseren Schauspieler erschwert, die tiefere Eigentümlichkeit, die bestimmte selbständige Physiognomie seiner Rolle unter den übrigen festzuhalten und darzustellen. In der Tat ist es mir später klar geworden, wie diese deklamatorische Richtung Schillers der Bühne gefährlich geworden ist; wie die einseitige Deklamation alle tiefere Individualität aus den Personen und ihrer dramatischen Darstellung verdrängt hat; wie dadurch eine theatralische Manier der Diktion entstand, die, irre ich nicht, vorzüglich durch Iffland gepflegt, nicht allein die Bühne beherrscht, sondern auch in andere Verhältnisse mit hineingedrungen ist, bei einer jeden Rede vernommen wird, selbst von den Kanzeln tönt, und selbst bis zu den Schulknaben reicht, wenn sie bei dem öffentlichen Schulakt

deklamieren, aber zum Glück bei ihrer pathetischen Ausbildung sich selbst ironisiert und komisch wird. Diese deklamatorische Manier ruft auch unvermeidlich als Mittel gegen die herrschende Monotonie die äußeren Effekte hervor. Alle dramatische Wirkung wird durch äußere erschütternde Ereignisse allein herbeigeführt; diese aber, da sie nicht das tiefste Innerste mächtiger Persönlichkeiten aufschließen, erschüttern nur durch den pathetischen Sturm, der erregt wird. Allerdings herrscht jetzt ein solches deklamatorisches, durch äußere Effekte unterstütztes Element auch in der Kunst, in der Malerei, wie vorzüglich in der Musik, vor. Auch hier sind in der ersteren die eigentümlichen Gestalten, die unter den übrigen sich selbst aussprechen, so wie in der Musik die tiefen selbständigen Melodien, die in sich abgeschlossen sind, fast ganz verschwunden. Und so ist die Deklamation in allen Darstellungen wohl der reinste Ausdruck der leeren Abstraktion, die uns beherrscht; des Idealen an der Stelle der lebendigen, jederzeit in ihrer tiefsten Bedeutung persönlichen Idee. Alle unsere Hoffnung für die Zukunft beruht darauf, daß die Fluten des Deklamatorischen sich immer mehr verlaufen und seichter werden, daß, wie Goethe früher, so Tieck noch, die Eigentümlichkeit lebendiger Personen in der Dichtkunst zu schaffen wissen; daß die Notwendigkeit derselben von verdienstvollen Malern anerkannt wird; daß der unsterbliche Thorwaldsen die Plastik unserer Tage verherrlicht, aus dessen knetenden Händen eine jede Gestalt den lebendigen Odem selbständiger Individualität erhält; daß durch Felix Mendelssohn die ursprünglichen Melodien ihre aus der Tiefe tönende Urform erhalten, sich aus dem verworrenen Chaos herausarbeiten und uns mit der Macht einer reicher entwickelten Behandlung des Stoffes in die schönen Zeiten von Händel und Bach versetzen.

Auf den deutschen Universitäten bildet sich fast unvermeidlich eine stagnierende Masse durch früher selbst verdienstvolle, aber allmählich veraltete Lehrer. Die Verhältnisse, die diese damals ausbildeten, sind zwar zurückgedrängt, denn jetzt versetzt die große und rasche Bewegung in der Geschichte und in der Wissenschaft einen jeden in eine fortdauernde Spannung; selbst die jugendliche Begeisterung hat einen tieferen Grund, und es ist fast unmöglich geworden, was uns einst durchdrang, selbst in den spätesten Jahren völlig bedeutungslos aufzufassen. Freilich, was bloß Masse war, bleibt es, auch noch so sehr herumgeworfen und äußerlich geschüttelt, und versteht es, seine ursprüngliche Ruhe wieder zu gewinnen.

Nun darf man nicht vergessen, daß in Jena eine Begeisterung, durch welche die ganze deutsche Literatur einen neuen Aufschwung erhielt, eben in dem ersten Moment frischer jugendlicher Ausbildung war, als ich das Glück hatte, den lebendigsten Entwickelungspunkt zu erleben. Jena hatte noch von früheren Zeiten her verdienstvolle Lehrer; Paulus und Griesbach, in der theologischen Fakultät, hatten einen großen und verdienten Ruf; Justizrat Hufeland galt für einen tüchtigen Juristen; Hufeland, Gruner und Starke hoben die medizinische Fakultät; Batsch war ein ausgezeichneter Botaniker; Schütz und Eichstädt waren berühmte Philologen. Mehrere von diesen verdienten Männern, mit ihren bestimmten Fächern beschäftigt, die ihren Ruf begründeten, mischten sich gar nicht in die Streitigkeiten, die sich in der Literatur erhoben; obgleich die Neuerungen ihnen unzugänglich, sehr bedenklich fremd, ja wenn sie sahen, wie die Jugend ergriffen wurde, beschwerlich werden mußten. Andere hingegen, teils durch ihre literarischen Verhältnisse, wie Schütz

und der Jurist Hufeland, als Redaktoren der allgemeinen Literaturzeitung, teils durch die eigene polemische Natur, wie Gruner, veranlaßt, äußerten die Unzufriedenheit entschiedener, Schütz und der Jurist Hufeland aber mit großer Vorsicht; denn der ältere Schlegel war in den letzten Jahren der bedeutendste Rezensent im ästhetischen Fache, hatte dadurch den Ruf der Literaturzeitung gehoben, und man fürchtete ihn als Gegner. Aber eine bald stillere, bald lautere Opposition der älteren Lehrer gegen Fichte, Schelling und A. W. Schlegel gestaltete sich dennoch durch die Majorität der älteren Professoren. Nur Paulus, dessen seltsame, jetzt gottlob veraltete Exegese damals den Blütepunkt des Ansehens erreicht hatte, schloß sich entschieden an Fichte an. Die Gegner suchten nun den drei angefeindeten Männern das Leben möglichst sauer zu machen; aber der Schutz von oben und die entschieden offensive Stellung, die von den genannten neueren Professoren angenommen wurde, machte sie gleichgültig gegen diese mehr oder weniger verborgenen Angriffe. Es entstand Geklatsch aller Art, welches sorgfältig verbreitet wurde. Ich habe es vergessen, und es erschien mir auch damals zu gleichgültig und gering; ich achtete kaum darauf, obgleich mein Landsmann, der in dem zweiten Bändchen genannte theologische Kandidat Malte Müller mit allem Gerede der Art sehr genau bekannt war und mir es zutrug. Ein gewisser Professor Ulrich, der sich in seinen früheren Jahren durch einige Schriften, deren Verdienst ich nicht zu beurteilen vermag, da sie mir unbekannt geblieben sind, einigen Ruf erworben hat, behielt die alte Unart mehrerer damaligen deutschen Professoren bei. Er suchte seine Zuhörer an sich zu ziehen, nicht allein durch Späße, sondern auch durch Schlüpfrigkeiten. Man versicherte, daß die Zuhörer, durch solche Äußerungen verletzt, laut ausgerufen haben: Pfui U.! Dieser, ein veralteter Philosoph, griff nun Fichte und Schelling mit den Waffen

an, die ihm zu Gebote standen; daß er dadurch die Vorträge seiner Gegner in den Augen der Jugend hob, statt sie zu hemmen, blieb ihm freilich verborgen.

Bündnis der Geister

Was diese Zeit in Jena so erfreulich machte, war die Einigkeit, welche unter den Urhebern einer so wichtigen Umgestaltung in der Literatur herrschte. Wie bei einer jeden organischen Entwickelung die verschiedensten Bildungen kaum unterscheidbar von einem gemeinschaftlichen Punkte ausgehen; nur freilich so, daß die abweichenden Bildungen ihre innere Einigkeit nicht aufheben, so glaubten auch alle damals durchaus ein gemeinsames Werk zu treiben, und es entstand ein Bündnis der Geister, welches im höchsten Grade bedeutend wirken mußte. Fichte und Schelling hatten ihre Differenz wohl begriffen, aber noch nicht ausgesprochen. Indessen sahen sie sich nicht häufig, und Fichte, obgleich er glauben mochte, daß Schelling, spekulativ betrachtet von einem ähnlichen Standpunkte des Bewußtseins, wie er selber, ausging, konnte doch an der Schellingschen Naturphilosophie keine Freude finden, ja sie mußte demjenigen, der Licht und Luft a priori konstruierte, und zwar nicht als ein solches, was seine Bedeutung in sich selber hatte, sondern als daseiend, damit die verschiedenen Ichheiten sich sähen und hörten, als von dem Bewußtsein postulierte und nur als Postulat zu duldende Formen des Daseins betrachtet, zuwider sein. So lag hier allerdings eine Differenz, ja eine feindliche Scheidung, ursprünglich verborgen. Da aber Fichte sich lediglich auf dem ethischen und mit diesem verbundenen rechtlichen Gebiet bewegte, so gingen beide, Fichte und Schelling, eine Zeitlang nebeneinander und stritten nicht, weil sie sich nicht berührten. Es war der übrig gebliebene Rest der Kantschen Trennung zwischen praktischer und theoretischer Philosophie, eine Tren-

nung, die freilich von keinem von beiden anerkannt wurde, die aber dennoch ihre Macht auszuüben schien.

Auswärtige Romantiker. Tieck

Aber nicht allein die in Jena Anwesenden, auch die Abwesenden gehörten zu den Verbündeten, die nach außen und der herrschenden Literatur gegenüber in gleichem Sinne tätig waren. Berlin ward zwar damals als der Sitz des plattesten gemeinen Verstandes betrachtet und von uns allen gering geschätzt. Die allgemeine deutsche Bibliothek, von Nicolai, die Berliner Monatsschrift, durch Biester redigiert, wurden als die Stapelplätze des gemeinsten Räsonnements angesehen; aber dennoch waren auch hier wichtige Verbündete. Unter diesen blieb mir doch damals noch Schleiermacher am meisten fremd. Mehr einen unmittelbaren Eindruck machte Tieck als Dichter auf mich. Es ist bekannt, wie sehr der dichterische Sinn in Deutschland gesunken war, so daß Tiecks erste Schriften nicht allein gar keinen Eindruck machten und (wie der Verleger, Nicolai der jüngere, behauptete) sogar als Makulatur sich auf seinen Niederlagen aufhäuften. Die Gebrüder Schlegel waren die ersten, die auf das reiche und durchaus selbständige Talent dieses Dichters aufmerksam machten, und es ist in der Tat unbegreiflich, wie es möglich war, daß die anmutige Sprache, die Frische der poetischen Anschauung so ganz den Eindruck verfehlen konnten. Herrschten doch in den Volksmärchen ein so tiefer Ton der kindlichen Naivität der Vorzeit, eine solche Kindlichkeit des Daseins, solche heitere Klänge aus der verborgensten Herrlichkeit der deutschen Sprache, daß dieser Ton, einmal laut geworden, diese Klänge, einmal angeschlagen, niemals mehr aus der Sprache verschwinden konnten. In der Tat waren es diese scheinbar naiven, mit kindlichen Tönen unbefangen spielenden Märchen, die zuerst an die

verborgene Bedeutung einer vergangenen dichterischen Zeit erinnerten. So wie Tiecks Übersetzung des Don Quixote, die schon begonnen war, auch nach einer Zeit hinwies, die zwar nicht unbekannt war, aber deren dichterischer Reichtum verborgen blieb.

Neuer Sinn für Dichtung und Künste

A. W. Schlegels Proben einer Übersetzung und Beurteilung von Romeo und Julia, sein Aufsatz über Dante, die Unterhaltungen, die sich an solche Arbeiten knüpften, riefen Sinn und Gedanken von der engeren Literatur der Gegenwart und ihren kleinlichen Beschäftigungen ab, und wir gewöhnten uns, einen größeren Maßstab für die Poesie anzulegen; wir fingen an, einzusehen, daß der Sinn für die eigentliche Dichtkunst, die, einst ein wesentlicher Moment des Daseins, Kunst, Wissenschaft und Staat durchdrungen hatte, verloren gegangen war, und wieder belebt werden mußte.

Auch für die Kunst ward der Sinn erweckt; noch kannte ich sie nur in der Ahnung. Lessings Laokoon konnte mir nur Gedanken, aber keine Gegenstände geben. Jetzt erfuhr ich, wie Winckelmann der erste war, der auf eine bedeutende Weise die plastische Kunst der Alten hervorgehoben und belebt hatte. Ich las seine Schriften, und schon die klassische Sprache, die wunderbar und fremdartig durch Größe und Einfachheit für die Zeit, in welcher seine Schriften erschienen, hervorleuchtete, riß mich hin. Der Zustand, in welchen ich versetzt wurde, als ich Winckelmann las, mag einige Ähnlichkeit mit dem gehabt haben, in welchem ihn selbst in der kleinen Stadt, in welcher er lebte, die plastische Kunst der Alten anzog und in Bewegung setzte. Noch hatte ich so gut wie nichts gesehen, das Auge war für die Kunst geschlossen; was mir Goethe mit Freundlichkeit zeigte, konnte nur

für das schon geöffnete Auge einen Wert haben. Ich seufzte, indem ich mit nordischer Redlichkeit bekannte, daß mir der Sinn für die Kunst, wie ich befürchten mußte, fehle, und dennoch durchdrang mich das Bewußtsein, daß dieser Mangel ein geistig wesentlicher war. Ich fand mich in eine andere höhere Welt versetzt, und was in dieser lebte und sich bewegte, durfte mir nicht fremd sein. Wie Himmel und Erde, Gebirge und Meer, Pflanzen und Tiere mich in der Natur sinnlich umgaben, so mußten auch alle Gestalten der geistigen Welt, in der ich zu atmen anfing, vor mir liegen und mir verwandt sein. Ich vermochte es nicht zu begreifen, wie einige sich noch so beharrlich verbargen, und ich hatte nicht gelernt, einen Enthusiasmus zu affektieren, den ich nicht empfand. Goethe tröstete mich. Ich hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, Italien zu sehen, aber er stellte die nächste Hoffnung auf Dresden. „Dort", sagte er, „werden Sie Kunstschätze finden, die für Sie eine Vorschule bilden werden." Die Redlichkeit, mit welcher ich nach den Genüssen der Kunst, wie nach einem mir unbekannten Gute, mich sehnte, schien ihm zu gefallen.

Aber auch die Musik war mir noch verschlossen. Einzelne Melodien rissen mich hin, bewegten mich aufs allertiefste; aber die große Welt der Töne verwirrte mich nur, ja wenn eine einzelne Gestaltung, ein eigentümlicher Gesang sich hervorhob und mich momentan ergriff, so war der Eindruck vor dem größeren mir verworrenen Ganzen verschwunden, und ich vermochte nicht ihn wieder zu finden. Ein betäubender, verworrener, erschöpfender Eindruck blieb zurück, wenn ich Haydn oder Mozart gehört hatte, und ich konnte die Begeisterung, die um mich herrschte, nicht begreifen.

Aber alles, was ich noch nicht verstand, war angeregt. Es war nicht eine kalte Reflexion, es war ein neues, warmes,

glühendes Leben, welches mich in Bewegung setzte, und selbst, was mir Qualen zubereitete, ward Stachel und Sporn der Lust, die mich durchdrang.

Tiecks gestiefelter Kater

Bei dem gastfreien und freundlichen Frommann versammelten sich öfters die damals noch verwandten Geister. Frauen und Männer kamen zusammen, Goethe erschien ab und zu. Ich war wie Kind im Hause und darf nie vergessen, was ich ihm und seiner wahrhaft mütterlich gegen mich gesinnten Frau verdanke. Er war der Verleger von Tiecks Zerbino, und dieses wunderliche Werk kam bogenweise an und ward aus den Aushängebogen vorgelesen. Mir war der gestiefelte Kater noch unbekannt, desto fremdartiger, wunderbarer, aber auch anziehender war mir die leichte Laune, mit welcher Tieck die gewöhnlichen, geringen und doch geschätzten Ansichten des Lebens und der Kunst behandelte, und wie mitten durch dieses übermütige Spiel die tiefe Sehnsucht und die große Gewalt der Poesie sich durchschlang. Es gibt dichterische Klänge aus diesem wunderbaren Drama, die sich tief in mein Innerstes hineingruben, und die noch jederzeit, wenn sie aus der Erinnerung wiederklingen, mich auf eine heitere Weise in die Welt der Poesie versetzen. Wie selbst ein Kind, in eine fremde Gegend versetzt, bewußtlos mit einer Menge von Gegenständen vertraut wird, so lernte auch ich in dieser Zeit, welche unendliche Macht der Rezeptivität in dem innerlich Erlebten, nicht bloß Gedachten ruhe. Es ist bekannt, wie unglaublich viele Anspielungen auf vorübergehende Erscheinungen der damaligen Literatur in Zerbino verborgen liegen. Sie sind so leicht angegeben, so scheinbar launenhaft, und doch mit schneidender Absichtlichkeit berührt, daß viele jetzt schon unverständlich sein werden, weil die Beziehungen, aus welchen sie entsprangen, vergessen sind.

Der gestiefelte Kater hat dramatische Vorzüge, der Plan ist einfacher, übersichtlicher, das Ganze klarer und eben deswegen schneidender; aber nur zwei Persönlichkeiten treten hervor, nämlich nur *Iffland* und *Böttiger*; sie sind freilich desto bedeutender von der strafenden Laune behandelt. Die verkehrte Welt, das spätere Drama derselben Art, beherrscht das Material in einem großartigeren Sinne, aber es ist allgemeiner gehalten, und alle Persönlichkeit ist verschwunden. Vielleicht ist es eben diese Beziehung auf bestimmte Personen, die Tieck bewogen hat, den Zerbino nicht unter seine späteren und früheren Werke wieder aufzunehmen. Dieses Drama fließt, was nicht zu leugnen ist, auseinander, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände verhindert die dramatische Abrundung. Aber dennoch finden sich dichterische Darstellungen darin, die zu Tiecks vorzüglichen, aus seiner früheren Epoche gehören. Der Reichtum, ja man kann sagen, die Gründlichkeit der literarischen Beziehungen der damaligan Zeit machte es für die Kenntnis derselben zu einem wichtigen Werk. Ein erschöpfender Kommentar zu Zerbino würde in der Tat eine vollständige Übersicht der poetischen Literatur am Schlusse des vorigen Jahrhunderts abgeben. Ich kann nicht unterlassen, hier einen Beweis von der fast unglaublichen Gründlichkeit, mit welcher Tieck sein Thema behandelt hat, zu liefern.

Ich hielt mich im Sommer 1801 im Tharandter Bade auf. Die Badegäste verschwanden, und ich wollte teils einen Winter im Gebirge zubringen, teils in der Einsamkeit einen literarischen Gegenstand bearbeiten. Allmählich tauchten nun die Einwohner des kleinen Städtchens, die während der Badezeit sich unter den Badegästen und unter den vielen übrigen Gästen, die den schönen Ort besuchten, den Sommer über verloren hatten, in der größeren Einsamkeit auf. Ich bewohnte das damalige Badehaus, und hier versammelten sich abends einige Beamte und Gutsbesitzer aus

der Nähe. Unter diesen war der einst bekannte Schlenkert, der Verfasser von Friedrich mit der gebissenen Wange und vieler ähnlicher Romane. Zwei unverheiratete Schwestern waren die Wirtinnen, Schlenkert stellte sozusagen den Wirt vor. Man durfte in seiner Gegenwart Tieck kaum nennen, denn Schlenkert kam in Zerbino vor und fand sich tief beleidigt. Aber er war in diesem kleinen Städtchen nicht der einzige. Der Prediger des Ortes gehörte zu den damals modernen Aufgeklärten. Ich habe Predigten von ihm gehört, deren Gegenstand eine populäre Medizin war, andere, die vom Kartoffelbau handelten. Ich fragte ihn einst, was er sich dabei dächte, daß die Lichter auf dem Altare angezündet wären, und wie er den Altardienst mit seinen Predigten über Medizin und Ackerbau irgendwie in verständigen Zusammenhang zu bringen vermöchte. Er schien fast verwundert über diese Frage, vermied aber eine bestimmte Antwort, denn Reinhard stand damals den ultrarationalen Predigern drohend im Hintergrunde.

Dieser Mann war nun auch Schriftsteller; er war der Verfasser von Robert, oder der Mann, wie er sein soll. Er ward zwar im Zerbino nicht genannt, fand sich aber dennoch tief verletzt, denn er bezog den Angriff auf den Roman: „Elise, oder das Weib, wie es sein soll", auf sich. Endlich war auch in der Gesellschaft ein ältlicher Mann, der sich als Sekretär einer ökonomischen Gesellschaft angegriffen fühlte. Ich hatte eben Tiecks genauere Bekanntschaft gemacht, den Sommer mit ihm verlebt, und ergötzte mich, wenn ich die fortdauernden Angriffe auf ihn anhören mußte, die recht eigentlich darauf berechnet waren, die Ansichten, die von Tieck angegriffen wurden, unbefangen und auf die naivste Weise zu enthüllen.

Wenn nun die Naturphilosophie vorzüglich die Ärzte in Anspruch zu nehmen anfing, so schien auch Fichte, der schon seit mehreren Jahren in Jena lehrte, wie Gegenstand der heftigsten Angriffe, so auch der Bewunderung zu sein. Während dieses Winters machte besonders der später berühmt gewordene Brief von Jacobi vieles Aufsehen. Er enthielt jene wunderbare Mischung von Bewunderung und Widerstreben, die Jacobi allenthalben bezeichnete, wo von eigentlicher Spekulation die Rede war. Die wunderbare Ansicht, daß man sie kennen und verehren müsse, ja daß sie wohl auch dazu tauglich sei, manchen Äußerungen einen Hauch von Geistreichigkeit mitzuteilen, daß man sich ihr aber nicht zu sehr hingeben, am allerwenigsten sie konsequent ausbilden dürfe, herrschte in diesem Briefe vor. Die berühmte Stelle, in welcher er das Recht der sittlichen Persönlichkeiten dem Formalismus des Sittengesetzes gegenüber in Anspruch nahm, machte damals einen tiefen Eindruck. Ich führe sie hier an, sie ist in ihrer Art klassisch: „Ja ich bin", heißt es, „der Atheist und Gottlose, der dem Willen, der nichts will, zuwider — lügen will, wie Desdemona sterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Orest sich darstellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Gesetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbstmord beschließen, wie Otho; Tempelraub begehen, wie David — ja Ähren ausraufen am Sabbat, auch nur darum, weil mich hungert, und das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist, der Mensch nicht um des Gesetzes willen. Denn mit der heiligsten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das privilegium aggratiandi solcher Verbrechen wider den reinen Buchstaben des absolut allgemeinen Vernunftgesetzes, das eigentliche Majestätsrecht des

Menschen, das Siegel seiner Würde, seiner göttlichen Natur ist."

Dieser Brief, wegen des Verfassers schwacher Augen auf grünes Papier geschrieben, zirkulierte und ward von uns allen in demselben Sinne gelesen, als er geschrieben war. Er ward gelobt und hart getadelt, obgleich die Zeit noch nicht gekommen war, in welcher Jacobi, der von seinem einseitigen Standpunkte sich an allem, was bedeutend in der Philosophie erschien, zu reiben suchte und es nicht vergessen konnte, daß er eine lange Zeit hindurch als ein einzelnes Exemplar dem gewöhnlichen Philosophen gegenüber stand und durch geistreiche Winke das Urteil leitete oder zu leiten vermeinte, Gegenstand heftiger Angriffe ward.

Allgemeiner Charakter der Jenenser Blütezeit

Was diese glückliche Zeit in Jena vorzugsweise auszeichnete, war der Fleiß und Ernst, der in allen herrschte; die Überzeugung, daß man, um den Gegnern entgegen zu treten, sie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen müsse, daß man nicht bloß mit leeren Allgemeinheiten, mit geistreichen Wendungen sich begnügen dürfe, daß ein Kampf bedeutungslos werden müßte, wenn er nicht durch Einsicht und Kenntnisse nachhaltig wäre, durchdrang einen jeden. Diejenigen, die an die Spitze der Zeit traten, hatten sich schon von allen Seiten durch tüchtige Werke ausgezeichnet; sie hatten sich, wie auch Lessing, als er in strenger Opposition gegen die herrschende Literatur hervortrat, ein Bürgerrecht und einen bedeutenden Besitz in der literarischen Welt erworben; es waren Männer, die da wußten, was sie wollten, die einen eigenen bestimmten Zweck hatten, den sie unablässig verfolgten, und wenn die Kritik hart und schneidend die Gegner traf, so war es die Macht der in sich abgeschlossenen Gedanken, die Gewalt der eigentümlichen positiven Ansichten, die, gehegt und gepflegt, heran=

wuchsen und sich, jeden Widerstand überwältigend, Platz machten. Wohl herrschte in diesem Kampfe nicht selten Übermut, aber es war nicht bloß das armselige Jucken der Oberhaut, das sich durch Reiben an anderen Linderung verschaffen will und sich in Äußerungen ergießt, die nur einen augenblicklichen, schnell verschwindenden Einfluß hervorrufen. Es war nicht eine blasierte Zeit, die sich stimulieren mußte, um aus der leeren Kraftlosigkeit irgend einen vorübergehenden, scheinbar lebendigen Effekt hervorzulocken: es war eine kraftvolle, jugendliche, die in allen Richtungen des Daseins die Spuren des alles vereinigenden Geistes erkannte; es war ein sprudelndes, ja übermütiges Leben, nicht die krampfhaften Zuckungen eines Sterbenden. Man beschuldigte die Verbündeten, besonders die Gebrüder Schlegel, daß sie nach Paradoxen jagten: aber mußte nicht alles, was aus einem Großen und Ganzen ausging, denjenigen fremd, unverständlich, paradox erscheinen, die in der zersplitterten Vereinzelung des Lebens sich mit einem geistlosen Detail begnügten?

Ich fühlte es, wie der alte Spinoza sich zu regen und zu bewegen anfing; wie jene ruhende Notwendigkeit sich in ihrer ursprünglichen Freiheit ergriff, wie die Substanz nicht bloß sich erkannte, sondern auch in ihrem Erkennen tätig ward und eine Welt lebendig zu erzeugen anfing. Auch mich ergriff jene Zeit in allen Richtungen mit einer unendlichen Gewalt; die reiche Natur drängte sich an mich und suchte Verständigung. Alte Zeiten wurden neu, längst verstorbene Geister fingen ein Gespräch an, und wenn manches nur halb gehört, ja falsch verstanden wurde, so verschwanden doch die nicht, die sich mir einmal genähert hatten, an die ich mich mit Vertrauen wenden konnte, die dem Zweifler eine genügende Antwort zu geben vermochten. Wunderbar aber war es, wie alle Äußerungen um mich her, selbst wo sie anscheinend feindselig gegen die Religion auftraten,

mir niemals so erschienen; vielmehr war es mir, als müßte meine früheste Jugend, ja Kindheit zurückkehren, als läge in dem, was ich jetzt suchte, die frische, blühende und heitere Natur verborgen, die mich in meiner Kindheit entzückte, als müßten auch bei mir alte Zeiten jung werden. Es ruhete eine tiefe Erinnerung an die stille Hingebung der Religion hinter dem zuversichtlichen Streben, und als die in sich selbst ruhende Substanz das Antlitz erhob, um sich blickte und zu sprechen anfing, war es mir, als spräche hinter den Konstruktionen der Vernunft ein Höheres, als blickte hinter den bunten, ja fast betäubenden Blüten der Poesie aller Blumen schönste Blume, als regte sich in der großen, alles tragisch vernichtenden und wieder zum neuen Leben hervorrufenden Geschichte ein Geist, der mächtiger war als sie, und sie mit ihren Staaten, Wissenschaft und Kunst und uns selber, die wir jugendlich und zuversichtlich uns in Gedanken und großen Entwürfen ergingen, trieb und in Bewegung setzte. Wenn ich mich in diese Zeit versetze, so erkenne ich eine seltsame Ähnlichkeit zwischen ihr und dem stillen Leben in Roeskilde. Was mich damals besaß und beherrschte, hoffte ich jetzt als eigenen Besitz zu erlangen. Wurde es doch ausgesprochen als das Letzte, als das Ziel aller Reflexionen: daß diese sich in ihrem eigenen Anfangspunkte erkennen und in dem ruhigen Reichtume des ursprünglichen gesunden Sinnes sich selbst in ihrer tiefsten Bedeutung wiederfinden würden.

Jena und die Literatur

Jena bildete schon lange einen Mittelpunkt der deutschen Literatur überhaupt. Mit Lessings Literaturbriefen fing bekanntlich ein frisches geistiges Leben in Deutschland an. Es hatte alle Bedeutung, aber auch alle bloß vorübergehende Kraft einer tüchtigen, ja für ihre Zeit großen Persönlichkeit: es entstand jetzt ein größeres

Bündnis; es lag diesem die Ahnung zugrunde, daß die Gesamtliteratur sich zu einem Selbstgespräch erheben, daß die zerstreute Rede einen Vereinigungspunkt finden müsse; und diejenigen, die, ein jeder für sich, in ihren bestimmten Studien beschäftigt waren, vereinigten sich, ihre gemeinschaftliche Stellung zur Wissenschaft zum Bewußtsein zu bringen. Aber diese Vereinigung sollte nun nicht bloß in der Vereinzelung verschiedener Studien stattfinden: auch diese verbanden sich, wenn auch nur äußerlich, zu einem Gesamtwerke, welches alles, was in den verschiedenartigsten Wissenschaften sich regte, in seiner Beziehung zu einem allgemeinen Standpunkte der einzelnen, und (wenn auch noch so undeutlich) alle Wissenschaften untereinander zusammenfassen sollte. Nur aus einer solchen Ahnung der Einheit aller Wissenschaften läßt sich die Entstehung der allumfassenden kritischen Blätter erklären. In der Tat war aber dieser verbündete Geist nur einer leichten Ahnung gleich, und wie die flüchtige Begeisterung der Jugend in der platten Gemeinheit des Lebens schnell verhaucht, so erstarb auch die Begeisterung des Ursprunges unmittelbar in der Ausführung des Unternehmens. Es war unvermeidlich. Denn der lebendige Geist der Einheit war den gewählten Organen fremd, und je größer die Zahl derselben ward, desto gewisser mußte sich, was ein Lebendiges sein sollte, in ein totes Aggregat verwandeln. So bis zur schmählichsten Plattheit versank die Nicolaische allgemeine deutsche Bibliothek, und es ist eine wahrhaft traurige Erfahrung, daß ein solches Unternehmen, viele Jahre lang fortgesetzt, eine Unzahl von Bänden erzeugte, die nirgends eine Spur lebendiger Erinnerung in der fortschreitenden Zeit hinterließen. Es war eben im Begriff, an langsam herannahender Entkräftung zu sterben, als eine Zeit anfing, bei welcher ihm der letzte Atemzug stocken mußte.

Wie Lessing früher das Bündnis veranlaßte, aus welchem die allgemeine deutsche Bibliothek hervorging, so war Kant, wenn auch nur mittelbar, der Gründer einer zweiten Unternehmung derselben Art. Lessing stand mächtig und bedeutend, ja geistig klar in seiner Zeit und beherrschte sie dadurch. Er erschien als ein zusammenfassender Geist der zersplitternden Richtungen der Literatur, während Goethe als ein Fremder, Unverstandener, mehr hier und da anregend und eine noch unbekannte Zukunft vorbereitend, in der damaligen Gegenwart keine allgemeinere Verbindung hervorzurufen vermochte. Lessings Bildung war aber doch zu einseitig, seine geistreichsten Äußerungen blieben zu fragmentarisch, als daß sie irgend einen nachhaltigen Vereinigungspunkt abgeben konnten. Die allgemeine Literatur-Zeitung ging offenbar von einem mehr umfassenden Gesichtspunkte aus. Denn Kant war insofern ein Philosoph, als er sich negativ gegen die Philosophie verhielt und ihre Möglichkeit leugnete. Er war ein positiver Antiphilosoph und suchte darzutun, daß die Zeit recht hatte, als sie die eigentliche Wissenschaft innerhalb der Grenzen der Sinnlichkeit einschloß und das bloße Räsonieren von der evidenten Demonstration trennte. Ich gestehe, mich nicht erinnern zu können, inwiefern die Kantsche Philosophie einen Einfluß auf die ersten Jahrgänge der allgemeinen Literatur-Zeitung ausübte. So viel ist gewiß, daß, seit Reinhold die Aufmerksamkeit auf Kant hinzog, dieses kritische Institut vorherrschend an seine Ansichten sich anschloß und dadurch Ruf und Ansehen erwarb. Nicht als wenn alle Mitarbeiter Kantianer gewesen wären, sondern nur insofern als Kants Ansichten da, wo eine scheinbare Annäherung zur Philosophie zur Sprache kam, als ein entscheidender und richtender Maßstab galten. Daß man nun endlich

die Grenzen des menschlichen Erkennens entdeckt und bestimmt habe, daß man bei allen höheren geistigen Interessen sich einer subjektiven Meinung, wie sie einem eben am bequemsten entgegenkam, unbedingt hingeben könne, weil doch keiner irgend etwas Genügendes zu leisten vermöchte, war der literarischen Masse eben recht. Dieses kritische Institut ward trotz seiner neuen Vereinigungspunkte dem Geiste nach der allgemeinen deutschen Bibliothek immer ähnlicher. Allerdings erschienen in ihr Kritiken, die von großer Bedeutung waren; wenn nämlich die Virtuosen einzelner Fächer sich vernehmen ließen. Aber solche Kritiken waren dem Geiste des Instituts durchaus fremd und standen unter den übrigen völlig vereinzelt da. Mögen doch auch einzelne solcher Rezensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek vergraben liegen: mir sind solche alte Kritiken völlig unbekannt, denn sie lebten und starben mit der Masse, der sie sich hingegeben hatten. Sie würden sich länger erhalten und größere Bedeutung erlangt haben, wären sie in Zeitschriften, den einzelnen Wissenschaften gewidmet, erschienen. Kritiken solcher Art, die in der allgemeinen Literaturzeitung während meines Aufenthaltes erschienen, oder erschienen waren, erregten ein allgemeines Interesse; so mehrere von A. W. Schlegel, so Schillers Beurteilung von Klopstock und Bürger, wenn diese gleich in mancher Rücksicht getadelt wurden; so endlich Stieglitz' Kritik des Brownschen Systems, die von Schelling sehr geschätzt wurde.

Allerdings war der Geist, der in der Literatur-Zeitung herrschte, den neueren Bestrebungen in der Philosophie und dem Geiste, der sich von dieser aus in allen Wissenschaften regte, völlig entgegengesetzt. Beschränkte Naturforscher glaubten durch leicht hingeworfene und verwerfende Beurteilung Schellings Bestrebungen, eine Naturphilosophie zu begründen, wie sie in den „Ideen zu einer Philosophie der Natur" erschienen, leichthin und auf immer

beseitigen zu können. Es erschien ihnen um so leichter und natürlicher, da sie von der geistigen Macht, die in der Schellingschen Spekulation ruhte, auch nicht die leiseste Ahnung hatten. Aber dennoch mochte Schelling, wie A. W. Schlegel, die Hoffnung, dieses Institut für sich zu gewinnen, nicht aufgeben. Die Schlegelschen Kritiken hatten große Aufmerksamkeit erregt; Schlegel selbst war schon vor vielen Jahren als junger Mann von Bürger durch ein Gedicht begrüßt, welches seine zukünftige literarische Bedeutung weissagte. Er durfte voraussetzen, daß man ihn als Mitarbeiter ungern entbehren wollte. Auch mit Fichte war die Literatur-Zeitung in ein bedenkliches Verhältnis geraten. Eine seiner früheren Schriften, die wohl auch seinen Ruf nach Jena veranlaßt hatte, „die Kritik aller Offenbarungen", war in der allgemeinen Literatur-Zeitung sehr pomphaft angekündigt, in der Voraussetzung nämlich, daß Kant selbst der Verfasser der anonym erschienenen Schrift sei.

Meine Freunde, mit den äußeren Verhältnissen der deutschen Literatur wohl bekannt, wußten den Wert eines solchen, einmal gegründeten Institutes wohl zu schätzen. Die Literatur-Zeitung besaß eine große Autorität; kein Blatt ähnlicher Art konnte sich mit dieser messen. Es war durch Ansehen und Dauer befestigt, durch zweckmäßige Geschäftsordnung begründet, und die ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands benutzten gern ein solches Institut, wenn sie sich öffentlich lobend oder tadelnd über Schriften, die einiges Aufsehen machten, äußern wollten. Zwar waren Talente, Bildung und selbst Ansichten der Rezensenten höchst verschieden; aber das Publikum gewöhnt sich leicht, ein solches Institut als eine moralische Person zu betrachten, und selbst, was sich widerspricht, glaubt man, wenn es in demselben Blatte erscheint, müsse doch irgendwie aus demselben Geiste entsprungen sein. Eine gute Rezension verbreitet ein Licht über viele schlechte;

man gewöhnt sich, was in einem solchen kritischen Blatte gelobt ist, als etwas Lobenswertes zu betrachten, und nicht bloß für diejenigen, die eine Meinung suchen und sich mit der gefundenen beruhigen, selbst auf die Behörden, die das Schicksal der Schriftsteller in ihrer Hand haben, übt es einen großen Einfluß aus. Professoren haben ihren Ruf und ihre Anstellung erhalten, weil sie dort gelobt wurden. Und ein Grund, warum Schellings Anstellung eine so große Opposition in Jena fand, lag zum Teil darin, daß er gegen die Sentenz dieses höchsten Tribunals berufen wurde; wahrscheinlich durch Goethes Einfluß. Es war daher nicht zu verwundern, daß dieses Blatt auch für diejenigen (zwar nur wenigen) ausländischen Gelehrten, die sich eine Vorstellung von der deutschen Literatur verschaffen wollten, eine fast ausschließliche Autorität war. Daß indessen große Talente Anhänger fanden, diesem Institute zum Trotz, war ebenso natürlich. Obgleich W. Schlegels Kritik über Hermann und Dorothea in der Literatur-Zeitung erschien, kann man doch nicht behaupten, daß diese Zeitung im ganzen sich an Goethe anschloß. Durch die verwickelten Verhältnisse, in welche sie verflochten wurde, sah sie sich oft gezwungen, Kritiken aufzunehmen, die sie lieber abgewiesen hätte. Außer der erwähnten Schlegelschen Kritik ist kaum eine über Goethe in der Literatur-Zeitung erschienen, und es mußte auffallen, daß Wilhelm Meister gar nicht rezensiert wurde; ob es später geschehen ist, weiß ich mich nicht zu erinnern.

Der Versuch A. W. Schlegels und Schellings, sich an die Literatur-Zeitung anzuschließen, mußte diesem Institute sehr bedenklich scheinen. Bei der Entschiedenheit, mit welcher diese Männer und ihre Feinde hervortraten, konnte das Blatt mit einer völligen Umwandlung seiner ganzen Grundlage bedroht werden, und es stand zu befürchten, daß viele der Mitarbeiter, die den Ruf desselben begründeten, sich zurückziehen und dadurch

selbst die Existenz des Blattes gefährden würden. Dieser Versuch aber zog mich nun eben in den Kampf der mir bis dahin völlig gleichgültigen äußeren Verhältnisse der Literatur hinein. Eine frühere Rezension der Schellingschen Ideen war so evident schlecht, daß die Redaktoren der Zeitung wohl selbst dazu gebracht wurden, es anzuerkennen. Schelling hatte den Wunsch geäußert, daß ich die Beurteilung seiner Schriften übernehmen möchte. Ich erfuhr es durch Schlegel, der mich zugleich versicherte, daß Hufeland auf Schellings Vorschlag einzugehen versprochen hatte. Man kann sich leicht denken, wie angenehm mir ein solches Anerbieten in meiner damaligen Lage sein mußte. Es erweckte eine Zuversicht, die mir Mut gab und mich erhob. Daß ich mich selbst tätig und auf eine für mich so ehrende Weise in die Mitte der geistigen Gärung, die mich aus meinem Vaterlande nach Deutschland gezogen hatte, versetzt sah, überraschte mich fast. Indessen verging eine geraume Zeit, ohne daß ich irgend etwas erfuhr. Endlich redete mich Hufeland, als wäre es ein zufälliges Gespräch, an: „Sie sind doch", sagte er, „überzeugt, daß man in der Naturphilosophie nicht weiter gehen kann und darf, als Kant in seiner Metaphysik der Naturwissenschaft einerseits und in der Kritik der teleologischen Urteilskraft andrerseits gegangen ist." — „Keineswegs", antwortete ich sehr entschieden, indem ich die Absicht dieser Frage wohl einsah. „Die Grenzen, welche Kant für unübersteiglich ansah, machen vielmehr eine jede Naturphilosophie unmöglich, und Schelling hat sie mit Recht überschritten." Das Gespräch ward abgebrochen, und ich konnte überzeugt sein, daß ich von der Literatur-Zeitung nicht zum Rezensenten erwählt werden würde. Als mich Schlegel nun später fragte, ob Hufeland nicht mit mir gesprochen hätte, konnte ich ihm freilich nur dieses Gespräch erzählen, und mußte es wohl, da er der Vermittler in dieser ganzen Sache war. Durch ihn erfuhr es Schel-

10*

ling, und Schlegel ward in seinem schon gefaßten Entschlusse, jede Verbindung mit der Literatur-Zeitung aufzugeben, bestärkt. Man sah ein, daß man mit diesem Institut einen entschiedenen Kampf wagen mußte, der in der Tat auch, der Lage der Sache nach, unvermeidlich war. Schlegels Angriff erschien in dem Athenäum, und Schelling forderte mich selbst auf, eine Beurteilung seiner Schriften auszuarbeiten, die er in einer Zeitschrift für spekulative Physik, deren Herausgabe er beschlossen hatte, abdrucken lassen wollte. Indessen näherte sich die Zeit meiner notwendigen Abreise von Jena. Ich mußte nach Freiberg reisen; ich durfte mich nicht länger als ein halbes Jahr in Jena aufhalten, und so angenehm und anregend mein Umgang hier war, so sah ich doch ein, daß ich hier die Ruhe nicht würde finden können, die für selbständige Produktionen notwendig war. Ich hatte beschlossen, über Berlin zu reisen; ich wollte aber auch nur die Stadt kennen lernen.

Jena und Berlin

In Jena galt freilich Berlin sehr wenig, und auch für mich hatte diese Stadt in geistiger Rücksicht nicht viel Anziehendes. Die Dürftigkeit der Gegend, die Poeten in der Mark, die Berliner Aufklärung, die Jesuitenriecherei Biesters und Nicolais und die allgemeine deutsche Bibliothek bildeten ein Aggregat von, in meinen Augen, Geringem und Armseligem, welches mich nach allem, was ich hörte und vernahm, von einem längern Aufenthalt in Berlin abschrecken mußte. Lessing, hörte ich, konnte in Berlin keine Stellung finden; Goethe hatte eine Scheu vor Berlin und war, wie wir glaubten, nie da gewesen; meine ganze Umgebung schätzte den dort herrschenden Geist gering. Um die politischen Verhältnisse des Landes bekümmerte ich mich damals nicht, und militärische Übungen und Wachtparaden waren mir, der ich unter

dem Militär erzogen war, von meiner frühesten Kindheit an zuwider: und dennoch gehörten drei Männer, die sich dort aufhielten, zu den Verbündeten, und obgleich Jena freilich äußerlich tätiger, mußte mir Berlin deshalb wichtig erscheinen. Hier lebte Schleiermacher, freilich in einer unbedeutenden Stellung als Charité-Prediger. Er war mir nur als Mitarbeiter des Athenäums damals bekannt. Hier hielt sich Friedrich Schlegel auf, und Tieck war ein geborner Berliner.

Fichtes Atheismusstreit

Jena 1799

Aber ein bedeutendes Ereignis fand noch statt, ehe ich Jena verließ. Vom sächsischen Hofe aus und durch den Theologen Reinhard ward, wie bekannt, Fichte als Atheist angeklagt. Dieses ganze Ereignis ist so öffentlich geworden, selbst in der neueren Zeit wieder verhandelt, daß es überflüssig erscheint, es hier ausführlicher zu erwähnen. Die Veranlassung war bekanntlich ein Aufsatz von Forberg in Niethammers Journal, über die sittliche Weltordnung. — Fichte nahm die Verantwortlichkeit dieses Aufsatzes auf sich. Die genauere Geschichte findet man in Fichtes, von seinem Sohne verfaßter Biographie. Welchen Eindruck dieses Ereignis auf uns machte, kann man sich denken; wir waren empört, wir glaubten darin ein Attentat gegen den Geist freier Untersuchungen zu erkennen; mit jenen durch das Religionsedikt berüchtigten zu vergleichen. Fichte benahm sich fest und würdig. Als er zu einer Erklärung über seine Lehre aufgefordert wurde, äußerte er zugleich, daß wesentliche Beschränkungen in seiner Lehrfreiheit ihn bestimmen würden, Jena zu verlassen. Die Antwort aus Weimar enthielt einen Verweis über die unvorsichtige Art, mit welcher er sich über die heiligsten Gegenstände geäußert hätte, und eine Ermahnung, künftig in

seinen Äußerungen vorsichtig zu sein. Es war, wie man sah, die Absicht des Weimarschen Hofes, der Sache die Wendung zu geben, als wenn Fichte seinen Abschied genommen hätte. Seine Entfernung von Jena war wohl unvermeidlich. Der Weimarsche Hof fand sich durch die Aufforderung aus Dresden nicht allein, sondern auch durch die übrigen Sachsen-Ernestinischen Häuser, die wenigstens in einer solchen Sache einen Einfluß auf die Gesamt-Universität ausübten, gefesselt. Der Hof deutete nun den Verweis so, als wenn er zu gleicher Zeit den Entschluß Fichtes, seinen Abschied zu nehmen, hervorrufen müßte. Als nun aber Fichte erklärte, daß dieser ihm erteilte Verweis nicht von der Art sei, daß er ihn bewegen könnte, seinen Abschied zu fordern, sah man sich in Weimar genötigt, ihm den Abschied zu geben, den er nicht nehmen wollte. In dieser Zeit, während alle Gemüter in Bewegung waren, erklärte sich besonders Paulus für Fichte. Ich erschien oft in seinem Hause, und es wurde lebhaft besprochen, ob es nicht gut und nützlich wäre, wenn man ein Gesuch der Studierenden veranlaßte. Fast die ganze Anzahl derselben war aus der Fremde; Fichtes Zelebrität hatte einen großen Teil der Studierenden herbeigezogen; und es konnte scheinen, als hätten diese ein Recht, die Erhaltung des Lehrers, der sie hergezogen hatte, zu fordern. Ich entwarf ein solches Gesuch, in welchem Fichtes große Verdienste hervorgehoben und das vermeintliche Recht der Studierenden ausgesprochen wurde. Diesen Entwurf brachte ich zu Paulus; mit wenigen Veränderungen ward er genehmigt, und ich zweifelte nicht, daß es mir vorzüglich durch meinen Landsmann Malte Müller, der auf viele Studierende einen großen Einfluß ausübte, gelingen würde, eine große Menge Unterschriften zu erlangen.

Indessen ward von Weimar aus ein ähnlicher Weg eingeschlagen. Es ward ebenso ein Gesuch im Namen der Studierenden

entworfen, in welchem man den Herzog ersuchte, Fichte für die Universität zu erhalten. Aber das Gesuch enthielt zugleich das Geständnis, daß Fichte sich mit tadelnder Unvorsichtigkeit in seinen Vorlesungen geäußert habe, und man flehe die schonende Gnade des Herzogs für den sonst verdienstvollen und geliebten Lehrer an. Ein Student B. aus Rügen erhielt durch Hufeland dieses Gesuch, und es wurden ihm solche Gründe vorgelegt, aus welchen er schließen konnte, daß Fichte selbst mit dieser Art der Abfassung nicht ganz unzufrieden wäre. Eifrig bemüht, Fichte auf irgend eine Weise nützlich zu sein, suchte er nun unablässig Unterschriften zu sammeln, und es gelang.

Ein junger Mann, dem ich das von mir entworfene Gesuch übergeben wollte, damit er in den Hörsälen, oder wo sonst Studierende versammelt waren, es zum Unterschreiben vorlegen könne, trat eilig herein. Er hatte das ganz in anderem Sinne entworfene Gesuch selbst gelesen. B. trug es herum, eine Menge Unterschriften hatte der Freund schon gesehen, und die Studierenden machten durchaus keine Umstände, ihre Namen hinzuzeichnen. Ich erschrak, nahm den Entwurf und lief umher, um B. zu suchen, der mir bekannt war, so wie seine gute Gesinnung; ich traf ihn nach kurzer Zeit auf der Straße, eilig von einem Hause zum andern laufend, und zog ihn in eine Haustür hinein. Ich war im höchsten Grade aufgeregt, stellte ihm vor, wie durch das Gesuch, welches er herumtrug, den Gegnern Fichtes der Sieg zugestanden würde, zeigte ihm meinen Entwurf, sagte ihm, wie ich diesen dem Professor Paulus mitgeteilt hatte, und es gelang mir leicht, den braven jungen Mann zu gewinnen, um so mehr, da ich ihm die Quelle nannte, aus welcher sein Gesuch geflossen war, und ihn mit der Lage der Verhältnisse bekannt machte. Er war nun ganz für unsere Sache gewonnen, drang in die am meisten besuchten Auditorien hinein, gestand freimütig

seinen Irrtum, und es war ihm leicht, die jungen Männer für den kühneren Entwurf zu gewinnen. Nachmittags desselben Tages lag mein Entwurf mit mehreren hundert Unterschriften vor mir, und zwei Deputierte reisten noch denselben Tag nach Weimar, ihm dem Herzoge zu überreichen. Hufeland (der Jurist) hatte das im Sinne der Gegner abgefaßte Gesuch aus Weimar erhalten oder selbst entworfen; durch ihn hatte es B., wie ich wußte, bekommen. Ich war den Abend zu ihm eingeladen, fand ihn verdrießlich, und will nicht leugnen, daß ich eine Art heimtückischer Freude fühlte, weil ich die Quelle seines Verdrusses zu kennen glaubte. Erst vor einigen Jahren, als ich das Leben Fichtes las, erfuhr ich mit Erstaunen, daß zwei Bittschriften abgegangen waren. Es muß also den Gegnern doch gelungen sein, auch Unterschriften zu gewinnen.

Ich erwartete durchaus keinen Erfolg von der Bittschrift. Nach einigen Tagen wurden die Studierenden von dem Prorektor (Loder) vorgeladen; er hatte als Prorektor den Auftrag, sie über die Lage der Sachen im Sinne des Hofes zu belehren, und ihnen klar zu machen, wie Fichte selbst durch die Schritte, die er getan hatte, seine Entlassung herbeigeführt.

Dieses Ereignis ward mir in mehr als einer Rücksicht höchst wichtig; zwar sah ich Fichte nicht oft, meine Studien, mein ganzes Denken entfernte mich vielmehr von ihm, aber er war mir lieb und teuer, und die Strenge seines sittlichen Gefühls, wie es Grundlage seiner ganzen Philosophie geworden war, erwarb ihm meine hohe Achtung. Man ward, wenn man mit ihm zusammen war, leicht aufgefordert, mit ihm über seine Philosophie zu reden, ja ihm heftig zu widersprechen. Gegen die Härte seiner formellen, absoluten, sittlichen Wahrheit hatte ich viel einzuwenden; noch früher als der erwähnte Brief von Jacobi angekommen war, hatte ich mit ihm einen heftigen Streit, denn das Fiat

justitia, pereat mundus, der absolute Sieg formeller Sittlichkeit, war mir grauenhaft. Als ich hörte, wie er den Satz: man dürfe unter keiner Bedingung eine Unwahrheit sagen, behauptete, wagte ich es, ihm folgendes Verhältnis entgegen zu stellen: Eine Wöchnerin ist gefährlich krank, das Kind, sterbend, liegt in einer anderen Stube; die Ärzte haben entschieden erklärt, daß eine jede Erschütterung ihr das Leben kosten wird. Das Kind stirbt — ich sitze am Krankenlager meiner Frau, sie frägt nach dem Befinden des eben gestorbenen Kindes: die Wahrheit würde sie töten; soll ich sie sagen? — „Sie soll", antwortete Fichte, „mit ihrer Frage abgewiesen werden." — „Das heißt", erwiderte ich „auf das bestimmteste sagen: ihr Kind sei tot. Ich würde lügen", rief ich bestimmt, und Tränen traten mir in die Augen, weil ich mich einer solchen Szene, die ich erlebt hatte, erinnerte, „und ich nenne ganz entschieden diese Lüge eine Wahrheit, meine Wahrheit." — „Deine Wahrheit?" rief Fichte entrüstet, „eine solche, die dem einzelnen Menschen gehört, gibt es gar nicht; sie hat über dich, du nicht über sie zu gebieten. Stirbt die Frau an der Wahrheit, so soll sie sterben." Ich sah die absolute Unmöglichkeit ein, mich mit ihm zu verständigen; ihm klar zu machen, daß die absolute formelle Lieblosigkeit die tiefste Lüge des persönlichen Daseins wäre; würde mir doch unmöglich sein. Fichte selbst war bei aller scheinbaren Härte seiner Lehre der gütigste Mensch; ich war überzeugt, daß er unter den angegebenen Verhältnissen selbst lügen würde, und schwieg. Und dennoch habe ich Gelegenheit gehabt, in viel späteren Jahren meine damals ausgesprochene Ansicht mit einer Konsequenz ausführen zu sehen, die mich höchst bedenklich machte.

Ich hatte nun das Seltsame erlebt, einen Mann, den ich achtete und liebte, als Atheisten angeklagt und von seinem Lehramte vertrieben zu sehen. Was, wenn ich es als ein längst ver-

flossenes Ereignis früherer Jahrhunderte vernahm, mich erschütterte, geschah jetzt unter meinen Augen, ja in dem engen Kreise meiner nächsten Umgebung. Da erwachte alle frühere Erinnerung meiner Kindheit, und ich fragte mich selbst, ob der Vorwurf, der den geachteten Philosophen traf, völlig grundlos wäre oder nicht? Daß die Fichtesche Lehre die konsequent durchgeführte Kantische war, sah ich wohl ein. Die Gegenstände des sichern Erkennens gab nur die Erscheinung; die Philosophie aber suchte die Wahrheit. Das sittliche Gefühl und sein Ausdruck, das Gewissen, war ebensowohl, wie Zeit, Raum und Kategorie, eine nie abzuweisende Tatsache des Bewußtseins, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß der Inhalt des Gewissens nicht eine Erscheinung, vielmehr ein An-Sich genannt werden mußte. Zwar konnte man von der Sittlichkeit nicht behaupten, daß sie sei in dem Sinne, in welchem Gegenstände sind, sie blieb vielmehr ein Sollen, ein ewig sich erneuerndes Postulat; aber als solches war sie keine Erscheinung, sondern ein An-Sich, ja offenbar das einzige und absolute. Dieses schlechthin Wahre kommt uns nicht von außen, es ist nur als eigene Tat.

Ich erinnere mich, wie Fichte in einem engen vertrauten Kreise uns die Entstehung seiner Philosophie erzählte, und wie ihn der Urgedanke derselben plötzlich überraschte und ergriff. Lange hatte ihm vorgeschwebt, wie ja die Wahrheit in der Einheit des Gedankens und des Gegenstandes läge; er hatte erkannt, daß diese Einheit innerhalb der Sinnlichkeit niemals gefunden werden konnte, und wo sie hervortrat, wie in der Mathematik, erzeugte sie nur einen starren unlebendigen Formalismus, dem Leben, der Tat völlig entfremdet. Da überraschte ihn plötzlich der Gedanke, daß die Tat, mit welcher das Selbstbewußtsein sich selber ergreift und festhält, doch offenbar ein Erkennen sei. Das Ich erkennt sich als erzeugt durch sich selber, das denkende und das gedachte Ich,

Erkennen und Gegenstand des Erkennens, sind eins, und von diesem Punkte der Einheit, nicht von einer zerstreuenden Betrachtung, die Zeit und Raum und Kategorien sich geben läßt, geht alles Erkennen aus. Wenn du nun, fragt er sich, diesen ersten Akt des Selbsterkennens, der in allem Denken und Tun der Menschen vorausgesetzt wird, der in den zersplitterten Meinungen und Handlungen verborgen liegt, rein für sich heraushöbest und in seiner reinen Konsequenz verfolgtest, müßte nicht in ihm, aber lebendig tätig und erzeugend, dieselbe Gewißheit sich entdecken und darstellen lassen, die wir in der Mathematik besitzen?

Dieser Gedanke ergriff ihn mit einer solchen Klarheit, Macht und Zuversicht, daß er den Versuch, das Ich als Prinzip der Philosophie aufzustellen, wie bezwungen von dem in ihm mächtig gewordenen Geiste, nicht aufgeben konnte. So entstand der Entwurf einer Wissenschafts-Lehre und diese selbst. In den Buchhändler-Ankündigungen dieser Schriften ward es ausgesprochen, daß die Wissenschafts-Lehre für die Philosophie das werden sollte, was Euklid für die Mathematik war. Ich glaube nicht, daß diese Äußerung jemals, als von ihm selbst ausgesprochen, laut geworden ist: aber nachdem ich jene Geschichte der Entstehung seiner Philosophie vernommen hatte, halte ich mich für überzeugt, daß dieser, in den Anzeigen geäußerte Gedanke durch ihn selbst veranlaßt war und seine ersten Hoffnungen am reinsten ausdrückte.

Wenn man Fichtes Bildung aus der Kantischen Philosophie heraus bedenkt, so kann man nicht daran zweifeln, daß das absolute Sittengesetz, die reine Voraussetzung, das Leitende und Ordnende der erzeugenden Selbsttat des Ichs sein, und daß dieses ihm während der Entwickelung seiner Philosophie immer klarer werden mußte. Freilich, wie das Sittengesetz, welches nur ein Postulat war, das nur eine Bedeutung hätte, indem es sich zu verwirklichen suchte, ohne selbst wirklich zu sein, dazu käme, das

Ordnende, eine Denktätigkeit zu sein, die doch nur ihre Bedeutung hätte, insofern die innere Übereinstimmung mit ihr selbst eine Selbsttat wäre, blieb völlig unbegreiflich. Aus dieser Unbegreiflichkeit entsprangen erst alle Begriffe. Und so hatte Fichte ein heiliges Geheimnis, welches unerklärbar seiner Philosophie zugrunde lag, ein Geheimnis, welches durchaus unzugänglich und prädikatlos war; und es mußte ihm vor allem wichtig sein, alle Prädikate, durch welche er in die Sphäre des Erkennbaren und Erklärbaren hinein gezogen wurde, von diesem verborgenen Grunde auszuscheiden. Das war Fichtes Gott. Ich erkannte dies sehr wohl, und die Beschuldigung des Atheismus, wie sie jetzt Fichte traf, war mir ein trauriges Zeichen der armseligen Oberflächlichkeit der Zeit; vielmehr der Gott, den man mehr fürchtete, als anbetete und liebte, und nicht einmal fürchtete, sondern in eine ferne Unendlichkeit hineinschob, wo er sich hinter Gesetzen verbarg, denen er sich, wie uns, unterworfen hatte, kam mir neben dem erhabenen geheimnisvollen Gott der Sittlichkeit unbedeutend und kümmerlich vor. — Und dennoch sagte ich mir, im Stillen grübelnd: das ist nicht der Gott deiner Kindheit, den du verloren hast und den du suchst.

Aber es war nicht bloß diese Ahnung eines tieferen göttlichen Daseins, die mich von Fichte trennte, auch in einer anderen Richtung ward er mir jetzt entschieden entfremdet. Wohl war mir die Trennung der theoretischen von der praktischen Philosophie durch Kant, die zugestandene Unwahrheit der ersteren, die leere Allgemeinheit der letzteren in der innersten Seele zuwider; aber die Welt behielt doch nicht allein, dem Mechanismus der Kategorien unterworfen, eine sinnliche, sondern auch televlogisch betrachtet, eine höhere, wenn auch verborgene Wirklichkeit. Durch Fichte ging auch diese rein verloren. Es war mir nach meiner Art seltsam zumute, wenn ich mir seine Anschauungsweise dachte;

er mußte keinen Baum, kein Tier, am allerwenigſten eine reiche Gegend jemals lebendig aufgefaßt haben. Daß nicht allein in den menſchlichen Gedanken und Taten, ſondern auch in jener reichen Fülle von Bildungen, Entwickelungen und Geſtalten das eigentliche innerſte, geiſtige Myſterium unſeres Daſeins verborgen läge und erkannt werden müßte, ſchien ihm völlig fremd geblieben zu ſein. Was Kant noch als Erſcheinung gelten ließ, ward ihm eine bloße Negation, alles nämlich, was nicht das Ich wäre, und an welchem ſich das Ich erſt manifeſtieren ſollte. Die Erſcheinung blieb, und zwar in ihrer ganzen Härte, aber bloß, um ſich abweiſen, dann beherrſchen und in ein Ich durch das Ich verwandeln zu laſſen. Der Knecht eines unbegreiflichen Geſetzes verwandelt ſich in den Titan der Selbſtbeſtimmung und in den Schöpfer Himmels und der Erden. Eine ſolche Philoſophïe war mir nun völlig fremd, und je genauer ich ſie kennen lernte, deſto mehr mußte ich ſie von mir abweiſen.

Die Schellingſche Identitätslehre, die Einheit des Subjekts und Objekts ſchlechthin angenommen, wie ſie das ganze Daſein umfaßt, lag mir, wie ich durch Spinoza gebildet war, natürlich näher.

Abſchied von Goethe

Weimar 1799

Ich trennte mich nicht ohne Schmerzen von Jena, und obgleich meine Verbindung mit den bedeutenden Männern in dieſer Stadt zu innig war, um durch die Entfernung aufgehoben zu werden, fühlte ich doch, wieviel ich verlor. Ich reiſte über Weimar, ich beſuchte Goethe, der mich mit ermunternden Worten entließ, obgleich ich einige Verlegenheit in ſeinem Benehmen zu ſpüren glaubte. Er ſchien mit der Rolle, die ich in der Fichteſchen Sache geſpielt hatte, nicht unbekannt zu ſein, und der Hof ſelbſt fand ſich offenbar in einer unangenehmen Klemme; auf der einen

Seite durch die freie ungehemmte Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes, deren allgemein anerkannter und gepriesener Beförderer er war, aufgefordert, ja wohl auch innerlich geneigt, den Philosophen zu schützen; andererseits durch die höchst bedenkliche Beschuldigung, die der Herzog, seine Umgebung, ja selbst Goethe in ihrem eigentlichen Unwerte nicht zu durchschauen vermochten. — Durch die dringende Aufforderung aller sächsischen Höfe geängstigt und gequält, ließ man zwar Fichte fallen, aber eine gewisse Scham vermochte man doch nicht zu unterdrücken. Fichte der Jüngere hat die Stellen aus Goethes Erinnerungen aus seinem Leben und andere briefliche Äußerungen, aus welchen die Verlegenheit des Weimarschen Hofes klar wird, und besonders die innere Qual, die Goethe empfand, klar genug dargestellt.

Als ich Goethe verließ, schwebten mir die Verhältnisse, aus welchen ich mich jetzt losgerissen hatte, lebhaft vor Augen; eine dunkle Ahnung, als wenn die dort eben aufgeschlossene Blüte im Begriff wäre, die bunten Blätter und die Düfte allen Winden preiszugeben, befiel mich mit unendlicher Wehmut.

Berliner Gesellschaft und Staat

Berlin 1799

Ein junger Mann, der in der damaligen Zeit nach Berlin kam, ward fast unwillkürlich zu einer widerlichen Art von Zerstreuungen aufgefordert, die jetzt, wenn nicht verschwunden, doch nicht mit der empörenden Öffentlichkeit hervortreten darf, wie damals. Ich hatte schon viel davon gehört, aber eben die Art, wie sie sich fast aufdrängte, hatte etwas für den Besseren durchaus Zurückstoßendes. Auch die jungen Männer, die sich an mich anschlossen, und deren Bekanntschaft ich an öffentlichen Orten zufällig machte, hatten für mich nichts Anziehendes. Ich beeilte

mich nicht, Reichardt aufzusuchen, und trieb mich einige Tage völlig einsam herum. Ein jeder wird gestehen, daß die Straße Unter den Linden, durch das Brandenburger Tor einerseits geschlossen, mit dem Schloß im Hintergrunde, einen Anblick gewährt, der selbst auf denjenigen, der die größten Städte kennt, einen mächtigen Eindruck machen muß. Es gibt kaum eine Stadt, in welcher so dicht nebeneinander so großartige Gebäude stehen: es drängt sich uns unwillkürlich der gewaltige Sinn der Herrscher auf. Es war die Ahnung von einem mächtigen Staate, der neu und frisch in die europäischen Verhältnisse hineintrat, manches geleistet hatte, und berufen war, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu spielen, die mir entgegenkam. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich nun von den großen Formen der europäischen Geschichte ergriffen, es drängte sich mir das Gefühl auf, als wenn die freundlichen Verhältnisse des Lebens und des Denkens, in welchen ich mich bis jetzt so unbefangen bewegt hatte, doch nur von den Größeren geduldet würden, diesen preisgegeben wären und kein selbständiges Dasein erlangen konnten. Ich fühlte mich durch diese fremde drohende Gewalt beengt, alles schien mir so kalt, so starr; ich hatte keine Lust, mich an irgend ein Verhältnis anzuschließen, irgend eine Bekanntschaft zu machen. Die breiten, graden, rechtwinkligen Straßen stießen mich ab, und alle Vorurteile, die ich von dem Geiste, der in Berlin herrschte, eingesogen hatte, verbanden sich mit dem Eindrucke, der mich anzog, aber zugleich erschreckte. Ich dachte an die Szenen im Egmont, an die Gefühle der Bürger in Brüssel, nachdem der Herzog von Alba eingezogen war. Man wird, glaube ich, es nicht für übertrieben finden, was ich hier schreibe, wenn man die Verhältnisse erwägt, in welchen ich bis dahin gelebt hatte.

Berlin 1799

Und doch lag in den Vorstellungen, die mich abstießen und ängstigten, etwas Anziehendes verborgen. Nur sechsundzwanzig Jahre waren seit dem siebenjährigen Kriege verflossen; er lag nicht weiter in der Vergangenheit zurück als der Krieg, an dem ich selber teilnahm, in dem Augenblicke, in welchem ich diese Zeilen schreibe. Auch ich war in früheren Jahren ein Bewunderer von Friedrich dem Zweiten gewesen, und wenn auch die französische Revolution, in meiner frühen Jugend, ihn und das Bild seiner Zeit verdrängt hatte; wenn auch mein Haß gegen Frankreich und Friedrich des Zweiten Vorliebe für dies Volk einen Schatten über seine große Persönlichkeit geworfen hatte, die als ein Haupt der geistigen Ansicht betrachtet werden konnte, die ich bekämpfte; wenn ich auch noch keinesweges fähig war, diesen großen Monarchen mit geschichtlich reiner Objektivität zu beurteilen: so ließ sich doch nicht der Eindruck abweisen, der durch einen mächtigen neuen Staat entstand, dessen großartige Bedeutung sein Werk war. Ich trieb mich, ganz diesen Gedanken überlassen, in der Stadt herum, ich besuchte das Mineralien-Kabinett, den botanischen Garten, die Veterinär-Schule als ein völlig ungenannter und unbekannter junger Mann; ich besuchte keinen Gelehrten; ich machte keine irgend interessante Bekanntschaft. Friedrich Schlegel hatte Berlin verlassen, Schleiermacher suchte ich gar nicht auf; nur durch einen Zufall lernte ich Tieck kennen. So ganz hatte die mir fremde Gewalt mich bezwungen, daß mir die stille Welt meines Sinnens und Denkens ferne lag. Der Tiergarten war mir lieb, einsame Plätze zogen mich an. Von allen übrigen Toren jagte mich der Sand, der sich damals so viel ärger als jetzt an die Mauern andrängte, in die Stadt zurück. Aber auch hier lernte ich eine Qual kennen, die freilich

auch jetzt noch in keiner großen Stadt größer ist, als in Berlin. Wenn die Sonne, ohne irgend einen Schatten zurückzulassen, auf die beiden Häuserreihen der breiten Straßen brennt, wie auf die großen Plätze, wenn dann zugleich sich ein Staubwirbel erhebt, und wenn die erschöpften Fußgänger wie matte Fliegen an den heißen Wänden zu kleben scheinen: da gibt es Augenblicke, wo ich noch jetzt mich nach den Ruinen von Palmyra oder Babylon versetzt glaube.

Reichardt

Berlin 1799

Ich war schon mehrere Wochen in Berlin, als ich Reichardt besuchte. Er war sehr beschäftigt. Fragmente aus Brennus sollten als Konzert gegeben werden, und ich erhielt ein Billet. Er warf es mir vor, daß ich so spät gekommen war; er wollte mich mit mehreren Familien bekannt machen: jetzt war er mit dem Konzert beschäftigt und wollte gleich nach der Beendigung desselben nach Giebichenstein zurückkehren. Ich erhielt zugleich von ihm eine Einladung zu einem Souper nach dem Konzert. Ein Freund aus Kopenhagen, von dem ich später reden werde, war angekommen; wir fuhren nach Potsdam und kamen nach Berlin eben zur rechten Zeit zurück, um das Konzert zu besuchen. An den Straßenecken fanden wir aber allenthalben Zettel angeschlagen, die ankündigten, daß das Konzert nicht stattfinden würde; ich war ungewiß, ob ich dennoch der Einladung zum Souper Folge leisten sollte. — Reichardt, leicht verletzbar, vielleicht, weil die Zahl der genommenen Billette ihm zu gering schien, hatte das Konzert absagen lassen; aber in einem großen Saale bei Krause (im jetzigen Hotel de Brandenburg) waren dennoch die Musiker der Kapelle und eine Menge Freunde, Herren und Frauen, zu einem glänzenden Souper versammelt.

Keiner war freundlicher, heiterer als Reichardt, und hätte das Konzert wirklich mit dem größten Erfolg stattgefunden, er konnte nicht zufriedener erscheinen. Er war, jedermann weiß es, wer ihn kannte, gern gastfreier Wirt und immer einer der Angenehmsten.

Ich hatte manches von Reichardt vernommen, von seinen Verdiensten als Komponist, von seiner Tätigkeit als Schriftsteller und seinen mannigfachen Bekanntschaften. Er hatte, hörte ich, am Hofe, unter den Großen, in den mannigfaltigsten Verhältnissen gelebt, oft, wenn auch nur vorübergehend, bedeutenden Einfluß gehabt, und diesen fast immer mehr für andere als für sich selbst benutzt. Alle Welt kannte ihn. Jeder, den ich traf, war irgendeinmal auf irgendeine Weise mit ihm in Verbindung gewesen. Fast alle Männer von Bedeutung in ganz Deutschland, Männer von der verschiedensten Art, waren zu irgend einer Zeit seine Freunde gewesen; er hatte mit Lavater, wie mit Goethe, in langer vertrauter Verbindung gestanden. In Frankreich hatte er in der Revolutionszeit gelebt und kannte die Häupter derselben. Seine demokratische Gesinnung hatte ihn dem Hofe verdächtig gemacht, und in Giebichenstein, wo er eine Anstellung als Direktor der Königlichen Salinen bei Halle erhielt, lebte er in einer Art von Verbannung: und doch machte er diesen Aufenthalt zum Mittelpunkt einer bedeutenden Gastfreiheit. Man pries die Liebenswürdigkeit seiner Familie. Kein ausgezeichneter Mann in Deutschland kam nach Halle, ohne ihn zu besuchen. Minister, Generäle, ja Prinzen stiegen bei ihm ab. Viele tadelten, andere rühmten ihn. Und jetzt trat mir nun dieser Mann, der schon in seiner frühen Jugend, als ein Kammersekretär von wenigen zwanzig Jahren, nach Grauns Tode durch Friedrichs des Zweiten Wahl zum Kapellmeister ernannt wurde, der alle wissenschaftlichen wie politischen Verhältnisse seiner Zeit mehr berührt als

erkannt hatte, zum zweiten Male entgegen. Er warf mir wieder recht lebhaft vor, daß ich ihn nicht früher aufgesucht hätte. Er habe, versicherte er, sich vergebens nach dem Gasthofe erkundigt, in welchem ich abgestiegen; er würde mich mit bedeutenden und reichen Familien bekannt gemacht haben, und ich hätte in kurzer Zeit die Berliner Geselligkeit kennen gelernt. Mir war nun in meiner damaligen Stimmung gar nichts daran gelegen, ja es war mir lieb, daß es mir vergönnt war, das Leben in Berlin, selbst ungekannt, und mitten in dem Gewühl der Hauptstadt einsam, wie gewöhnlich, aus der Ferne zu betrachten.

Seine Stieftochter und ihr Mann, der damalige Kriegsrat Alberti, saßen mir gegenüber, Tieck, sein Schwager, mit seiner Frau in meiner Nähe. Es geschah nun, daß ich durch ein einseitig hartes Urteil über den Dichter Voß, wenn auch nicht Tieck, so doch den übrigen Teil der Familie verletzte. Er war seit langen Jahren ein Hausfreund derselben. Ich erfuhr nun, wie genau Reichardt in Hamburg und Holstein bekannt war. Seine Frau war die Tochter des Prediger Alberti in Hamburg, des Freundes von Lessing, bekannt durch die Verfolgung des orthodoxen Göze. Reichardt war in Kopenhagen gewesen, kannte die Grafen Bernstorff und Schimmelmann, und so fand ich mich durch diesen allseitig beweglichen Mann in die Mitte früherer vaterländischer Verhältnisse versetzt.

Tieck

Berlin 1799

Tieck erschien als ein schöner schlanker Mann; sein helles Auge voll Glut, seine Gesichtszüge geistreich, seine Urteile kurz und schneidend, sinnvoll und bedeutend. Ich verließ die Gesellschaft, die mich mit so ausgezeichneten Männern in Berührung brachte, sehr befriedigt, obgleich ich durch mein hartes Urteil über Voß

mich wahrscheinlich einer Familie, mit der ich später in so genaue Verbindung treten sollte, nicht empfohlen hatte.

Hardenberg

Freiberg 1799

Die jüngste Tochter [Charpentiers], Julie, schön, weich, mit einem wehmütigen Ausdruck, zog mich vorzüglich an, denn sie war die Braut Hardenbergs (Novalis). Ich sehnte mich nach der Bekanntschaft dieses merkwürdigen originellen Dichters, dessen ätherisch-phantastisches Wesen und tiefe blitzähnliche Äußerungen mir merkwürdig vorkamen und mich anzogen. Eine Familie, in welcher, durch feine Sitte veredelt, so viel geistig Anregendes mir entgegenkam, hatte ich bis jetzt noch nicht kennen gelernt, und eine Aufforderung, in ihrer Mitte zu erscheinen, die oft an uns erging, war uns jedesmal höchst angenehm, denn auch mein Freund Möller wurde gern in dem gastfreien Hause gesehen.

Romantik und katholisches Mittelalter

Freiberg 1799

Es ist bekannt, daß mit der wiedererwachten tieferen Poesie auch die katholische Religion eine eigene und tiefere Bedeutung erhalten hat. Das Mittelalter mit seiner Kraft ward hervorgehoben, und wohl auch höher gestellt, als eine Zeit, die, berufen zu großen mächtigen Taten, diesen gegenüber, selbst ohnmächtig, sich in leeren Abstraktionen verlor, in wenigen oberflächlichen Begriffen, die, an die Stelle eines mächtigen reichen Naturgrundes getreten, Staaten wie Wissenschaften aus sich heraus entwickeln und gestalten sollten. Mir selbst war diese Bewegung der Zeit keinesweges fremd. Auch mir erschien diese Zeit der großen Kämpfe, der herrlichen Gesänge, der tiefen Andacht bewunderungswürdig und neben der Armut der Gegenwart überschwenglich

reich. Besonders wurde die Madonna als die göttliche Frau mit aller Illusion der Dichtkunst verehrt, und nachdem Tieck, August Wilhelm Schlegel und Novalis ihr die poetische Weihe erteilt hatten, sah man alle jungen Dichter vor dem Altare der Madonna knieen. Diese Zeit entwickelte sich zwar in der ganzen Übertreibung erst später, aber sie keimte schon damals, und ich konnte mich wohl in dem Sinne der überschwenglichen Jugend als einen Geweiheten betrachten, dem die Madonna erschienen war; ja ich durfte mir ein Gefühl zuschreiben, welches in seiner Wahrheit und Tiefe mich unwillkürlich überwältigt hatte, während der junge Dichter sich abängstigte und in die Rippen stieß, um einer ihm fremden Empfindung, mühsam für ein Gedicht, ein innerlich erlogenes Leben zu erteilen. Aber eben, weil, was ich erlebt hatte, und die Umstände, unter welchen ich es erlebte, mir vorschwebten, erkannte ich den Inhalt desselben, und ward aufgefordert, es näher zu betrachten. Ich darf behaupten, daß dieses Ereignis eine Krisis bildete. Es war mir völlig klar, daß, was mich überraschte, einen tieferen Grund in meinem ganzen vergangenen Leben hatte. Die Kunst bildete eine dunkle Stelle, von unsichtbaren und mir noch unbekannten Geistern bewohnt. Der Sinn war da, aber es fehlten ihm die Gegenstände, in und mit welchen er, in Tätigkeit gesetzt, sich selber zu fassen vermochte: und nun erwachte er plötzlich, nicht durch den stillen Gang einer ruhigen Entwickelung, sondern durch die besonderen Verhältnisse gewaltsam, ja krampfhaft. Er ward durch den unvorbereitet sich aufdrängenden mächtigen Gegenstand nicht zur geordneten Tätigkeit aufgefordert, vielmehr überwältigt. Da wurde mir nun die Aufgabe, die sich nicht abweisen ließ, dem Inhalte des mir so wichtigen Momentes näher zu treten und ihn zu erwägen. Was er enthielt, ward mir nicht auf einmal klar, aber der tiefe Eindruck verschwand nie ganz, und während ich den Sinn für die

Kunst jetzt und später bei wiederholtem Besuche in Dresden auszubilden suchte, begleitete er mich jedesmal, und selbst in diesem Sinne kann ich sagen, daß mir die Madonna erschienen sei.

Klassisch und Romantisch

Indessen wuchs der Umfang der neuen Richtung, die sich nach allen Seiten ausbreitete und alle Momente der Wissenschaften wie der Poesie in Anspruch nahm. Der Unterschied zwischen der antiken und modernen, zwischen der klassischen und romantischen Zeit, der immer entschiedener bei Beurteilung der Werke der alten und neuen Zeit zugrunde gelegt wurde, der in unseren Tagen selbst eine europäische Bedeutung erhalten hat, wie er durch Friedrich Schlegel in seiner Schrift „die Poesie der Griechen und Römer" zuerst umfangsreich und bedeutend ausgesprochen wurde, ward immer herrschender, und fing an, sich als eine geschichtliche Anschauung auszubilden. In dieser Unterscheidung zweier großen geschichtlichen Epochen, in dem Sinne für die Eigentümlichkeit beider lag ein Reichtum von Anschauungen und damit gegebenen Bestimmungen, die seit der Zeit klarer oder dunkler sich, man möchte sagen, bei einem jeden, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigte, zu entwickeln anfingen. Für mich konzentrierte sich dieser Unterschied gleich anfänglich durch den überwiegenden Moment der Persönlichkeit als solcher, in der modernen Poesie, und wichtig für meine innere Gesinnung ward schon damals diese Ansicht dadurch, daß ich sie als eine Folge des Christentums betrachtete, daß der Grund gelegt wurde zu einer Betrachtungsweise der Geschichte, die bestimmt war, mein ganzes Leben in Anspruch zu nehmen, und ihren Einfluß auch auf die Art, wie ich die Natur auffaßte, zu äußern.

Sie mußte um desto erfolgreicher erscheinen, je lebendiger das Interesse für die Poesie des Mittelalters wuchs, je weiter sie zurückging. Zu den großen Verdiensten, die sich Tieck erworben hat, gehört nun auch dieses, daß er es vorzüglich war, der die allgemeine Aufmerksamkeit der Zeit auf die Dichterwerke der ältesten germanischen Vergangenheit hinlenkte. Es ist bekannt, welches große Aufsehen Goethes Abhandlung „über deutsche Art und Kunst" erregte, indem er den Straßburger Münster zuerst von dem verdeckenden Schutt, der ihn für das verblendete Auge verbarg, befreite und dem besseren erwachten Sinne vorführte. Dieser Aufsatz und Götz von Berlichingen hatten freilich zuerst das Geschlecht aus der beschränkten Selbstgenügsamkeit herausgerissen, und nach einer Welt tiefsinniger Kunst und mächtiger persönlicher Kraft einer vergangenen Zeit, die man gering schätzen zu können und für immer beseitigt glaubte, auf eine nie mehr abzuweisende Art hingelenkt. Aber dieser Versuch stand noch immer vereinzelt da, als ein Fremdes, mit welchem man nichts anzufangen wußte. Seit Bodmer hatte man das Nibelungen-Lied und wohl auch andere Werke der ältesten deutschen Poesie zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen gemacht, aber ein allgemeineres geistiges Interesse ward dadurch nicht erweckt und der lebendige Sinn für diese Dichtungen nicht aufgeschlossen. Mit Tieck war ich noch nicht in genauere persönliche Verbindung getreten; über diesen Gegenstand hatte er sich noch nicht öffentlich vernehmen lassen; aber dennoch ging von ihm schon damals, von seinen lehrreichen persönlichen Mitteilungen das lebhafte Interesse aus, welches immer mächtiger um sich griff. Ich hörte nun von einer alten mächtigen Dichtkunst reden, von einem Epos, dessen hohe tragische Bedeutung und künstlerischer Wert sich neben die

Produkte der klassischen Zeit stellen dürfe; ich hörte von Parcival reden und von den tiefen religiösen Mysterien, die im Titurel verborgen lägen. Mir war seltsam zumute, als diese mir so unbekannte Welt mir entgegentrat, als ich vernahm, daß die ältesten und bedeutendsten Klänge germanischer Dichtkunst nach meinem Vaterlande hinwiesen und ihre Verwandtschaft mit den alten skandinavischen Götter- und Heldensagen nicht verleugnen könnten. Was ich erfuhr, war freilich nur fragmentarisch. In einer ganz anderen Richtung mit Anstrengung beschäftigt, stand diese Welt mir noch fern, aber sie näherte sich mir, wenn auch nur aus der Ferne. Es war ein Ereignis, welches aus dem Leben um mich her hervortrat, den Gesichtskreis des ganzen geistigen Daseins erweiterte, und was ich, wenn auch nur gesprächsweise und durch jugendliche Mitgenossen unvollständig genug erfuhr, lag wie ein reicher Schatz vor mir, der in irgend einer Zukunft gewonnen werden sollte, und auch jetzt unvermeidlich einen großen Einfluß auf die Gegenstände ausübte, die ich mit aller Kraft geistig zu beherrschen suchte, ohne daß sie, selbst in der größten Einzelheit behandelt, mich aus der allgemeinen Einheit des ganzen Daseins herauszureißen vermochten.

Opposition gegen den neuen Geist

Und während nun so Poesie und Kunst immer reicher und mächtiger sich an mich herandrängten, während selbst Bonapartes Rückkunft aus Ägypten, sein Sieg bei Marengo, seine Macht, die sich in Paris immer mehr ausbildete, in der lebendigen Gegenwart mir eine gewaltige Persönlichkeit nahe rückte, die aus der verworrenen Gährung der Zeit, den merkwürdigsten, den mächtigsten der Vergangenheit vergleichbar, sich hervorhob, erlebte ich auch in dem engen Kreise des geistigen Bündnisses manches, was mich tief bewegte. Es ward mir immer klarer, daß ein innerer Zwiespalt die

Männer trennte, die ursprünglich so eng verbunden waren. Ja diese Trennung leuchtete mir am klarsten ein in der Zeit, wo man das Bündnis nach außen noch als ein festes betrachten konnte.

Die Opposition in allen Richtungen ward immer heftiger. Der gute alte Nicolai, der die Redaktion der allgemeinen deutschen Bibliothek aufgegeben hatte, glaubte sie jetzt wieder übernehmen zu müssen. Er wagte es, mit den alten verrosteten Waffen den gefährlichen Kampfplatz zu betreten. Fichte schleuderte ihn durch die Schrift, die den Namen des Gegners trug, schonungslos beiseite. Der Livländer Merkel glaubte sich als Kämpfer berufen, den gemeinen Menschenverstand und die Prosa des Lebens gegen die Philosophie und Poesie verteidigen, ja retten zu müssen. Zuerst in den berüchtigten Frauenzimmer-Briefen, dann in einer Zeitschrift „der Freimütige", die damals in Berlin, von Merkel und Kotzebue herausgegeben, erschien, ward dieser Feldzug eröffnet. Es ist ein eigenes Gefühl, die Polemik einer vergangenen Zeit und die Waffen, mit welchen der fortschreitende Geist zurückgewiesen ward, zu betrachten. Ich habe mich nicht sonderlich um diese Polemik bekümmert, aber wenn mir zufällig ein Blatt in die Hände fiel, war mir die unglaubliche Naivetät der Äußerungen in hohem Grade überraschend.

Merkel

Ich erinnere mich, daß Merkel einmal dartun wollte, wie doch Schiller ein viel bedeutenderer Dichter wäre als Goethe. Die Poesie des letzteren schien ihm gar zu kühn, zu mystisch, ja sinnlos. Um nun dieses zu beweisen, stellte er den Grundsatz auf: die Poesie müsse sich in Prosa auflösen lassen, und dennoch ihre ganze Bedeutung behalten. Diese Probe sollten nun Goethe und Schiller bestehen. Eine Stelle aus Goethes Braut von Korinth ward mit einem Fragment aus irgend einem Gedicht von Schiller

zusammengestellt. Es gelang nun wirklich, das Schillersche Gedicht, ohne daß es irgend etwas verloren zu haben schien, in die allerverständlichste Prosa aufzulösen. Wenn man es so las, begriff man in der Tat nicht, warum es nicht ursprünglich so geschrieben wäre, und warum Schiller sich die überflüssige Mühe gegeben hatte, die beschwerliche dichterische Form zu wählen. Mit Goethe wollte nun derselbe Versuch durchaus nicht gelingen. Merkel hatte freilich eine unglückliche Stelle des schlafenden Homers aus den Schillerschen Gedichten gewählt, und so gelang es ihm, den Dichter, den er heben wollte, in seinem nackten Prosaismus zu ertappen und seinen Lesern zur Schau zu stellen. Dergleichen Naivitäten waren sehr häufig, und dennoch konnte Merkel sein Blatt mit Vorteil fortsetzen und fand nicht geringen Beifall. Er ward indes auch verspottet. Unter den Spottgedichten erinnere ich mich eines Trioletts von A. W. Schlegel, als jener diese dichterische Form mit der der Terzinen verwechselte, und dann des folgenden Gedichtes. Ich weiß nicht, ob es irgendwo gedruckt ist.

> Ein Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
> Ein Samojede für die Samojeden —
> Du möchtest gern Vernunft und Freiheit reden,
> Doch ist dein eigen Geist leibeigen blieben.
> Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen —
> Kamst du nur darum von den freien Letten,
> Um in dem Dreck der Menschheit 'rum zu patschen?
> Rück kehr' ins Vaterland, um dort zu ferkeln —
> Journale! fürchtet Merkeln —
> Merklich übt er verkleinernde Natur —
> Schon ward — Merkur durch ihn zum Merkel nur.

Ihn ernsthaft anzugreifen war nicht allein überflüssig, sondern auch unmöglich. Merkel war durch seine platte Gemeinheit gegen jeden Angriff geschützt.

Kotzebue

Ein anderer ihm verbündeter Gegner war bekanntlich Kotzebue. Er schrieb „den hyperboräischen Esel", der gegen das Athenäum und besonders gegen Friedrich Schlegel gerichtet war. Dieses Drama ward in Leipzig, und wenn ich nicht irre, auch in Berlin aufgeführt. Friedrich Schlegel, der eben durch Leipzig reiste, war selbst gegenwärtig. Seine bedeutende Persönlichkeit und die Ruhe, mit welcher er dasaß, imponierten den Zuschauern, und man kann sagen, er vernichtete die Absicht seiner Gegner durch seine bloße Gegenwart. Daß dieses Attentat der plattesten Gemeinheit gegen eine bedeutende literarische Persönlichkeit eine strenge Rüge verdiente, ist wohl unleugbar. Aber Kotzebues „hyperboräischer Esel" wäre wohl längst vergessen, wenn er nicht zu einem Gedichte Anlaß gegeben hätte, welches in seiner Art auf jeden Fall zu den bedeutendsten, die in der deutschen Literatur erschienen sind, gerechnet werden muß. Es war die bekannte „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue". Es gibt weder vor- noch nachher irgend ein Gedicht dieser Art, welches sich mit diesem messen kann. Die Variationen desselben scheinbar unbedeutenden Themas sind so mannigfaltig, in jeder Wendung reich, neu und überraschend, daß eben deswegen der Inhalt sich unauslöschlich einprägt; und obgleich es in dem Strudel einer verworrenen literarischen Gärung untergegangen und vergessen zu sein scheint, und vielleicht noch einige Zeit vergehen wird, ehe es in seiner geschichtlichen Objektivität hervorgehoben und geschätzt wird, so bleibt es doch auch jetzt noch denen, die das Erscheinen des Gedichtes erlebten, unvergeßlich.

Es machte, als es herauskam, einen unbeschreiblichen Eindruck. Die Jugend jauchzte: aber auch die Gegner, auch Kotzebue hatten

einen Vorteil auf ihrer Seite, den sie zu benutzen wußten. Kotzebue war aus irgend einem Grunde, der mir jetzt entfallen ist, während seines Aufenthaltes in Riga aufgehoben und nach Sibirien geschleppt worden. Zwar trat eine so mächtige Verwendung für ihn ein, daß er bald wieder zurückgebracht wurde und Rußland verlassen durfte, aber dieses Ereignis war, wie drohend und gefährlich auch seine Gefangenschaft zu sein schien, ihm sehr vorteilhaft. Sein Unglück traf zu einer Zeit ein, die mit der Verfertigung des Spottgedichtes wenigstens als gleichzeitig betrachtet werden durfte. Man suchte darzutun, daß Schlegel eben diese Zeit gewählt hatte, um seinen Gegner so schonungslos und grausam zu vernichten; umsomehr als eben die sibirische Gefangenschaft den Hauptinhalt des Spottgedichtes ausmachte. Freilich beweist das Gedicht wohl, daß die Erlösung Kotzebues aus seiner Gefangenschaft von dem Verfasser erwartet wurde, aber das zu Hülfe gerufene sittliche Gefühl schwächte in der Tat den Eindruck, den das Gedicht sonst unvermeidlich hätte machen müssen. Kotzebues Einfluß auf das Publikum durch das Theater war groß und entscheidend. Der schwächliche sinnliche Reiz einer vorübergehenden Rührung, an die Stelle der echten Sittlichkeit gesetzt, wie sie mit allem Gemeinen und Niedrigen vermischt war, gefiel der Masse der höheren und niederen Stände gar zu wohl. Die Welt, aus welcher der Angriff gegen eine solche Armseligkeit hervorging, erschien dem Volke eine frevelhafte. Es gehörte Kühnheit dazu, Kotzebue anzugreifen, und das triumphierende Gefühl des Sieges, welches sich unter solchen Verhältnissen in dem Spottgedichte ausspricht, und mit dem durch die Masse unterstützten Gegner ein leichtes unbefangenes Spiel treibt, gehört nicht zu den geringsten Vorzügen des Gedichtes. Bot doch der preußische Minister von Massow Kotzebue eine bedeutende Pension an; er sollte ohne irgend eine Art von Verpflichtung

diese Pension genießen und die Hauptstadt durch seinen Aufenthalt ehren.

Indessen ließen es die Angegriffenen auch nicht an Tätigkeit fehlen. Männer, wie Eschenmayer, Windischmann, Röschlaub, Marcus, Frank in Wien, erklärten sich entschieden für die Naturphilosophie und lieferten Aufsätze für die Zeitschrift, welche Schelling herausgab. Das Athenäum ward fortgesetzt. Die Charakteristiken und Kritiken enthielten gründliche Beurteilungen bedeutender Männer. Besonders war die schneidende Kritik von Jacobis Woldemar und Allwills Briefsammlung durch Fr. Schlegel geeignet, ein großes Aufsehen zu machen. Es sei, sagte Goethe, diese Kritik mit eisernen Griffeln in Metalltafeln eingeschrieben.

Tieck

Ich lernte jetzt erst Tiecks Originalität genauer kennen. Ich las seinen Abdallah und William Lowell. Die finstere Ansicht des Lebens, die in diesen beiden Schriften herrscht, zog mich wechselweise an und stieß mich zurück. Obgleich die letzte Schrift besonders die steigende Verwirrung eines immer mehr in sich zerrissenen Gemütes mit ermüdender Breite darstellt, so überraschte mich dennoch die Naturtiefe des Schmerzes, die hier laut ward und in immer wechselnden Variationen einen nächtlichen Abgrund des Daseins schaudervoll eröffnete. Und diese Schriften verfaßte Tieck, als er zweiundzwanzig Jahr alt war. Es war eine neue tragische Gestalt, die hier zum erstenmal hervortrat und in immer erneuerter Darstellung seitdem die Poesie bis in unseren Tagen beherrscht hat. Die schmerzhaften Töne, die durch Tieck aus den dunkelsten Tiefen des Gemütes hervorbrachen, hat keiner wie er anzuschlagen gewußt. In Golo in Tiecks Genoveva erkannte ich Abdallah und William Lowell wieder. Durch Hoffmann ward

diese Gestalt schon verzerrt; das Barocke trat an die Stelle des wahren Schmerzes; diese Verzerrung wanderte über die Grenze nach Frankreich und bildete sich dort durch Dichter, die sich Romantiker nannten und in neueren Zeiten mehrere Jahre hindurch von da aus wiederum nach Deutschland zurückwirkten, zur wahren abschreckenden Karikatur aus. Ich erkannte es wohl, daß in der inneren Verfinsterung des Gemütes, wie sie von Tieck aufgefaßt wurde, eine Art Natur-Fatalismus vorherrscht: aber die leicht bewegliche phantastische Art, mit welcher er sein Thema behandelte, verbarg wenigstens die unüberwindliche Natur-Bestimmtheit, die in den späteren Darstellungen das Prinzip der sittlichen Freiheit vernichtete. Man sah, wie diese tragischen Personen sich einem träumerischen Wahne, der sie verlockte, willenlos hingaben. Besonders ergriff mich das Märchen von Tieck „der blonde Ekbert". Eine Zaubermusik scheint diese leicht beflügelte Darstellung melodisch lockend zu begleiten, bis sie, in Wahnsinn verkehrt, verklingt. Ich kann es nicht leugnen, daß diese Richtung der Tieckschen Poesie ein fast gefährlicher Moment meines Daseins geworden ist und doch zugleich mehr als irgend eine andere dazu gedient hat, mich vor der Tiefe der menschlichen sittlichen Verirrung warnend abzuschrecken. Tage und Nächte verlebte ich, von grauenhaften Träumen verfolgt. Ich habe es nie dahin gebracht, was auf eine solche Weise mit fast frevelhaftem Grauen in das Innerste des Gemütes hineinwühlte, wie später Tiecks Liebeszauber, mit künstlerischer Gleichgültigkeit und ruhiger Objektivität betrachten zu können. Denn eine ähnliche dunkle Verlockung ruhte in meinem Innersten, und die dämonischen Kräfte, die sich hinter Übermut und Leichtsinn verbargen, traten lockend hervor, waren nur durch anstrengende wiederholte Arbeit zu verscheuchen. Meine glückliche Natur überwand freilich solche Momente, und eine Neigung, geistigen, ja systematischen Zusammen-

hang in meine Ansicht hineinzubilden, erwachte nach solchen trüben und träumerischen Stimmungen nur um desto stärker und frischer.

„Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde"

Freiberg 1799

In Freiberg nun wurden die „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" ausgearbeitet.

Was ich in dieser Schrift zu entwickeln suchte, bildete das Grundthema meines ganzen Lebens. Es lagen in ihr dunkle Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit, aus den träumerischen Beschäftigungen meiner Jugend, die durch einen überwiegend sinnlich reflektierenden Moment gewaltsam zurückgedrängt wurden, verborgen. Es verband sich mit diesen die Gewalt der Einheit des Daseins in allen seinen Richtungen, die mich, als ich Spinoza kennen lernte, für immer an sich riß. Am tiefsten aber ergriff mich die Hoffnung, die immer stärker ward, die Elemente der Physik selber für eine höhere geistige Bedeutung zu gewinnen. Und diese letzte Epoche meines Daseins verdankte ich Schelling. Aber ich konnte mich nicht mit den bloßen abstrakten Gedanken beschäftigen. Von meiner frühesten Kindheit an sprach mich die Natur selber als ein Lebendiges an. Sie schloß das Geheimnis eines tiefen Denkprozesses in sich. Sie mußte aussprechen, nicht bloß was der Urheber der Natur dachte, auch was er mit dem Denken wollte. Durch Spinoza war es mir klar geworden, daß nur Er eine Geltung hätte. Auch Schelling hatte Gott absolut, real an die Spitze der Philosophie gestellt. Ich fragte die empirische Wissenschaft, wie sie vor mir lag. Ihre Facta sollten Tatsachen werden, und ich wünschte zu erfahren, ob diese vielfältigen Sachen, die als solche, seit meiner Kindheit, einen geheimen Zauber über mich ausgeübt hatten, wirklich die verbor-

genste göttliche Tat zu enthalten vermöchten. Das war die Hoffnung, die mich leitete, die ich nie aufgab. Ich verdankte Schelling viel, ja alles; aber dennoch ist es mir klar, daß durch meine Beiträge ein neues Element in die Naturphilosophie hineinkam. Auch dieses verdankte ich einem anderen Lehrer, Werner nämlich. Wenn Schelling mir den Grundtypus, der als das Bleibende, also als eine durch Konstruktion in sich gesicherte Denk-Bestimmung das ganze Dasein umfaßte, gegeben hat: so entstand durch Werner in mir die Hoffnung, diesen bleibenden Grundtypus selbst als das Element einer Bewegung, die etwas Höheres, nämlich einen Willen, eine Absicht enthüllte, zu erkennen und darzustellen. Das ganze Dasein sollte Geschichte werden, ich nannte sie die innere Naturgeschichte der Erde. Es war nicht bloß von jenem Einflusse der Naturgegenstände auf menschliche Begebenheiten, durch welche sie, wie Schelling äußerte, einen echt geschichtlichen Charakter annahmen, die Rede; der Mensch selbst sollte ganz und gar ein Produkt der Natur-Entwickelung sein. Nur dadurch, daß er als ein solches nicht bloß teilweise, sondern ganz hervortrat, konnte die Natur ihr innerstes Mysterium in dem Menschen konzentrieren. Mir ward er immer klarer, daß die Naturwissenschaft selbst, wie sie ein durchaus neues Element in die Geschichte hineingebracht hatte, durch welches unsere Zeit sich von der ganzen Vergangenheit unterschied, die wichtigste aller Wissenschaften, die Grundlage der ganzen geistigen Zukunft des Geschlechts werden müßte. Die Geschichte selbst mußte ganz Natur werden, wenn sie mit der Natur, d. h. in allen Richtungen ihres Daseins sich als Geschichte behaupten wollte. Ich ging mit dem mehr künstlerisch instinktartigen Mute der Jugend, als mit kühle Besonnenheit ans Werk, und dennoch suchte ich mich so angestrengt wie möglich zusammenzufassen. Die Erfahrungen der Naturwissenschaft selbst, das war die Absicht der Schrift, sollten

ihren höheren Sinn, die geistige Bedeutung, die in ihnen schlummerte, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte der Einheit zusammenzufassen wagte, teils aussprechen, teils für die Zukunft andeuten. Diese Methode, nicht bloß einzelne Erscheinungen in der Einheit partikulärer Hypothesen, sondern alle Erscheinungen des Lebens in der Einheit der Natur und Geschichte zu verbinden, und aus diesem Standpunkte der Einheit beider die Spuren einer göttlichen Absichtlichkeit in der großartigen Entwickelung des Alls zu verfolgen, war die offenbare Absicht dieser Schrift.

Es war wenigstens in Deutschland ein Bedürfnis geworden, die Naturwissenschaft lebendiger aufzufassen. Es trat — angeregt durch Schellings scharfen Blick, der die mächtigsten Geister, die, seit Griechenland unterging, geschlummert hatten, wieder erweckte — fast gewaltsam hervor. Ich darf es sagen, ich kann mich auf die gesamten literarischen Äußerungen der damaligen Zeit berufen: meine Schrift machte einen bedeutenden Eindruck. Man konnte es mir nicht absprechen, daß ich mit dem Zustande der Naturwissenschaft, wie er damals vorlag, bekannt war. Die Hoffnung, daß die Strenge der Beobachtung nicht bloß ein knechtisch Bindendes für den Geist bleiben sollte, sondern auch, wie dem frei sich selber bestimmenden Geiste verwandt, ihn in seiner höheren Entwickelung fördern würde, durchdrang die Jugend nicht allein, übte auch eine Gewalt über erfahrene Naturforscher aus.

Bei Schelling in Weimar

Von Freiberg aus 1799

Ich fand Schelling in Weimar. Er wohnte bei Goethe und hielt sich damals, irre ich nicht, fast einen Monat bei ihm auf. In Jena hatte sich manches anders gestaltet. Die Trennung der früher Verbündeten fing an sich zu regen; besonders ward Schelling den übrigen immer mehr entfremdet. Und zum ersten-

mal ward mir hier ein feindseliges, entfremdetes Verhältnis klar, wie es mein ganzes Leben hindurch mich verfolgt hat.

Sehen und Hören. Das Denken als Natur

Daß die Natur uns nicht bloß trägt, pflegt, sondern auch innerlich durchdringt, daß ein jeder Moment des Daseins von ihr beherrscht wird, selbst der höchste, reinste, mächtigste, der durch die vorzüglichsten Menschen in den glücklichsten Stunden in Tätigkeit gesetzt wird und dann die Geschichte zu beherrschen scheint, müssen wir uns wohl zugestehen; denn das innerste Bewußtsein dringt uns die Überzeugung auf. Frühere Jahrhunderte reflektierten nicht darüber, sie gaben sich dem Naturgefühle ganz und unbedingt hin. Das Ringen mit der Natur war ein Kampf derselben mit sich selber. Alles wuchs aus sich hervor, gestaltete sich in und mit ihr, und selbst Platos Ideen, wie Aristoteles' Reflektionen, waren in dieser Rücksicht ganz und durchaus großartige Naturerzeugnisse.

Da ging es mir plötzlich auf, wie das Geschlecht zwei Naturerscheinungen, die freilich, wie sie sich gestalten, das ganze Dasein zu umfassen vermögen, so seltsam aufzufassen und ihnen eine tiefere Bedeutung zu geben vermag, das Sehen nämlich und das Hören. Das Gesicht, sagte ich mir, besitzt alles, es ist die Unmittelbarkeit selber. Daher, wo die Seele geistig tätig ist im Sehen, da gestaltet sich alles, es ist das Organ der Kunst und Poesie. Das Sehen erhebt sich zum Schauen, und die sich selbst ergreifende Poesie ist die Anschauung der Philosophie. Der geistig angeregte Mensch nimmt das Wahre als ein Gegebenes, Geschenktes durch die Wahrnehmung; er ist frei, denn er bewegt sich nicht unter dieser oder jener sinnlichen Bedingung, die gebunden ist und gefesselt durch andere Bedingungen, sondern mit dem Ganzen. Die Natur ist sein gegliedertes Organ. Er be-

wegt es, wie seine Seele den Leib: aber sich von ihm loszureißen vermag er nicht. Zwar er kennt sie nicht, diese Natur, in und mit welcher er lebt und schauend denkt. Die unendlich mannigfaltigen Prozesse des Lebens verbergen sich ihm vielmehr desto entschiedener, je freier er sich der Anschauung hingibt. Aber dennoch besitzt er sie, wie sie ihn besitzen, und zwar desto entschiedener, je vollkommener seine Hingebung ist.

Der Mensch hört. Das Gehör will erringen, was das Gesicht unvermittelt hinnimmt. Wurzelt es etwa weniger in der Natur als das Gesicht? Der Mensch hört nicht bloß, was laut wird, er hört sich selber, wenn er denkt. Das Genommene entsteht als Produkt eigener Tätigkeit, und um auszudrücken, was diese innere Tat zu erzeugen sucht, sagen wir, der Mensch vernimmt. Hat diese Vernehmung etwa weniger einen Naturgrund, als die Wahrnehmung? Hat jene nicht einen Leib, wie diese? Ist der Gehalt nicht in der Sprache gestaltet, wie die Gestalt des Leibes gehaltvoll? Sind die Sprachen nicht Naturerzeugnisse mannigfaltiger Art? ja sinnlich sind sie, ganz und durchaus, wie die Gestalten, die uns umgeben. Ich sah immer deutlicher ein, daß ein Schwanken, eine Unsicherheit im Erkennen, ja Widerstreit und Mißverständnisse mancherlei Art dadurch entstanden, daß man den tiefen Grund der Sinnlichkeit einseitig in der Anschauung suchte, wo der Geist uns eben am nächsten ist, uns mit bewußtloser Sicherheit bewegt; daß dahingegen dieser sinnliche Grund, wie er im laut gewordenen oder stillen Denken in und mit der Sprache sich gestaltet, verkannt wird. Was bringt doch, fragte ich mich, die Menschen dazu, das Sprechen, welches sich von den sinnlichen Bedingungen der Sprachen so wenig loszureißen vermag, wie die Seele von ihrem Leibe, für ein freieres anzusehen, als das geistige Sehen? Erwirbt doch jenes selbst in seinen höchsten Momenten nur, was dieses schon besitzt. Ja ist doch

das, was es erwirbt, an diesen Besitz mit innerer Notwendigkeit gebunden.

Der Kampf gegen die Erfahrung war eben in seiner höchsten Blüte. In einem Moment, in welchem mir alles Erfahrung geworden war, damit die Sinnlichkeit durchbrochen würde, das war mir klar, müßte man in und mit ihr frei sein. Mit der Natur vermögen wir alles, ohne sie nichts. Damit das Vernehmen einen Inhalt hat, muß es ganz Wahrnehmung werden, und die völlige Hingebung erwirbt uns allein die Freiheit. Wenn wir die eigene Tätigkeit unbedingt als eine Naturtätigkeit betrachten, ergibt sich uns die Natur.

Seltsam erschien es mir, wenn ich erwog, wie das Geschlecht, welches dieses Geständnis, sogar mit einer beschränkten Einseitigkeit, die mir verhaßt war, seit Jahrhunderten abgelegt hatte, es nun ebenso einseitig durch die Philosophie unterdrücken wollte. Die Naturwissenschaft war seit zwei, jetzt abgeschlossenen Jahrhunderten in der Art, wie sie sich seit Keppler ausgebildet hatte, die eigentümlichste der ganzen Geschichte, diejenige, durch welche offenbar die neuere Zeit sich von der älteren schied. Sie hatte die phantastischen Träume einer früheren Zeit, Aberglauben, wie Hexenprozesse vertrieben; die ganze Zivilisation der Völker gründete sich auf sie. — Etwa dadurch, daß das Denken die Natur beherrschte? Geschah es nicht vielmehr, indem man sich den erkannten Gesetzen hingab? Wurden nicht die Völker geistig freier, eben indem sie immer entschiedener sich der Gesetzmäßigkeit der Natur unterwarfen? Durch die strenge Zucht des Naturmechanismus bildete sich das Geschlecht, wenn auch mit schmerzhafter, geistiger Entsagung, für eine höhere Stufe aus. Allerdings entfloh die Poesie, und die früheren lebendigen Töne der Sprache, wie sie bewußtlos, aber frisch und frei aus einer inneren, in sich sicheren Natur herausklangen, zerfielen in ihren rohesten Ele-

menten. Ich erschrak fast, wenn ich sah, wie die Gedanken in einem ungelenken Stoffe im siebzehnten Jahrhundert sich bewegten, wie die Worte, an der Stelle eines inneren Verständnisses, mit dem äußeren Widerstande rangen und sich wie mechanisch, wechselseitig, knarrend aneinander abrieben. Je mühsamer das Verständnis sich abarbeitete, desto mehr schien der Sinn, den man ausdrücken wollte, verstümmelt zu werden. Nur wo man allem Höheren freiwillig entsagte und sich der strengen Zucht sinnlicher Verhältnisse völlig hingab, herrschte die mathematische Klarheit und Bestimmtheit vor. Wenn wir nun aber die Natur lebendig auffassen, wenn die Sprache mit dieser Auffassung selbst lebendiger wird und ihre ursprüngliche Freiheit wieder gewinnt, ist sie dann etwa der Natur entronnen? Ist dieses Leben nicht ganz und gar ein Naturleben? Ist sie es nicht, die sich selber ergreift, jetzt organisch, wie früher mechanisch? Ich konnte der Natur nie entsagen, ich war mit ihr erwachsen, ich gehörte ihr zu, und wenn sie sich zu Gedanken in mir steigerte, fühlte ich mich frei.

Das war es, was mich zu Schelling hinzog. Es war, bis es zur Religiosität heranreifte, das spinozistische Element in mir. Das ganze Dasein bewegte sich in allen seinen Momenten zugleich. Ich vermochte nicht, einen Teil desselben als ein von dem Bewußtsein Ausgeschiedenes zu betrachten, welches erst durch ein abstraktes Denken seine Bedeutung erhalten sollte. Das Gesonderte der Betrachtung, noch so scharf festgehalten, durfte seiner Beziehung auf das Ganze nie entsagen. Jetzt sah ich es nun ein, wie das Athenäum eben von einer solchen Ausscheidung des ganzen Daseins, von einer Trennung von der Natur, mit Fichte ausgegangen war. Fichte und Goethe bildeten die Wendepunkte der ganzen Ansicht der Gebrüder Schlegel, die Natur und Goethe den Wendepunkt der Schellingschen. So mächtig wirkte die in

sich klare Persönlichkeit des letzteren, daß er beiden gemeinschaftlich war, nur daß der eine ihn an die leere Tat eines Ichs, der andere an die Urtat des Alls anzuknüpfen vermeinte.

Bei Friedrich Schlegel in Jena

Von Freiberg aus 1799

Ich lernte bei meinem Besuch in Jena Friedrich Schlegel kennen, der sich bei seinem Bruder aufhielt. Er war in jeder Rücksicht ein merkwürdiger Mann, schlank gebaut, seine Gesichtszüge regelmäßig schön und im höchsten Grade geistreich. Er hatte in seinem Äußeren etwas Ruhiges, fast Phlegmatisches. Wenn er tief sinnend in seinem Stuhle saß und einen Gedanken ausspann, pflegte er mit dem Daumen und Zeigefinger die Stirne zu umfassen, bewegte diese beiden Finger langsam gegeneinander, bis zwischen die Augen, dann ebenso langsam über die schöne, zierlich geformte Nase, endlich, je tiefer er in die Entwickelung des Gedankens fortschritt, die genannten Finger, jetzt vereinigt, über die Nasenspitze heraus, in einer langen geraden Linie in der Luft. Er sprach dabei langsam und bedächtig und konnte mich manchmal zur Verzweiflung bringen. Wenn ich nun mit Lebhaftigkeit auf und nieder schreitend seinen Gedankengang unterbrach, so blieb er ruhig sitzen. Später hat Tieck eine Karikatur entworfen, wo Schlegel tief sinnend, die Finger in der Luft vor der Nase gehalten, vor sich hinschauend dasitzt, während ich Hände und Füße heftig bewegend, die Nase in die Luft erhebe. Ich schloß mich bald sehr innig an Friedrich Schlegel an, obgleich ich jetzt schon fühlte, daß unsere Ansichten im Innersten verschieden waren, und doch vergaß ich es jeden Augenblick; denn es ist höchst merkwürdig, wie man in den abgeleiteten Resultaten, von den entgegengesetztesten Prinzipien ausgehend, zusammentreffen kann. Fr. Schlegel lebte ganz in der Geschichte. Die

Natur war ihm völlig fremd, selbst der Sinn für schöne Gegenden schien den beiden Brüdern zu fehlen. Solche Beschränktheiten selbst der ausgezeichnetsten Männer hatten für mich von jeher etwas Auffallendes, ja Rätselhaftes. So fehlte Lessing wie W. von Humboldt bekanntlich der Sinn für Musik ganz und gar.

Witz und Scharfsinn. Ironie

Es gab nicht leicht einen Menschen, der so anregend durch seine Persönlichkeit zu wirken vermochte, wie Fr. Schlegel. Er faßte einen jeden Gegenstand, der ihm mitgeteilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weise auf. So konnte er zwar auch mit Leichtigkeit auf meine naturphilosophischen Ideen eingehen, aber alle seine Schriften beweisen, daß er von einer lebendigen Naturansicht nicht produktiv auszugehen vermochte. Sein Witz war unerschöpflich und treffend. Auch gehörte er zu denen, die den Witz zu schätzen wissen. In dieser Rücksicht war ihm Chamfort sogar bedeutend. Mit Schlegel fühlte ich mich schon lange gequält durch den bestimmten Zyklus von Anekdoten, die in der Gesellschaft zu zirkulieren pflegen. Es gibt gewisse, sonst sogar geistreiche und vorzügliche Menschen, die sich verpflichtet fühlen, diesen, wie es scheint, in sich stehen gebliebenen Kreis von Einfällen in einer jeden Gesellschaft durchzulaufen. Diese Männer haben sich in der Erzählung derselben eine gewisse Breite angewöhnt, eine unselige Ausführlichkeit, die dazu dienen soll, den Einfall, mit welchem die Erzählung schließt, schneidend hervorzuheben und pikant zu machen. Wer in der Gesellschaft einige Zeit gelebt hat, kennt diese Einfälle alle, und sie waren in der Tat in Deutschland im ganzen genommen dieselben, die ich in meinem Vaterlande zum Überdruß wiederholen hörte. Ich besitze die Fähigkeit, mir solche Einfälle aus der Erinnerung zu reproduzieren, durchaus nicht; aber sowie ein solcher Anekdotenerzähler

nur anfing, kannte ich den Schluß und erwartete ihn jederzeit mit steigender Ungeduld. Das Ärgste dabei war, daß schon der Ton des Erzählers mir die ganze Menge der wohlbekannten Witze, die nun folgen sollten, vorführte. Selten fand ich mich in dieser Erwartung getäuscht. Ich habe diese Art der geselligen Unterhaltung besonders in Berlin vorherrschend gefunden. Sie stellt sich als eine stehende neben das Kartenspiel und war mir zuwider wie dieses. Nicht etwa die Anekdoten an sich, die wohl meistens ihren Wert hatten, nur die Bewegung in demselben Kreise, daß ein gewisser Zyklus stehen geblieben war und eine Anzahl gnomischer Massen bildete, ja eine geistlose Erstarrung hervorrief, wo eine geistige Beweglichkeit gefordert wird, war mir unangenehm, ja konnte mich in meiner reizbaren Jugend völlig verstimmen. Überhaupt ist das Schicksal der geselligen Witze seltsam und auffallend: die bedeutendsten treffen selten ein lebendig auffassendes Ohr; ja wo überlieferte Einfälle stabil geworden sind, scheint man an diese zu glauben, wie an die Wunder einer vergangenen Zeit, und die Überzeugung festzuhalten, daß ein geistreicher Einfall, der eben in der Entstehung begriffen, durchaus nicht verdient, wiederholt zu werden. Nichts hängt so sehr vom Glück ab, als der Witz. Nicht allein, daß er überhaupt gelingt, ist ein Glück; der gelungenste muß unter ganz besonderen, begünstigenden Umständen geboren werden, sonst stirbt er in der Geburt. Ein starr zeremonielles Hofleben, in welchem er bei der herrschenden Langeweile wie ein Blitz einschlägt, dient besonders dazu, ihn Wurzel fassen zu lassen; daher die Menge der Anekdoten, die am Hofe Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten entstanden, sich vor allen erhalten haben. Ein geistreicher König ist in dieser Rücksicht besonders glücklich. Seine eigenen Witze erhalten sich nicht allein, sondern auch fremde. Der von der Natur Begünstigte sieht es ein, daß er seinen Witzen nur unter

sehr seltenen Umständen einen bleibenden Wert zu erteilen vermag. Wer nun uneigennützig genug ist, diese seine Kinder mehr zu lieben als sich selbst, der vermag wohl einem treffenden Einfalle eine stehende Bedeutung zu verschaffen. Als schon ausgesprochener Witz, der einem Könige zugehört oder unter bestimmten Verhältnissen, die eben die Gemüter in Bewegung setzten, laut geworden ist, vorgetragen, wird er oft wiedererzählt und gehet schnell von Munde zu Munde.

Es ist bekannt, daß die Psychologen Witz und Scharfsinn als entgegengesetzte Seelenfunktionen zu betrachten pflegen, und sie behaupten wohl sogar, daß sie sich wechselseitig ausschließen. Der Nüchterne, der, weil er sich selbst wohl scharfsinnig zu nennen pflegt, dem Scharfsinne den Vorzug zu geben geneigt ist, glaubt wohl sogar, daß der Witzige nicht scharfsinnig sein könne: und doch muß man wohl behaupten, daß beide Funktionen, wo sie sich auf eine gesunde, lebendige und bedeutende Weise äußern, sich wechselseitig voraussetzen. Wer die Verhältnisse, die ihn umgeben, scharf auffaßt, aber im Auffassen beherrscht, der ist witzig. Dieses Auffassen ist notwendig ein augenblickliches; es springt wie Minerva schon ausgebildet und geharnischt aus Jupiters Stirn hervor. Es ist nicht die tote Ähnlichkeit, vielmehr die lebendige Einheit der gegebenen Verhältnisse. Diese erscheinen in ihrem gemeinschaftlichen Werte oder Unwerte; sie erhalten eine positive Bestätigung oder werden vernichtet, jederzeit in ihrer Totalität. Daher müssen alle Rücksichten verschwinden, wo der gesunde Witz geboren werden soll; ein jedes ängstliche Umsichschauen, eine jede Abhängigkeit von einzelnen Verhältnissen, die uns umgeben, töten den Witz in seiner Entstehung; ein einziger nüchterner Blick, selbst des Einfältigen, ist hinreichend, den Geistreichsten verstummen zu machen.

Ist der Witz ein Produkt des Augenblicks, und ein jeder lang ersonnener ein totgeborner, so erfordert hingegen der Scharfsinn

Zeit, und ein augenblicklicher Einfall kann kaum ein scharfsinniger genannt werden. Aber dennoch ist der Scharfsinn unfruchtbar, wo er nicht durch den Witz belebt wird. Dieser allein vermag den Wert oder Unwert einer scharfsinnigen Kombination hervorzuheben. Der Witz würde die höchste Geistesgabe sein, ja mit dem intensivesten spekulativen Talent zusammenfallen, wenn er allumfassend wäre; aber als Witz ist er selbst identisch mit den Verhältnissen, die er beherrscht. Nun setzt freilich die geistige Freiheit witziger Äußerungen ein Höheres voraus, welches von dem gegebenen Zustande unabhängig ist. Aber aller Witz, selbst der tiefste, ist doch nur ein solcher, der Verhältnisse innerhalb anderer beherrscht; daher gibt es eine geistige Macht, die auch den Witz beherrscht und innerhalb bestimmter Grenzen ihm seine Schranken anweist, und dieser höhere Standpunkt kennt den Unterschied zwischen Witz und Scharfsinn gar nicht. Eben der Dichter z. B. soll, wo er am witzigsten ist, am scharfsinnigsten sein, denn selbst der treffendste Einfall soll nur als Äußerung bestimmter Personen unter bestimmten Verhältnissen laut werden. Jean Paul, indem er einem Dichter zwar den Witz zugibt, ihm aber die Herrschaft über seinen eigenen Witz ableugnet, sagt treffend von Shakespeare: „Wenn dieser Dichter die Schleusen seines Witzes eröffnen würde, wenn er die Fluten desselben nicht beherrschte, und nur im Sinne seiner Personen und der Verhältnisse, in welchen sie sich äußerten, laut werden ließe: wohin würden wir geraten?"

Diese Ansichten der Bedeutung des Witzes bildeten sich bei mir zwar erst nach Jahren aus, aber der Grund dazu ward vorzüglich durch den Wert gelegt, den Fr. Schlegel dem Witze beimaß, sowohl in Schriften, als in Gesprächen. Ich machte später die Erfahrung, daß eben die scharfsinnigsten Männer zugleich die witzigsten waren; ja daß der tiefste Witz, der daher selten be-

griffen wird, eben derjenige ist, der aus dem tiefsten Scharfsinn entspringt. So waren Shakespeare, so unter den Männern, mit welchen ich lebte, Goethe, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Wolf, zugleich durch Scharfsinn und Witz ausgezeichnet. Und der Witz gab dem Scharfsinne, dieser jenem seine Bedeutung. Wer unterschied Zeiten und Verhältnisse schärfer und schneidender, als Talleyrand, und wer war witziger, als er?

Fr. Schlegel nun konnte sich an einem jeden neuen bedeutenden Witze höchlich erfreuen, ja wenn dieser ihn selbst auch noch so verletzend traf. Der flache Witz war ihm im höchsten Grade zuwider. Und er sagte, daß man den Umfang und die Tiefe einer geistigen Persönlichkeit am sichersten beurteilen könne aus der Art des Witzes, die ihn zu ergötzen pflegte. Als einen solchen, der den historischen Schatz echter Witze vermehrte, nannte er unter anderen Kant in seiner Anthropologie. Und in der Tat nicht bloß in dieser Schrift, in der ganzen Methode seiner Philosophie ist der Witz vorherrschend. Man weiß, welche überwiegende Rolle der Sprachwitz der Synonyme in seinen scharfsinnigsten Unterscheidungen spielt.

Der Witz ist seiner Bedeutung nach durchaus poetisch. Daß die Poesie durch meine Freunde (um einen bekannten und oft wiederholten Ausdruck von Fr. Schlegel zu benutzen) bis zur Religion getrieben, ja an die Stelle derselben gesetzt wurde, war mir nur zu einleuchtend. Daher die absolute Vornehmheit der Ironie. Die ernste Position einer absoluten Identität, die schlechthin gegebene Realität des Idealen, wie Schelling sie aussprach, stand diesem unstäten Geist ernsthaft und drohend gegenüber.

Ich fand, wie schon gesagt, Schelling in Weimar bei Goethe. Er hatte seinen transzendentalen Idealismus eben vollendet; und als ich Fr. Schlegel kennen lernte, waren beide schon feindlich

getrennt. Er erschöpfte sich in Witzen über die absolute Identität, und den sonst wohl Hegel zugeschriebenen Einfall: „Im Dunkeln sind alle Katzen grau" habe ich schon damals von Fr. Schlegel gehört. Ich konnte nun freilich auch über die ernsthaftesten Bestrebungen in bestimmten Stunden spötteln; und schon in Kopenhagen ironisierte ich oft genug dasjenige, was mir das Heiligste war, weil ich es, einsam und verschlossen, gegen meine ganze Umgebung zu erhalten suchen mußte. Ja ich darf behaupten, daß es mir nützlich geworden ist, auf eine solche Weise die Waffen der Gegner selbst gegen mein eigenes Innerstes zu benutzen. Aber dieses Spiel der Ironie diente nur dazu, das Beharrende und unveränderlich Bleibende, wie die Sonne hinter den fliegenden Wolken, in immer klareres Licht zu versetzen.

Die Fichtesche Philosophie gestand jener dichterischen Poesie eine große Gewalt zu. Was werden soll, kann zwar in seiner abstrakten Allgemeinheit Gegenstand einer Konstruktion sein: aber die bestimmte reale Wirklichkeit erlaubt schon deswegen der Ironie ein freies Spiel, weil sie, sowie sie erscheint, nicht ist, was sie sein soll. So erhielt sich die Kombination von einem konstruierenden Sollen und einer der Ironie preisgegebenen Wirklichkeit, ausgedrückt durch Fichte und Goethe, selbst nachdem A. W. Schlegel sich mehr den äußerlichen geschichtlichen Verhältnissen einerseits, so wie seinem bestimmten Fache andrerseits hingegeben hatte, nachdem Fr. Schlegel Katholik geworden war, noch fortdauernd, und zwar bis in unseren Tagen, durch eine, freilich sehr merkwürdige, geistreiche Frau, durch Rahel.

Indische Wissenschaft

Ich darf hier nicht vergessen, was ich in einer anderen Beziehung Fr. Schlegel verdanke. Eine wissenschaftliche Richtung, die freilich von A. W. Schlegel ernsthafter verfolgt wurde, der

ihr Gründer und Schöpfer genannt werden muß, trat mir doch zuerst durch den jüngeren Bruder anregend entgegen. Er machte mich auf Georg Forsters Übersetzung von Kalidasas Sakontala aufmerksam. Diese Übersetzung ist zwar nur aus dem Englischen, aber die wunderlich neue, bunte, unendlich zarte, phantastische Welt, die erste Kunde von einer so reichen, geistigen Blüte, die sich in einem unbekannten Lande gebildet hatte und zugrunde gegangen war, ergriff mich mit wunderbarer Gewalt.

Es war eben in jener Zeit, als die Untersuchungen der Engländer in Kalkutta, besonders des William Jones, anfingen, für die deutsche Literatur so äußerst wichtig zu werden, ja einen neuen bedeutenden Zweig derselben zu begründen.

Umfang und Reichtum der neuen Bestrebungen

Wirft man nun einen Blick auf den großen Umfang und inneren Reichtum der Bestrebungen der damaligen Zeit, so wird man gestehen müssen, daß kaum irgend ein Jahrhundert großartiger anfing, als das neunzehnte. Was früher bedeutend in einer ruhigen Entwickelung zu sein schien, konnte doch dem Einflusse des allgemeinen Umschwungs nicht entgehen. Geister, die in allen Wissenschaften ihren Gegenständen gegenüber eine freiere Richtung annahmen, traten in ein Bündnis; ja was sie geistig bildete, schien, aus einer Verabredung einander völlig unbekannter und fremder Persönlichkeiten entstanden, eine den Verbundenen selber verborgene Übereinkunft vorauszusetzen und auf ein gemeinschaftliches großes Ziel hinzuarbeiten.

Goethe als allumfassender Geist

In einer so reichen Zeit erschien Goethe erst recht in seiner tiefen Bedeutung. Der Dichter war allem, was sich entwickelte, zugleich verwandt. Wenn Wolf in Halle eine neue freie Bahn

in der Behandlung alter Schriftsteller brach und eine tiefere Kritik begründete: wenn er an das alte Epos der Griechen die Hand legte und den wunderbaren grauen Homer zerteilte: so schien der neue Dichter, der ein ganzes poetisches Leben aus der Tiefe hervorzog, mit der wärmsten Teilnahme sich an diese Untersuchungen anzuschließen. Wenn Gries sich mit den italienischen Dichtern, wenn A. W. Schlegel und Tieck sich mit Shakespeare und mit den spanischen Dichtern, besonders Cervantes und Calderon, beschäftigten, so unterstützten, so erweiterten sie nur Studien des allumfassenden Dichters. Wenn die Letztgenannten den tiefen Geist germanischer und skandinavischer Vorzeit immer anregender aufschlossen, so war Goethe derjenige, der diese Zeit zuerst in ihrer Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte, und er verfolgte mit der Teilnahme eines verwandten Geistes den erweiterten Weg, der immer neue Schätze, die sie aus einer immer ferner liegenden Vergangenheit hervorhob, darbot. Aber auch Forschungen, deren Bedeutung den geschichtlich aufgeregten Geistern verborgen waren, beschäftigten ihn schon früher. Er gehörte, wie der Dichterwelt, so den Geistern zu, die sich der Naturwissenschaft widmen. Aber was alle diese Forschungen gemeinschaftlich umschlang, ja ihnen eine gemeinschaftliche Bedeutung mitteilte, die tiefe Quelle, aus welcher sie hervorsprangen, die geistige Freiheit, mit welcher sie sich äußerten, die geistige Einheit, die selbst bei der Differenz der Prinzipien in ihnen mächtig war, die Philosophie nämlich, zog ihn an; er vermochte es nicht, ihre Gewalt abzuweisen, wenn sie ihm auch, ihrem eigentlichen Inhalte nach, fremd blieb. Der Geist, durch Schelling zuerst erwacht, ergriff selbst diejenigen, die ihn abweisen zu müssen vermeinten, und in allen Wissenschaften fing eine andere Sprache an, einen neuen Sinn zu bezeichnen, der, wenn auch verborgen, in der scheinbar auseinanderliegenden Vereinzelung der Gegenstände, die getrennt sich fremdartig schienen, dennoch auf

eine zukünftige großartige Vereinigung hindeutete. So unendlich reich war diese Zeit, daß in ihr eine allseitig bewegte Gegenwart alle bedeutende Momente der Vergangenheit umfaßte, indem sie zugleich mit der großartigsten Zukunft geschwängert war; hoffnungsvoller erschien keine je in der Geschichte. Und ich, allseitig angeregt, fand mich von dem geistigen Reichtume des Daseins tief ergriffen und in die mannigfaltigste, lebendigste Tätigkeit versetzt. Manches blieb mir zwar verborgen, vieles erblickte ich nur aus nebliger Ferne: aber das innere geistige Lebensprinzip bewegte sich in dem erweiterten, ja unendlichen Gesichtskreise als in einem innerlich Verwandten. Und wie der sinnliche Mensch sich in der unendlichen sinnlichen Welt mit Sicherheit bewegt und sein Dasein nicht an die Erde allein, sondern an das Universum geknüpft fühlt und den Sternen verwandt glaubt: so lebte ich, innerlich verbunden mit der ganzen geistigen Welt, die sich mir aufgeschlossen hatte; und wie ich in sie hineingetaucht war, übte das große Ganze einen geheimen Einfluß selbst auf das Kleinste, dem ich mich ergab.

Sinnlichkeit und Dichtung. Lucinde

Wenn nun so alles seine Weihe erhielt aus der einen Quelle des allumfassenden Geistes, wenn die Gestalten der Kunst lebendig wurden und mir so entgegentraten, wenn selbst die geheimnisvollen Töne der Musik mir immer verwandter wurden, das Dasein in seinen verborgenen Tiefen lösten und dahin reichten, wo die Sprache sie nicht zu verfolgen vermochte: so traten mir in dieser Helle des Lichtes doch auch lockende Dämonen hervor, und nächtlich mächtige Verirrungen zeigten sich auch in diesem lichten Glanze des geistigen Tages. In der Tat, eine solche Verirrung, die das geistige Kleid der Zeit anzog, die seitdem nie zu verdrängen war, äußerte sich schon frühzeitig. Sie berührte den

zartesten Punkt der Sinnlichkeit, in welcher ein Verhältnis, welches in seinem tiefen Naturgrunde den Menschen mit der Bewußtlosigkeit eines Naturgesetzes und mit der Sicherheit desselben binden und festhalten soll, [....?] nämlich das Verhältnis der Geschlechter zueinander. Es gibt keine Verirrung, die gefährlicher ist, als wenn dieses Verhältnis, anstatt in seiner göttlichen Naturordnung anerkannt zu werden, selbst sich emanzipieren will und in die Gewalt einer willkürlichen Reflexion gerät. Und indem ich diese Verirrung erwähne, muß ich wohl von dem literarischen Skandal reden, der eben in dieser Zeit durch Fr. Schlegel veranlaßt wurde. Schon im Athenäum war ein Fragment erschienen, welches eine allgemeine Entrüstung hervorrief. „Man wisse nicht", heißt es, „was sich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe." Jetzt erschien die nur zu berüchtigte Lucinde. Man irrt sich vollkommen, wenn man glaubt, daß diese Schrift irgend einen großen Eindruck auf den engeren Kreis der Verbündeten machte. Ich kann versichern, daß ich sie kaum flüchtig durchgeblättert habe, soviel ich auch darüber sprechen hörte. Der Gegenstand derselben zog mich durchaus nicht an. Es gibt ein gewöhnliches Sprichwort, welches hier seine volle Anwendung findet. „Man könne", heißt es, „nicht zugleich Gedanken hegen und Liebe pflegen." Schelling war bei der Erscheinung dieser Schrift, wie ich mich sehr wohl erinnere, höchst entrüstet. In der damaligen Zeit mußten alle tragen, was ein jeder verschuldete, und die Gegner ergriffen mit einer Art von Wut einen öffentlichen Skandal, der zu beweisen schien, was man von der neuen gefährlichen Richtung zu erwarten habe. Mir war diese ganze Angelegenheit vollkommen gleichgültig. Ich schätzte die Gegner, die solche Mittel ergriffen, viel zu gering, und von der Macht des großartigen Geistes ergriffen, schienen mir alle Mittel, ihn unterdrücken zu wollen, ohnmächtig.

Novalis

In Jena lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm sprechen hören. Es war kaum ein Mensch, nach dessen persönlicher Bekanntschaft ich mich wärmer sehnte. Ich traf ihn zuerst bei Fr. Schlegel, in dessen Armen er ein paar Jahre danach verschied. Sein Äußeres erinnerte dem ersten Eindruck nach an jene frommen Christen, die sich auf eine schlichte Weise darstellen. Sein Anzug selbst schien diesen ersten Eindruck zu unterstützen, denn dieser war höchst einfach und ließ keine Vermutung seiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, schlank, und eine hektische Konstitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht schwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit. Aber vor allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Dasein löste sich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Mystiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn diese suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimnis, in welchem ihre Freiheit und geistige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimat; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt und ihre Verhältnisse hinein. Die ursprüngliche Mythe, die zu seinem Wesen gehörte, schloß ihm selbst das Verständnis der Philosophie, aller Wissenschaften, der Künste und der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmut seiner Sprache, die Melodie seines Stils nichts Erlerntes, sondern ihm eben das Natürlichste; daher be-

wegte er sich mit gleicher Leichtigkeit in der Wissenschaft, wie in der Poesie, und die tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Märchen ebensowenig verleugnen, wie das bunteste, scheinbar willkürlichste Märchen seine, wenn auch verborgene, spekulative Absichtlichkeit. Die Lehrlinge zu Sais und Heinrich von Ofterdingen mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und schienen, seinem ätherischen Geiste ähnlich, das Geheimnis, welches die Philosophie durch strenge Methode zu enthüllen suchte, ursprünglich zu besitzen. Daher durfte er sich über alle Gegenstände zwanglos äußern, und wenn er selbst behauptete, der Philosoph solle zwar eine Methode besitzen, aber erst dann lehren, wenn er sie beherrschte und aus ihr heraus, nicht durch sie, darzustellen vermöchte, so spricht er sein eigenes Wesen in der Tat am klarsten und deutlichsten aus.

Er konnte, besonders in größeren Gesellschaften oder in Gegenwart von Fremden, lange stillschweigend, in Nachdenken versunken, dasitzen. Ein zartes Gefühl schien ihm die Gegenwart verschlossener und innerlich entfremdeter Naturen zu verraten; nur wo ihm verwandte Geister entgegenkamen, gab er sich ganz hin. Dann aber sprach er gern und ausführlich und erschien im höchsten Grade lehrhaft.

Alte Männer, die ein bedeutendes Leben geführt haben, in welchem sie vielfältig einwirkten, wenn die Epoche ihrer Tätigkeit verschwunden ist, und was sie getan und erlebt haben, als eine halbverschollene Vergangenheit der in anderen Richtungen bewegten Gegenwart erscheint, lieben es, über die frühere Zeit, die eigene Tat, ausführlich zu reden, und ist der Erzähler ein geistig Bedeutender, so hören wir ihm gern zu. Die Vergangenheit scheint, wieder erlebt, ihre eigenste Bedeutung zu enthüllen, ja die lebendige Gegenwart selber durch sie ein tieferes Verständnis zu erhalten. So aus einer tiefen Vergangenheit des Geistes, aus

einer ursprünglichen, welche sich in der tätigen Gegenwart nur unklar zu äußern vermag, heraus, schien Novalis zu sprechen, wie zu schreiben.

Ich sah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er seine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, besuchte, nur einige Wochen, dann, schon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der bestimmten Ahnung, ihn nie wiederzusehen. Wenige Menschen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen so tiefen Eindruck. Wenn ich ihm gern zuhörte, so nahm auch er einen freundlichen Anteil an den Ansichten und Ideen, die mich bewegten. Meine geschichtliche Ansicht der Natur schien auch ihm wichtig und für die Zukunft viel versprechend. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm erlebte, begleitete den Gesang meines Lebens wie eine akkompagnierende Musik, oft wie ein wundersames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefsten Inneren ruhte, und was ich kaum auszusprechen wagte, mir laut und geistig reicher wiedergab.

Ich habe später Menschen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrscht wurden: Männer, die sich durchaus einem praktischen Leben weihten, empirische Naturforscher aller Art, die das geistige Geheimnis des Daseins hoch hielten und den verborgenen Schatz in seinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wundersame, vielversprechende Orakelsprüche klangen ihnen die dichterisch religiösen Gedanken von Novalis, und sie fanden in seinen Äußerungen eine Stärkung, fast wie der fromme Christ in der Bibel.

In der Tat war Novalis im tiefsten Sinne Christ und religiös. Es ist bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichsten gehören, welche die christliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholizismus war, wie bekannt, sehr ausgesprochen, ja keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur katholischen

Religion hingelockt. Später erschien in seinen gesamten Schriften eine Verteidigung der Jesuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere sittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entstehung derselben, welches die gereinigte Gesinnung mit Gott verknüpft, den Begriff der Gnade und der Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentlichste Lebenselement der protestantischen Kirche, rein bewahrte. Denn die ganze mythisch katholische Welt war ihm eine zur sittlich geistigen Religion gesteigerte, nur innerlich sich bewegende und sich gestaltende Poesie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwältigte die sekundären Geister, und sie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrschte.

Mir war in religiöser Rücksicht Novalis wichtig wie keiner. Der tiefe Ernst des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an, sich zu regen und immer mächtiger alle geistige Untersuchung zu tragen, als den schon gegebenen festen Grund des zu Begründenden.

Tieck

Dresden 1801

Ich führte meine enthusiastischen Schüler über Bayreuth, Hof, Plauen, Zwickau, Chemnitz und Freiberg nach Dresden, weil diese Gegenden des Erzgebirges mir geognostisch am genauesten bekannt waren. Und hier, in Dresden, traf ich nun Tieck mit seiner Familie. Er hatte sich da niedergelassen, und auch Friedrich Schlegel hielt sich bei seiner Schwester auf, die an einen sächsischen Hofbeamten, Ernst, verheiratet war. Tieck war von meinem Alter, und also achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, schön, mit Augen, deren geistige Gewalt und wunderbare Klarheit selbst das Alter bis jetzt nicht zu besiegen vermochte. In allen seinen Bewegungen herrschte eine große Anmut, ja Zierlich-

keit; seine Sprache entsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig. Er schreibt kaum schöner, als er spricht. Es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmut und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. Es gibt nicht leicht eine Persönlichkeit, die mächtiger wäre als seine. Ich habe ihn kaum jemals heftig gesehen. Seine Gespräche faßten den Gegenstand mit ruhiger Objektivität auf, behandelten ihn umsichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthusiasmus, durch welchen die Darstellung selbst eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenstande, aus seiner lebendigen, geistigen Bedeutung, als aus ihm zu entspringen schien. Er selbst hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreisen das geistig und dichterisch Bedeutendste mit vornehmer Geringschätzung behandeln sah, wenn man besonders das Vorzüglichste, wodurch Goethe sich auszeichnete, verächtlich besprach, er sich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, wie er versicherte, daß er erblaßte; aber er schwieg, wo ich, wie ich es gestehen muß, unbesonnen mich geäußert haben würde. Ich habe seine erklärtesten Feinde ihm gegenüber gesehen, jedesmal von seiner siegreichen Persönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß diese, so leicht zugänglich, sich so liebenswürdig hingebend, ebenso großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie seine Schriften. Was er mir geworden ist, kann ich nach einer innigen, verwandtschaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Verhältnissen, selbst nachdem wir über das Wichtigste verschieden dachten und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weise darstellen. Wenn er über Gegenstände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Goethe, Shakespeare, wohl auch über Holberg, sprach, so teilte er alle seine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Seine schriftstellerische Tätigkeit und wie reich und umfassend er als Dichter auf seine Zeit einwirkte, ist neulich auf eine so meisterhafte Weise auseinandergesetzt, daß ich auf diese Darstellung hinweisen kann. Sie ist in dem Aufsatz über Tieck von Braniß, welcher der zweiten Auflage der Vittoria Accorombona beigefügt ist, enthalten. Aber viele jüngere Dichter sind durch die Spolien seiner Gespräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben sich ihm feindlich gegenübergestellt, und wenn ihre Angriffe eine leise Ahnung von Geist enthielten, so entsprang diese aus dem geraubten Schatze, den sie freilich nicht in seinem Reichtum zu benutzen verstanden. Von mir muß ich das Geständnis ablegen, daß mehrere Ansichten, die ich auch wohl öffentlich aussprach, mir ihrem Ursprunge nach zweifelhaft geworden sind. Ich weiß nicht, ob ich sie mir selber oder seinen reichhaltigen Gesprächen verdanke.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit seines Körpers geraubt hatte, war seine wechselnde und reiche Mimik ebenso bewunderungswürdig wie die Flexibilität seiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen sein; und selbst jetzt in seinem hohen Alter, wenn er, von Gicht gelähmt, auf dem Stuhle sitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekannt gewordenen Virtuosität ein Drama vorträgt, ist es mir, als wäre die Schauspielerkunst in ihrer höchsten Bedeutung, während sie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und schwaches Dasein fristet, an diesen Stuhl des alten Mannes gefesselt.

Es war der Geburtstag seiner Frau. Tieck war besonders heiter gestimmt und wollte zur Feier des Tages ein Schauspiel, und zwar allein alle Rollen darstellen. Aber dieses sollte erst erfunden werden. Er forderte mich auf, ein Thema zu geben, und ich schlug ihm vor, ein Stück zu erfinden und darzustellen, in

welchem der Liebhaber und ein Orang-Utan die nämliche Person wäre. Ich konnte freilich bei der damaligen Richtung seiner Laune keine günstigere Wahl treffen.

Tieck entfernte sich etwa eine halbe Stunde. Die Zuschauer — die Familie und wenige Freunde — nahmen sitzend die eine Hälfte der Stube ein, die andere stellte die Bühne vor. Wir fanden uns, als er einen Monolog gesprochen hatte, in eine große Handelsstadt versetzt. Eine Menge Schiffe lagen vor uns. Am Hafen ging ein eben aus Afrika zurückgekommener Schiffskapitän auf und nieder. Er hatte, wie wir aus seinem Gespräche erfuhren, für einen alten Freund, der ein bedeutendes Naturalienkabinett besaß und von einer leidenschaftlichen Sammlerlust ergriffen war, eine Menge Naturseltenheiten mitgenommen. „Ich möchte doch wissen", fragte er, „ob der alte Narr noch immer ein solcher Kosmopolit ist, wie sonst?" Während er so auf und nieder geht, kommt ihm ein jüngerer Freund entgegen, der höchst trübselig aussieht. Sie erkennen sich, und der Kapitän fragt, was ihn so armselig stimme. „Bist du vielleicht verliebt?", und der Liebhaber des Stückes gesteht es. Der Kapitän erfährt nun, daß sein Freund eben die Tochter des überschwänglichen Naturfreundes liebt und von ihr geliebt wird. Der Vater aber stellt sich entschieden gegen diese Verbindung, und hier fängt nun die Intrigue des Stückes an. Er schlägt dem unglücklichen Liebenden vor, sich bei dem Alten von ihm als einen in Afrika durch die Londoner afrikanische Societät sorgfältig ausgebildeten und wohlerzogenen Orang-Utan vorstellen zu lassen. Die Szene verändert sich. Wir sehen den Kapitän mit dem Alten im Gespräch. Der lustige Seemann lenkt allmählich die Rede auf den Hauptgegenstand. Ein tiefer Witz drängt den andern. Zuletzt fängt er zum Erstaunen des Alten von dem pädagogischen Institute in Sierra Leona zu sprechen an. Es wären nicht die Neger allein, auf

welche der humane Engländer seine aufklärende Erziehung zu beschränken suchte. Man hätte glückliche Versuche mit allen europäischen Gemüsen angestellt; man wollte nun sehen, wie weit die herrliche europäische Aufklärung in jene fremden Regionen eindringen könnte. Man dürfe bei diesen wichtigen Versuchen sich nicht an den sogenannten Menschen binden. In den Wäldern liefen unrasierte Geschöpfe, aufrecht gehend, herum. Sie schnupften; man hatte sie dazu gebracht, was mit den Negern nur sehr schwierig gelang, sich anständig auf Stühle niederzulassen und Messer und Gabel zu brauchen. Camper hatte bewiesen, daß ihre Kehle vollkommen gestaltet wäre, wie die menschliche; also müßte die Sprache gebunden in der Kehle stecken, man dürfte sie nur lösen. Es war allerdings ein mühsames Geschäft; man konnte nicht leugnen, daß die meisten Versuche mißlangen, und daß die nichtswürdigen Bestien sich fast benahmen, wie unser Volk, wenn man seine Poesie und Religion ihm rauben will, um es mit der neuesten Aufklärung zu füttern; ebenso widerhakig, ebenso halsstarrig. Aber mit einigen von diesen Zöglingen gelang es doch, und er habe eben ein solches Musterexemplar, einen hoffnungsvollen Jüngling, der soeben aus dem Orang-Utan-Gymnasium entlassen, seine Examina ruhmvoll bestanden habe, mitgebracht. Ein höchst verständiger junger Mann. Zwar steckt ihm die Sprache noch immer etwas in der Kehle, aber wenn man genau hinhört, kommen vortreffliche Gedanken zum Vorschein: von der menschlichen Glückseligkeit, von Akazienpflanzungen, Eichorienzucht und was sonst zur Veredlung des Menschengeschlechts dienen kann. Man habe ihm zwar bis jetzt seinen natürlichen Pelz lassen müssen. Ein Ober-Sanitätskollegium in London solle erst bestimmen, inwiefern man ihn rasieren dürfe, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Indessen könnte er sich zeigen und wäre hinlänglich gekleidet, um in einer anständigen

Gesellschaft von aufgeklärten Männern zu erscheinen, die frei genug dächten, um sich nicht durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Tracht abschrecken zu lassen. Man gründe auf diesen jungen Mann die größten Hoffnungen. Er solle in London die glücklich angefangene Bildung fortsetzen, um dann als aufgeklärter Volkserzieher alle Orang-Utans aus den Wäldern zu locken und durch Geist einzufangen und zu zähmen. Dieser Orang-Utan wäre nun zwar äußerlich noch etwas seltsam, und, sagte der Kapitän, wer nicht so vorurteilsfrei wäre wie sein Freund, dem würde er auffallen, durch seinen natürlichen Pelz wie durch seine ungelenke Sprache: er habe aber ein vortreffliches weiches Herz, ergieße sich in Tränen, wenn man ihm etwas Sentimentales aus einem Kotzebueschen oder Ifflandschen Stücke vorlese, und wäre überhaupt innerlich im Kerne ganz vortrefflich. Der Freund brannte nun vor Begierde, einen jungen Mann kennen zu lernen, der alle Schwierigkeiten einer widerstrebenden Natur überwunden hatte und die sogenannte Menschheit über die bisher durch Vorurteil fixierten Grenzen zu erweitern schien. Der verkleidete Liebhaber erschien nun, sprach wenig, halb brummend, aber seine Rede war voll der vortrefflichsten Gedanken, durchaus sententiös und sentimental. Nachdem er sich entfernt hatte, ergoß sich der alte Herr in die übertriebensten Lobsprüche. Er erwartete von dieser Erscheinung eine bedeutende Epoche in der Geschichte. Welche Erfahrungen, meinte er, könne man jetzt über die sogenannte Tierheit erwarten, wenn solche gebildete Stämme sich lehr- und geistreich über ihren früheren Zustand äußerten. Könnte nicht ein solcher junger Mann eine vortreffliche Schule errichten, in welcher Unterricht in dem Instinkt gegeben würde, und in vielen andern Vorzügen, welche die Tiere besitzen, die Menschen aber durch ihre Kultur verloren haben. Jetzt konnte nun der Kapitän es wagen, seinem Freunde einen Vorschlag zu machen, bei wel-

chem dieser freilich anfänglich stutzte. „Geben Sie Ihre Tochter diesem ausgezeichneten Orang-Utan; er begegnete ihr auf der Treppe, als wir ins Haus traten. Er hat auf der Reise in großen Städten viele Frauen gesehen, die ihn bewunderten, ja entzückt über ihn waren und eine stille Herzensneigung kaum zu verbergen vermochten. Sie machten keinen bleibenden Eindruck auf ihn, obgleich er zu ahnen schien, was eines dieser bezaubernden Geschöpfe ihm zukünftig werden könnte. Als er aber Ihre Tochter sah, rief er entzückt und von dem tiefsten Gefühle durchbebt aus: Ach, welch ein herrliches Geschöpf! Die Erschütterung löste eine Menge Haare von dem Pelze los, die auf der Treppe liegen blieben; die Stimme ward heller, die Augen glänzender, das ganze Gesicht verklärter. Ohne allen Zweifel ist Ihre Tochter bestimmt, die geistige Entwickelung zu vollenden, die wie eine Weissagung aus so vielen herrlichen Märchen der Vergangenheit herausklingt und den Zauber der Liebe dem versunkenen Geschlechte darstellen wird." Der Alte machte einige Einwürfe, aber der Kapitän wußte sie zu widerlegen. „Sie selbst", rief er aus, „würden unsterblich; die erstaunlichste Epoche, welche die Geschichte erlebte, würde sich auf immer an Ihren Namen knüpfen. Eilen Sie, ich beschwöre Sie, teuerster Freund, den großen Moment Ihres Lebens zu benutzen. Ihre Tochter wird glücklich sein, wenn sie die außerordentliche Bedeutung der Aufgabe ihres Lebens einsieht; es wird der Grund gelegt zu einer Generation, die alle Vorzüge der Tierheit mit den erhabenen und edlen Gesinnungen, die in unsern Tagen sich in der gebildeten Menschheit zeigen, vereinigt." Es ist mir nicht vergönnt, den Witz wiederzugeben, der mit der Leichtigkeit des Augenblicks hervortrat und die ganze Darstellung durchdrang. Unsere Lustspieldichter könnten sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gegeben wäre, in einem ganzen Lustspiele einen solchen Reichtum des Witzes zu entfalten, wie sich

hier in einem jeden Auftritt entwickelte. Man kann sich denken, wie das Stück endigt, die Tochter sträubte sich, gab endlich nach, und der Liebhaber verwandelte sich in der Tat, nachdem die Ehe geschlossen war, aber auf eine Weise, die dem Vater nicht angenehm war. Er gab indessen nach, konnte aber die frühere Vorstellung nicht sobald los werden und nannte unwillkürlich seinen aufgedrungenen Schwiegersohn noch immer Herr Orang-Utan. Ich hatte nie etwas Ähnliches gesehen. Alle Personen standen lebhaft vor uns. Der Fluß des Gesprächs ward nie unterbrochen; mit der Schnelligkeit der Gedanken waren die Personen verwandelt und vervielfältigt. Es war keinem Zweifel unterworfen, daß Tieck damals, in seiner Jugend, der größte Schauspieler seiner Zeit war.

Dieses Stück ward einigemal in engeren, freundschaftlichen Kreisen wiederholt, aber jetzt die Rollen verteilt. Wir durften uns wohl erlauben, was dem Publikum gegenüber ein Ärgernis gegeben hätte. Das seltsame Ehepaar ward getraut, und mir ward die Rolle des Predigers zugeteilt. Tieck lobte die Fertigkeit, mit welcher die Floskeln aufgeklärter Prediger mir zu Gebote standen, und das leere Pathos, mit welchem ich sie vortrug: doch machten diese Vorstellungen niemals den tiefen Eindruck auf mich, der mich ergriff, als das Stück erfunden und von Tieck allein aufgeführt wurde.

So lebte ich nun mit Tieck und Friedrich Schlegel einige Monate lang, und wir sahen uns alle Tage. Was mir diese Zeit geworden, ist schwer zu sagen; denn der geistige Einfluß eines so bedeutenden Mannes läßt sich nicht als etwas Vereinzeltes oder Gesondertes darstellen; er bildet nicht ein bloß Mitgeteiltes: er wirkt anregend auf die eigenste Natur. Wir fühlen uns nicht gefesselt durch ihn wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entspringt aus uns selbst,

und je mächtiger der Einfluß ist, desto freier und selbständiger fühlen wir uns. Die Kunst schloß sich mir in dieser Gesellschaft reicher auf; ich lernte das Ursprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierierten, die Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart, und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen.

Dichterischer Dilettantismus

Es war die Zeit, in welcher die neuen südlichen Dichtungsweisen durch die glücklichen Versuche der beiden Schlegel und Tiecks in Deutschland einheimisch wurden. Durch Voß und Goethe hatte man schon gelernt, die griechischen Hexameter mit immer größerer Sicherheit und Korrektheit nachzubilden. Die Jamben waren, vorzüglich durch die Schillerschen Dramen, den jungen Dichtern fast natürlich geworden: jetzt versuchte man sich in Sonetten, Madrigalen und anderen schwierigen Formen. Es ist in der Tat merkwürdig, mit welcher überraschenden Leichtigkeit auch untergeordnete Naturen sich auf einer solchen einmal eröffneten Bahn zu bewegen vermögen. Es war mir seltsam, wenn ich nun Gedichte hörte (denn die jungen Dichter versäumten nicht, wenn ihnen auch noch so mühsam ein Sonett gelungen war, es mir vorzutragen), welche aus der Ferne lieblich klangen und etwas Bedeutendes erwarten ließen. So oft ich auch getäuscht wurde, so klangen mir diese Gedichte doch beim Vorlesen inhaltsreich, obgleich ich mir von dem Gehalte durchaus keinen bestimmten Begriff zu bilden vermochte. Erst wenn ich ein solches Gedicht selbst

durchlas und den mir bis dahin verschleierten Inhalt kennen lernen wollte, entdeckte ich, daß es gewöhnlich völlig inhaltsleer war. Es ist bekannt, wie im Anfange des Jahrhunderts dieses Geklingel von allen Seiten sich hören ließ. Die Gegner hatten nicht unrecht, wenn sie auf die Bedeutungslosigkeit und Leerheit solcher Poesien aufmerksam machten. Und dennoch darf man wohl behaupten, daß selbst diese unreifen Versuche nicht ohne günstigen Einfluß auf die dichterische Sprache, ja selbst auf die Bildung der Sprache überhaupt gewesen sind. Wo etwas geistig Mächtiges sich regt, da drängt sich immer eine Masse heran und meint, auch teil daran nehmen zu können. So wird die feststampfte, fruchtbare Erde locker, wenn die lebendigen Pflanzenkeime sich zu entfalten anfangen, und eben dadurch fähig, einen Lebensprozeß zu fördern, der sich in ihr keinesweges zu entwickeln vermag.

Künstlerische und religiöse Schwärmerei

Was von der Poesie gesagt ist, galt nun auch von der Kunst, ja von der Religion. Auch die Wiederbelebung des künstlerischen, wie des religiösen Gefühles fing um diese Zeit an, bei der Masse der bewegten Jugend eine verzerrte Richtung zu nehmen. (Man erlaube mir, die Menge abgeleiteter, nicht ursprünglicher Naturen, die meist nur durch die Zahl Gewicht haben, Masse zu nennen.) Ich nenne Kunst und Religion hier nebeneinander, weil sie vereinigt dieselbe karikierte Ausschweifung teilten und gegenseitig ausbildeten. Auch hier hatte Tieck vorzüglich früher in Verbindung mit seinem Freunde Wackenroder die erste Veranlassung gegeben. Wenn Goethe sich gegen die „Herzens-Ergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und gegen „Sternbalds Wanderungen" erklärt hat, so nahm er mehr Rücksicht auf die Folgen, die sich bei der Masse äußerten, als auf die ursprüngliche Ten-

denz dieser Schriften. Er hätte sich von den Urteilen, die er äußerte, umsomehr abhalten lassen sollen, wenn er an die Folgen, die „Werthers Leiden" bei einer ähnlichen Masse veranlaßten, gedacht hätte. Wo Tieck das bewegte Leben auffaßte, da drängte sich die Gewalt der Leidenschaften hervor, und das einfachste Märchen, wie das Drama trugen ein tragisches Gepräge. Tieck hatte sich durch Friedrich Schlegel zu jener auseinander fließenden Art der Dramen verleiten lassen, die, indem sie eine Welt darstellen wollen, eine kaum zu übersehende Mannigfaltigkeit des Versmaßes, wie der dargestellten Leidenschaften und Ereignisse, herbeiführten. Genoveva und Oktavian, beide reich an echter Poesie, wurden eben dadurch formlos, und man muß es bedauern, daß Darstellungen, die zu den ausgezeichnetsten der deutschen Poesie aller Zeiten gehören, sich in Dramen verirrt haben, die wegen ihrer Form keineswegs als Muster betrachtet werden konnten. Dieses Unbestimmte des Ganzen hat viele in sich vollendete Darstellungen verschlungen; aber selbst was man tadeln konnte, war ein Erzeugnis des geistigen Reichtums; es war der hervorbrechende lebendige Trieb, der sich nach allen Richtungen erging und sich in seinen ersten überschwellenden Bildungen noch nicht zusammen zu fassen vermochte. Doch trug eben diese Überschwänglichkeit dazu bei, untergeordnete Gemüter, indem sie heftig bewegt wurden, zu gefährlichen Verirrungen zu verleiten. Weniger tadelnswert erschienen jene oben genannten Schriften, die sich mit der Kunst beschäftigen, und hier erschien nun bei Tieck auf eine entschiedene Weise ein merkwürdiger Gegensatz gegen die düster tragische Ansicht. Wo das Leben eine ruhige Gestalt gewonnen hatte, schwiegen die Leidenschaften, die sich gegeneinander erhoben und vernichteten, und die unendlichen Wünsche und Hoffnungen, die nicht erfüllt werden konnten, sich dort nicht zu gestalten vermochten, umgaben das bestimmt Gebildete als eine

milde Sehnsucht. In der stillen Treue, in der Demut der Gesinnung, in der einfachen Äußerung einer tiefen Andacht, die allen Prunk vermied, wie sie sich in der älteren deutschen und niederländischen Kunst darstellte, erkannte man jene stille, sanfte und ruhige Richtung des Daseins, durch welche die Geschichte selbst die Sinnlichkeit nicht verdrängte, aber reinigte und verklärte. Man darf nicht vergessen, daß die Kunst sich ganz in Äußerlichkeiten, in der Manier der Schulen verloren hatte, daß sie sich nur wieder zu erzeugen vermochte, indem sie sich in ihren eigentlichen Ursprung zurückzog, um aus ihrer Urquelle hervorgehend, sich wieder zu gestalten. In dieser Rücksicht, indem die Notwendigkeit erkannt wurde, daß der künstlerische Sinn sich zur Gesinnung steigere, muß man behaupten, daß jene Schriften von großer Bedeutung gewesen sind. Sie haben die Kunst, als diese ihrem Untergange nahe war, gerettet, und enthalten ein Element, welches durchaus nicht mehr entbehrt werden kann. Sollte es der absoluten Kritik gelingen, es ganz zu vernichten, dann würde ohne allen Zweifel die Kunst wiederum ihrem Untergange entgegengehen.

Mir war diese Zeit eine ergötzliche. Gegen die einseitige Verirrung war ich teils durch meine Natur, die durchaus eine protestantische ist, teils durch meine Studien, vor allem dadurch geschützt, daß ich mit dem Manne lebte, der sie wider seinen Willen veranlaßt hatte und deswegen nicht teilte. In einer Rücksicht täuschte ich mich allerdings. Ich glaubte damals durchaus nicht, daß hinter diesem lockeren Spiele irgendeine ernste Gesinnung läge. Die vielen begeisterten Künstler, die mich umgaben, würden, dachte ich, wohl verständig werden. Hatte ich doch so viele überschwengliche junge Dichter gekannt, die später kaltblütige, nüchterne Männer geworden waren, ja geschickte, tüchtige Beamte. Der größte Teil, meinte ich, wird wohl die Kunst, die ihnen zu

viel versprochen hatte, um irgend etwas leisten zu können, verlassen, und der angeflogene Katholizismus wird dann auch vergehen. So erschien mir, was so viele junge Männer betäubte, als ein lustiges Spiel, durch welches das bunte reiche Gewühl inhaltsvoller, ja bedeutender ward. Diese Dissonanzen verwandelten sich in Akkorde der erhabenen Musik, die um mich herumtönte. Es war nicht allein die Gegenwart, die in dieser Richtung mir so hoffnungsvoll erschien, es war eine verkannte Vergangenheit, die sich für mich bedeutungsvoller aufschloß. Die herrlichen Kirchen, und die begabte Zeit, die sie zu bauen vermochte, standen vor mir. Die Priester in ihrem Ornate, die Andächtigen in ihren Aufzügen, das erhobene, angebetete Kreuz, als die Signatur der Zeit, umgaben mich. Ritterliche Liebe und mächtige Kämpfe verklärten das Leben. In den Gebirgsschluchten, in den dichten Wäldern, über die sonnebeschienenen Felder ertönten die Gesänge. Auf den hohen Burgen herrschte die rohe, aber gesunde Kraft; in den freien Städten bildete sich, durch heitere Betriebsamkeit in Bewegung gesetzt, eine tüchtige Bürgerschaft. Fürsten und Große stritten in bedeutungsvollen Kriegen; Kaiser und Papst ragten in der Architektonik einer frischen reichen Zeit, als die Türme eines erhabenen Münsters, hervor, dessen Pfeiler durch Bürger und Adel, durch Fürsten und hohe Geistlichkeit gebildet waren.

Gefühl allgemeiner Verjüngung

„Und wenn nun alte Zeiten jung werden", „wenn es fern im Osten hell ward", wenn in der glühenden Morgenröte die edelsten Geister der vergangenen Zeiten sich erhoben und ein Gespräch führten, inhaltsvoll und tief; wenn ich die Gespräche belauschte, wenn aus der harten, wie zertrümmerten Sprache, die ich um mich hörte, die tiefere erscholl, die nicht laut werden konnte, aber ihre Stätte fand in der edlen Poesie aller Völker und klar und

heiter aus den schönsten Zeiten in Deutschland, Italien, Spanien und England herausklang; wenn hinter den heftigsten Kämpfen der Friede, hinter dem bittersten Haß die Liebe sich barg, — dann blieb die Natur nicht wie ein Bodensatz, dem bloßen starren Gesetze preisgegeben, ein Totes, ohne lebendige Entwickelung. Es regte sich in ihren dunkelsten Tiefen; das Erstarrte ward innerlich bewegt, das scheinbar Tote belebt, und alles deutete auf ein Höheres, aber auch auf das stille eigene Leben. Ich finde keinen Ausdruck für die Lust, die mich durchdrang; die Ironie, die sich unbefangen äußerte und selbst das Höchste nicht anzugreifen scheute, verbarg innerlich keine Bitterkeit; sie war das Spiel eines heiteren Kindes, welches sich in seinem Besitze gesichert und selig fühlt. Ein jeder Tag, ich darf es behaupten, gab mir neue wunderbare Lust; das unbedeutendste Gespräch nahm unwillkürlich eine ernstere, bedeutendere Wendung; alles drängte sich wie beflügelt dem Höchsten zu. Es war der Odem des lebendigen Gottes, der mich durchbebte.

Oft wenn ich noch jetzt in meinen alten Tagen in ein Haus trete, wenn ich sehe, wie die gebildete Welt geneigt ist, ein bedeutenderes Leben um sich zu versammeln, die Wände mit Bildern aus der vergangenen Zeit geschmückt sehe; wenn ich die Sprache selbst sich um die tiefsten Geheimnisse des Lebens leichter, klangvoller bewegen höre; wenn ich die erhabenste Musik einer besseren Zeit vernehme, und dann dieses alles mit der Dürftigkeit vergleiche, die früher herrschte: so erkenne ich die lebendige Quelle dieses Lebens, selbst halb versiegt, wie sie in der Gegenwart eine ermattete Zeit durchdringt, frisch und mächtig, wie sie hervorquoll im Anfange des Jahrhunderts. Ja ich darf mir sagen: was das jetzt lebende Geschlecht kaum zu fassen vermag, was es übersättigt abweisen möchte, der verborgene Reichtum des positiven Geistes, der wohl unterdrückt, aber nie vernichtet werden kann,

wie er gewaltig sich damals aussprach, hatte mich Glücklichen ergriffen. Eine solche Erinnerung verlöscht, eine solche Zeit vergeht nie.

Das „kritische" Zeitalter

Unser Jahrhundert hat sich schon in seiner ersten Hälfte das kritische genannt. Das vorige Jahrhundert, als es zu Ende war (und zwar recht eigentlich, sowohl innerlich als äußerlich), ließ sich's gefallen, nach dem genannt zu werden, was es am wenigsten besaß. Es wird das philosophische genannt. Der besondere Geist der Zeit verschwindet, wenn er genannt ist, wie die Geister in der Zauberwelt der Märchen. Ist der kritische Geist unserer Zeit im Verschwinden, da er in jeder Stunde sich seinen Namen zuruft? Er wollte wissen, was er besaß, er untersuchte den überschwänglichen Reichtum, der ihm gegeben war, und entdeckte, daß sein Besitz ein Nichts war; er mußte von vorn anfangen. Ich Armer fühle mich fremd in dieser Welt, und zwar durch den Reichtum meiner Jugend; ich besitze noch alles, und das will keiner verstehen. Wunderlich ist mir zumute, wenn mir als neue Belehrung, die ich zu erwägen habe, kritische Gedanken entgegenkommen, die damals fast trivial waren. Sie führen das jetzige Geschlecht zu dem Nichts. Mir löste sich schon damals der nebelhafte Zweifel in den ewigen Glanz des Lichtes und der Liebe auf.

Steffens als Dichter

Ich habe oft die Frage hören müssen, wie es möglich wäre, daß ich nicht als Dichter hervortrat. Man meinte, ich wäre einer; ich selbst bin geneigt, es zu glauben; aber das Gedicht, welches mir vorschwebte, würde ein Epos des Alls sein, und die Geschichte erstirbt an der Ausarbeitung dieses Gedichtes; wie sollte

ein beschränkter Mensch es darstellen können? Der geborne Dichter hat seine Freude an der Darstellung; er ist gleichgültiger in der Wahl des Gegenstandes. Mir war der Gegenstand jederzeit zu mächtig. Doch wenn die Seligkeit des Dichters darin besteht, daß der ganze Gegenstand bei einer jeden, auch scheinbar engen, Darstellung ihn durchdringt, so habe ich sie gefühlt wie wenige. Es war indessen natürlich, daß auch ich verleitet wurde, mich mit poetischen Versuchen abzugeben, und diese Versuche mögen zum Beweise dienen, wie wenig ich doch im strengen Sinne Dichter genannt werden kann. Jedesmal, wenn ich zu dichten versuchte, drängte sich mir ein Thema so tiefer und unendlicher Art auf, daß die Darstellung unmöglich war. Und was sich in eine Form etwa fügte, schien mir gering und bedeutungslos.

Jene rätselhafte Begebenheit, die ich aus meinem Vaterlande mitgebracht hatte, die Goethe erschütterte, als er sie vernahm, die Schelling in Terzinen behandelte, schien mir mein Eigentum zu sein, und ich bemühte mich eine lange Zeit hindurch, es als ein Drama zu behandeln. Bekanntlich wird nach dieser Erzählung ein Prediger, in einer öden, kahlen Gegend wohnend, genötigt, in der Nacht in einer Kirche, die allein von einem untergegangenen Dorfe übrig geblieben, aus dem zerstörenden Flugsande herausragte, ein Brautpaar zu trauen. Ein fremdes Volk, eine unbekannte Sprache redend, ist an der öden Küste gelandet; es erfüllt die Kirche; wider seinen Willen muß der Prediger die Trauung verrichten. Er wird zur Kirche hinausgestoßen; das fremde Volk schifft sich ein, aber man findet die Braut in der Kirche ermordet. Das unauflösliche Rätsel dieser Erzählung sollte angedeutet, nicht gelöst werden. Aber einen Himmel klarer und religiöser Gesinnung wollte ich durch den Prediger, einen Abgrund titanenhafter, höllischer Verirrung durch den Bräutigam darstellen. Der Plan ward mir nie übersichtlich klar. Die Fragmente des

Dramas sind meist aus meinen Papieren verschwunden; dennoch hat dieser Versuch mich so lange und anhaltend beschäftigt, daß er einen wesentlichen Teil meines damaligen Lebens ausmachte.

Neujahr 1801 in Weimar mit Goethe, Schiller und Schelling

Den wirklichen Anfang des Jahrhunderts verlebte ich, wie schon gesagt, mit meinen Jenaer Freunden, und zwar in Weimar auf einer Maskerade, durch den Hof veranstaltet. Man erlaube mir, diese Nacht hier nachträglich noch hervorzuheben. Ein wohlgeordneter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang. Später fing der Maskenball an und die verkleideten Tänzer bewegten sich ungezwungen durcheinander. Ein Maskenball, wenigstens wie er hier im Norden stattfindet, hat mich niemals sonderlich angezogen. Der Maskierte ist zu reflektiert, er vermag es nicht, sich einem gegenwärtigen Zustande bewußtlos hinzugeben, und eben weil er sich bestrebt, was er erscheinen soll, möglichst getreu darzustellen, bewegt er sich ungelenk und ungeschickt, und man sieht ihm die Befangenheit an; und dieses ist noch der bessere Fall. Die meisten willkürlich Maskierten haben irgend ein Kostüm aus dem Trödel aufgerafft und sich hineingesteckt, ohne nur zu wissen, was es bedeutet. Nun werden sie sichtbar gequält durch das Bewußtsein, daß sie aus dem gewöhnlichen Zustande herausgerückt sind, und man sieht ihnen das Peinliche ihrer Lage an. Daher ist die eigentliche wahre Maskerade, wo das Volk selbst aus allen gewöhnlichen Verhältnissen heraustritt und sich in einer phantastischen Welt heimisch fühlt, in den nördlichen Ländern undenkbar. Sie ist hier notwendig eine einstudierte, sie besteht aus Aufzügen, die freilich, je sorgfältiger sie eingeübt sind, einen desto größern und eigentümlichen Wert erhalten. Und wenn die Aufzüge beendigt sind und die Teilnehmer

derselben in ihrem Kostüm tanzen, wurde ich an die Abendmahlzeit in Borups Gesellschaft erinnert, wenn wir in unseren Rollen-Anzügen nach beendigtem Schauspiel uns zu Tische setzten. Die fremdartige Kleidung hatte dann völlig ihre Bedeutung verloren.

An jenem Abend nun trieb ich mich eine Zeitlang mit den Freunden in dem Saal herum, und die herrschende Verwirrung würde unleugbar die größte Langeweile erzeugt haben, wenn nicht eine Maske unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Es war ein altes Weib, welches sich mit unermüdlicher Redseligkeit an einen jeden drängte. Sie schien mit allen bekannt, berührte mit geistreicher Leichtigkeit selbst innere Familienverhältnisse und sprach fast mit gleicher Fertigkeit alle Sprachen, deutsch, französisch, englisch, italienisch. Schelling sprach die Maske lateinisch an, sie antwortete in dieser Sprache, obgleich die deutsche Aussprache des Lateinischen ihr Mühe zu kosten schien. Ich wollte sie in Verlegenheit setzen und sprach sie auf Dänisch an. Nicht ich allein, sondern auch die Umstehenden erstaunten nicht wenig, als sie mir auch in dieser Sprache antwortete; zwar ungeschickt, doch völlig verständlich. Auch mit meinen Verhältnissen schien sie bekannt und es fehlte nicht an treffenden und geistreichen Anspielungen. Als die allgemeine Aufmerksamkeit den höchsten Grad erreicht hatte und man sich an die Maske hinandrängte, um auf jede Weise zu entdecken, wer sie sei, war sie verschwunden. Jetzt blieben nur Hypothesen übrig, und man erschöpfte sich in Vermutungen. Die wahrscheinlichste blieb immer, daß es ein junger Engländer war, aus dem Institut des bekannten Emigranten Mounier. Ein solcher konnte sich wohl früher in Kopenhagen aufgehalten haben.

Nach Mitternacht zogen Goethe, Schiller und Schelling sich in ein Nebenkabinett zurück. Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch, und

die Unterhaltung ward immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären, ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock, und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geistreichen Einwurf in seinem Vortrage zu verwirren suchte. Schelling behielt fortdauernd seine ruhige Haltung, ich konnte ihm kaum eine Veränderung anmerken. Der Arzt Hufeland war eben im Begriff, einem Rufe nach Berlin zu folgen. Er trat etwas später herein, und so beliebt der treffliche Mann war, sprach sich doch die Abneigung gegen Preußen ziemlich unbefangen aus, und er ließ sich's gutmütig gefallen, Gegenstand unserer Scherze zu sein.

Naturphilosophie und Naturforschung

Ich hatte meine Beiträge an Goethe dediziert. Ich mußte wegen dieser Dedikation von Friedrich Schlegel vieles ausstehen. Der delphische Tempel der höheren Poesie, dem ich die Schrift geweiht hatte, gab ihm zu mancherlei geistreichen Einfällen Veranlassung. Da in der Schrift viel von der Kohärenz der Metalle die Rede war, so behauptete er, daß ich mich als Geheimer Kohärenzrat hätte unterschreiben müssen. Goethe nahm an dieser Schrift einen lebhaften Anteil. Mir schrieb er einen sehr ausführlichen Brief, und was mich in diesem besonders interessierte, war, daß er mir erzählte, wie er mit einem französischen Naturforscher das Experiment angestellt habe, ob derselbe fähig wäre, den Gang der Betrachtung zu verfolgen und durch die Anschauung die von mir dargestellten Metallreihen in ihrem lebendigen Zusammenhange aufzufassen. Er überzeugte sich bald, daß der Ver-

such ein durchaus vergeblicher wäre. Die Anschauung, behauptete er, fehle den Franzosen völlig, und er weissagte hierdurch das Schicksal, welches die Naturphilosophie überhaupt und meine Untersuchungen insbesondere in Frankreich finden würden; und nicht hier allein, sondern auch von hier aus bei allen empirischen Naturforschern in Deutschland. Ich habe gelernt, mich durch ein langes Leben darein zu finden, und wenn auch hier und da eine Ansicht Beifall gefunden hat, so ist doch der Geist, der dem Ganzen zum Grunde liegt, den Naturforschern so fremd geblieben wie damals. Meine große Achtung für die Naturwissenschaft, meine lebhafte Teilnahme an ihren Entdeckungen, meine Freude an ihren Fortschritten hat dadurch nicht abgenommen. Ich habe eingesehen, daß die Naturphilosophie eine selbständige Wissenschaft ist. Schon durch ihre Prinzipien von der empirischen Forschung durchaus geschieden, obgleich aus ihr hervorgehend und an die Totalität ihrer jedesmaligen Bildung wie an ihr Organ gebunden. Oft genug hatte ich Gelegenheit, ausgezeichneten Naturforschern, wenn sie redlich bekannten, daß sie nicht begriffen, was ich wollte, zu erwidern: wie ich doch einen doppelten Vorteil habe; der Genuß ihrer Entdeckungen wäre mir nicht versagt, die Fortschritte der empirischen Wissenschaften wären mir wie ihnen wichtig, aber auf einen anderen Standpunkt gestellt, wäre es mir vergönnt, einen Genuß zu erlangen, der ihnen, ihrem eigenen Geständnisse nach, fremd blieb. Die philosophische Kritik ihrer Bemühungen, die Geringschätzung ihrer Untersuchungen teilte ich nicht. Die Hypothesen, wenn sie nicht mehr zu sein verlangten, hatten sich durch ihre Folgen bewährt, und in keiner Wissenschaft waren die Voraussetzungen, von welchen man ausging, heilsamer gewesen, als in dieser; selbst dann, wenn sie als falsch anerkannt und verworfen werden mußten, nachdem sie das, oft Großartigste, geleistet hatten, wozu sie dienen sollten.

Jenaische Literaturzeitung

Kopenhagen 1802

Die Stellung der, wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich Verbündeten, die einen neuen und tieferen Geist in allen Richtungen der Wissenschaften zu erwecken bemüht waren, gegen die damalige allgemeine Literaturzeitung ist schon besprochen. Als sie sich von diesem kritischen Blatte nicht allein völlig getrennt hatten, sondern ihm auch entschieden feindlich gegenüber standen, mußten sie natürlich darauf bedacht sein, ein eigenes kritisches Institut zu bilden. Ein solches trat dann auch zuerst in Erlangen hervor, vom Professor Mehmel redigiert, aber es konnte sich nicht erhalten. Der Ort war zu ungünstig, die Mittel für eine große allseitige Anlage fehlten, und es ging schnell wieder ein. Es ist merkwürdig, wie man fast immer, wenn ein solches Blatt sich nicht zu halten vermag, auf das geringe Interesse des Publikums schließt. Dieser Schluß ist gewöhnlich ein völlig falscher. Diejenigen, die sich in der Tat lebhaft für ein kritisches Institut interessieren, bilden eine solche Minorität, daß sie es niemals aufrecht zu erhalten vermögen. Es kömmt darauf an, solche Mitarbeiter des Institutes zu gewinnen, die ein großes bürgerliches Ansehen genießen, und zwar in den verschiedensten Provinzen und in großer Anzahl. Sind diese gewonnen, so bilden sie an den vielen zerstreuten Lokalitäten ebensoviele feste Punkte, die ganz isoliert wirken, aber dem Institute eine gewisse Stabilität mitteilen. Ist ein Institut auf diese Weise mehrere Jahre hindurch tätig gewesen, hat es über die Geldmittel zu gebieten, die notwendig sind, um die erste schwankende Zeit zu überleben: dann mag ein tieferer Geist siegreich die Zeit in Bewegung setzen, er wird sich dennoch vergebens gegen das bestehende Institut erklären; dieses lebt fort und erhält sich, selbst wenn es alles Interesse einer bedeutenden heranstrebenden Zeit verloren hat. Kurz,

selbst das Höchste muß sich mit dem Geringsten und Gemeinsten verbrüdern (Freundschaft schließen mit dem ungerechten Mammon), wenn es einen materiellen Bestand erlangen will. Man mochte dieses einsehen. Goethe begünstigte die Anlage einer Literaturzeitung in Jena im großen Stil, der älteren gegenüber. Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigentümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Interesse dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrschenden philosophischen Ansichten betrachtet wurde: so sollte dieses neue kritische Blatt auf die Schellingsche Ansicht basiert sein. Man glaubte, daß diese in allen Richtungen der Wissenschaften schon so mächtig geworden wäre, daß für den Anfang ein hinlängliches Publikum die Unternehmung unterstützen würde, umsomehr, da Goethes Name, wenn er auch nicht tätig als Mitarbeiter hervortrat, die Zelebrität Tiecks, Schlegels und Schleiermachers, die täglich wuchs, sich an die neuere Philosophie natürlich anschloß. Es war viel von dieser Unternehmung die Rede während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Deutschland, jetzt erhielt ich nun durch einen Brief von Goethe eine genauere Nachricht von diesem Institute und ward, was mich nicht wenig überraschte, aufgefordert, eine ausführliche Kritik der Schellingschen Philosophie für die ersten Blätter zu liefern. Ich gestehe, eine solche Auszeichnung, und zwar durch Goethe, überraschte mich. Diese Einladung war ohne Zweifel durch Schelling veranlaßt. Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die zur festeren Begründung der Naturphilosophie notwendig waren, schien mein gütiger Freund vorzüglich bei mir vorauszusetzen.

Ich war jetzt von Deutschland entfernt, lebte mit Freunden, von welchen ich seit sechs Jahren einer fast gewaltsamen geistigen Entwickelung getrennt war. Die großen Bewegungen in Deutschland traten mir, wie in früheren Zeiten, als ein mächtiges Ganzes

entgegen. Es war mir manchmal seltsam, daß ich mir sagen mußte: ich wäre in dieser mir imponierenden Welt selbst heimisch geworden, ja habe zu ihrer Ausbildung tätig mitgewirkt. Ich nahm mir vor, etwas durchaus Gründliches und Bedeutendes zu liefern. Aber hier trat nun die eigensinnige und halsstarrige Eigentümlichkeit meiner Natur mir hemmend entgegen. In den letzten Monaten in Deutschland, auf meiner Reise nach Kopenhagen, in dieser Stadt, während des ganzen Sommers, beschäftigten mich meine Vorträge, die im Spätherbst anfangen sollten, ganz und gar. Das war meine eigene Aufgabe. Es war mir unmöglich, eine andere, eine fremde zu lösen. Die Philosophie, die mein geworden war, für teilnehmende Zuhörer wieder zu erzeugen, war eine so durchaus von einer kritischen Behandlung derselben verschiedene Arbeit, daß beide nebeneinander nicht bestehen konnten. Diese Wiedererzeugung durch Mitteilung war eine neue Epoche in meiner Entwickelung. Sie mußte eine gewisse Reife, Sicherheit, Festigkeit in sich selber erlangt haben, ehe ich an etwas so Bedenkliches, wie eine kritische Behandlung des reichen Gegenstandes, denken konnte. Als ich die erste Kritik der Schellingschen Schriften schrieb, hatte der Gegenstand noch nicht für mich den Reichtum und die innere Fülle erlangt, die mich jetzt ergriffen hatten, ja mich zu überwältigen drohten; und so geschah es denn, daß ich einen Auftrag, der mir so ehrenvoll war, nicht erfüllte. Erst ein paar Jahre später erschien in der Jenaer Literaturzeitung eine Rezension, die so unangemessen weitläufig angelegt war, daß sie abgebrochen werden mußte, ohne daß der Hauptgegenstand auch nur berührt war. Wie sehr aber dieser Brief dazu diente, meinen Ruf unter meinen Landsleuten zu vergrößern, läßt sich denken.

Oehlenschläger

Kopenhagen 1802

Ich sollte jetzt, es war wohl kaum einige Wochen nach meiner Ankunft, die Bekanntschaft eines jungen Mannes machen, die für mich und meine Stellung in meinem Vaterlande sehr entscheidend ward. Es war der als Dichter auch in Deutschland wohlbekannte und geschätzte Adam Oehlenschläger. Er war damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, ich schon über neunundzwanzig. Ich hatte schon manches erlebt, er noch kaum Kopenhagen verlassen. Über unsere erste Bekanntschaft und Zusammenleben hat er sich selbst geäußert, und ich wünsche, daß die Leser sich mit diesen Äußerungen bekannt machen. Man findet in diesen die schöne kindliche Naivität, die anziehende Einfachheit, die dieser in mancher Rücksicht sehr merkwürdige Mann bis in sein hohes Alter zu bewahren wußte. Er machte, so wie er mir damals an einem öffentlichen Ort durch O. H. Münster vorgestellt wurde, einen großen Eindruck auf mich. Seine höchst angenehmen Gesichtszüge, die Glut aus seinen kleinen schwarzen Augen, die ungeduldige Beweglichkeit in allen seinen Mienen, die wunderbare Mischung von weicher Sehnsucht und trotziger Kühnheit in allen seinen Äußerungen ließen mich bald erkennen, daß einer der bedeutendsten Jünglinge meines Vaterlandes vor mir stand. Ich hatte von ihm nichts vernommen; was er bis dahin geschrieben hatte, war mir unbekannt, und was er mir vortrug — Gedichte, mit Leichtigkeit hingeworfen, wie sie in Rahbecks Zuschauer erschienen waren —, schien mir keineswegs bedeutend. Seine reichen kühnen dichterischen Produktionen waren noch durch die Schranken der damaligen, in Dänemark herrschenden dichterischen Richtung gehemmt.

Noch nie hatte ich einen jungen Mann kennen gelernt, an den ich mich so entschieden, so ganz anschloß, wie an Oehlenschläger;

keinen, der sich mir so völlig, so durchaus, ja leidenschaftlich und zugleich aktiv hingab, wie er; E. H's. Hingabe war durchaus passiv. Der erste positive Versuch, in meinem Vaterlande tätig zu sein, sollte jetzt, ich fühlte es wohl, anfangen, und dieser durfte weder im eigentlichsten Sinne philosophisch, noch naturwissenschaftlich sein. Aber fast gewaltsam und ohne daß ich zu widerstehen vermochte, wurden meine Vorträge — ich konnte sie wohl Privatissima nennen — dichterisch. War ich auch selbst kein Dichter, so fühlte ich doch, daß ich es vermochte, einen dichterischen Geist über sich selber aufzuklären und in lebendige Bewegung zu setzen. Man hat dennoch meinen Einfluß auf ihn überschätzt. Ich gab ihn sich selber, er erkannte den eigenen inneren Reichtum, und ich erschrak fast, als die jugendliche frische Quelle mir gewaltsam entgegenströmte. Er kannte wohl die deutschen Dichter, er verehrte wohl Goethe: aber es ging ihm wie mir in früheren Zeiten, er wagte es nicht, dem, was ihn innerlich erfüllte, Worte zu geben. Jetzt zerbrachen plötzlich die Fesseln, und er war Dichter. Er fühlte sich befreit, jubelte und belohnte denjenigen, den er seinen Befreier nannte, mit einer grenzenlosen rührenden Hingebung. Keine Zweifel quälten ihn. Die ungehemmte schöpferische Tätigkeit fand unmittelbar die geeignete Gestaltung. Er hat selbst berichtet, wie er mir eine Erzählung vorlas aus der altnordischen Geschichte, in welche eine nach meiner Ansicht zu tadelnde moderne Sentimentalität eingedrungen war. Mehrere Bogen waren schon gedruckt. Ich schonte ihn nicht, und obgleich er in beschränkten Verhältnissen lebte, vernichtete er das schon Gedruckte, ersetzte seinem Verleger den Verlust und dachte nie mehr an eine Arbeit, die ihm doch Zeit und Anstrengung gekostet hatte. Was mich in Erstaunen setzte, da ich es unter allen Menschen am unmittelbarsten erlebte, war die Leichtigkeit, mit welcher er seine Muttersprache beherrschte. Eine nie vorher gekannte Anmut und

dichterische Fülle entwickelte sich plötzlich, eine neue Epoche der Sprache, die über ganz Skandinavien — denn auch in Schweden drang sie später ein und übte ihren Einfluß auf die ausgezeichnetsten schwedischen Dichter, Tegnér und Atterboom — sich mächtig verbreitete, trat ahnungsvoll und reich unter meinen Augen hervor. Man kennt Oehlenschläger nicht als Dichter, man kann sein jugendliches Verdienst nie gehörig schätzen, wenn man nicht die fast unglaubliche Gewalt erwägt, die er über die Sprache ausübte. Ebenso wunderbar und seltsam war die poetische Leichtigkeit, mit welcher er das innere Verständnis der deutschen Sprache sich zu eigen zu machen wußte, obgleich er mit der Grammatik derselben fast völlig unbekannt war. Er vermochte noch gar kein deutsches Gespräch fortzusetzen, als er mir schon deutsche Gedichte brachte, die freilich dem Deutschen seltsam klingen mußten, aber aus welchen dennoch wie durch einen Zauber ein inneres tiefes Verständnis der fremden Sprache hervorblickte, eine bildende Kraft, die schnell assimiliert, was gewöhnlich mühsam, durch äußeres Erlernen erworben werden muß. Ich kannte diesen Weg wohl, denn auch ich habe die deutsche Sprache mehr erlebt als erlernt: aber hier trat dieses innere Verständnis — die Gabe der Zunge, wie die Apostel sie nennen — plötzlich, wie durch einen Zauber hervor. Mein Bündnis mit Oehlenschläger ward bald ein Gegenstand des Gespräches in Kopenhagen; und durch ihn ward ich nun auch in einen Kreis versetzt, der mich immer mehr anzog, und der durch die Männer, aus welchen er bestand, einen neuen belebenden Mittelpunkt für meine ganze zukünftige Tätigkeit bilden sollte.

Baggesen

Kopenhagen 1802

In diesem Hause fand ich nun aber auch einen, schon seit vielen Jahren in seinem Vaterlande geschätzten, auch in Deutschland berühmten Dichter, Baggesen. Flüchtig hatte ich schon früher in Kiel seine Bekanntschaft gemacht. Ich schätzte zwar sein Talent, besonders wie es sich früher in leichten launigen Erzählungen geäußert hatte, ich bewunderte das Geschick, mit welchem er die deutsche Sprache metrisch zu beherrschen wußte: aber er gehörte einer Dichterschule zu, die ich bekämpfte, und er blieb mir fremd. Doch hatte er eine gewisse Leichtigkeit, sich neuen Ansichten anzuschließen, und ich erinnere mich nicht, daß er in dem Kreise, in welchem er, fast beständig mit seiner Lage unzufrieden und von aller Gesellschaft ausgeschlossen, lebte, mir störend entgegen getreten wäre.

Ruf nach Halle

Kopenhagen 1804

Ich erhielt im Märzmonat 1804 ein Schreiben, welches plötzlich eine Hoffnung in mir erregte, die ich kaum zu nähren wagte. Auch auf meine Frau machte es einen Eindruck so gewaltsamer Art, daß er in ihrer Lage mir fast bedenklich schien. Es war ein Brief von dem berühmten Arzt Reil in Halle. Er zeigte mir an, daß der damalige Kabinettsrat Beyme, der das Vertrauen des Königs im hohen Grade besaß, die Absicht hatte, die wissenschaftliche Bedeutung der Universität Halle durch die Berufung jüngerer Lehrer zu heben. „Ich habe“, schrieb mir Reil, „die Hoffnung, Sie durch mein freundschaftliches Verhältnis zu Beyme auf eine vorteilhafte Weise als Professor ordinarius bei der hiesigen Universität angestellt zu sehen. Schreiben Sie mir umgehend, ob Sie geneigt sind, einen solchen Antrag, wenn er

an Sie erginge, anzunehmen. Sie würden Naturphilosophie, Physiologie und Mineralogie vortragen. Ich bitte Sie, Ihren Schwiegervater nichts eher davon wissen zu lassen, als nachdem Sie die Vokation wirklich erhalten haben."

Die Aufregung, in welche dieser unerwartete Brief mich versetzte, war unglaublich. Mein ganzes Dasein bekam plötzlich eine andere Richtung. Ich hatte mich von meiner Jugend an durchaus als meinem Vaterlande gehörig, durchaus als Däne gedacht. Die stille Sehnsucht nach Deutschland, der verborgene Wunsch, dort zu leben und tätig zu sein, waren kaum zum inneren klaren Bewußtsein gelangt: und nun war ich doch in eine Stellung versetzt, die mir eine völlige Trennung von meinem Vaterlande, so wie sie sich jetzt darbot, nicht bloß wünschenswert, sondern leider selbst notwendig machte. Ich will es gestehen, ich ergriff die Hoffnung, die mir aufging, jubelnd, und dennoch war dieser Jubel mit einem tiefen Schmerz verbunden. Zu tief lebten alle Knaben- und Jugenderinnerungen in meinem Innersten. Wenn ich das neue Leben ergriff, dann erstarben diese, und keine Hoffnung eines Zukünftigen kann die Schmerzen des Todes überwinden.

Schleiermacher

Halle 1805

Ich sollte hier einen Mann treffen, der von neuem Epoche in meinem Leben machte. Es war Schleiermacher, der zugleich mit mir, oder wenige Wochen nachher, als Professor extraordinarius nach Halle berufen ward. Schleiermacher war bekanntlich (denn viele haben ihn noch gekannt und erinnern sich seiner) klein von Wuchs, etwas verwachsen, doch so, daß es ihn kaum entstellte. In allen seinen Bewegungen war er lebhaft, seine Gesichtszüge höchst bedeutend. Etwas Scharfes in seinem Blick mochte vielleicht zurückstoßend wirken. Er schien in der Tat

einen jeden zu durchschauen. Er war einige Jahre älter als ich. Sein Gesicht war länglich, alle Gesichtszüge scharf bezeichnet, die Lippen streng geschlossen, das Kinn hervortretend, das Auge lebhaft und feurig, der Blick fortdauernd ernsthaft, zusammengefaßt und besonnen. Ich sah ihn in den mannigfaltigsten wechselnden Verhältnissen des Lebens, tief nachsinnend und spielend, scherzhaft, mild und erzürnt, von Freude wie durch Schmerz bewegt: fortdauernd schien eine unveränderliche Ruhe, größer, mächtiger als die vorübergehende Bewegung, sein Gemüt zu beherrschen. Und dennoch war nichts Starres in dieser Ruhe. Eine leise Ironie spielte in seinen Zügen, eine innige Teilnahme bewegte ihn innerlich, und eine fast kindliche Güte drang durch die sichtbare Ruhe hindurch. Die herrschende Besonnenheit hatte seine Sinne auf eine bewundernswürdige Weise verstärkt. Während er im lebhaftesten Gespräch begriffen war, entging ihm nichts. Er sah alles, was um ihn her vorging, er hörte alles, selbst das leise Gespräch anderer. Die Kunst hat seine Gesichtszüge auf eine bewundernswürdige Weise verewigt. Rauchs Büste ist eins der größten Meisterstücke der Kunst, und wer mit ihm so innig gelebt hat, wie ich, kann fast erschrecken, wenn er sie betrachtet. Es ist mir oft, noch in diesem Augenblick, als wäre er da, in meiner Nähe, als wollte er die streng verschlossenen Lippen zum Gespräch öffnen.

Wir schlossen uns ganz und unbedingt aneinander, und ich habe es nie auf eine entschiedenere Weise erfahren, daß eine unbedingte Hingebung die Selbständigkeit fördert, nicht unterdrückt. So hatten mich Goethe, Schelling, Tieck ganz gewonnen, wie jetzt Schleiermacher. Was man seinen Spinozismus zu nennen beliebte, war eben dasjenige, was mich am meisten anzog, weil er nicht in der Form einer Naturnotwendigkeit, vielmehr als die lebendigste Quelle der unbedingten Freiheit erschien Seine Kritik

der Sittenlehre war schon seit einem Jahre gedruckt. Allerdings war seine Darstellung dialektisch-negativ, aber die Realität eines Positiven, Allumfassenden, alle Negation in der Einheit Verklärenden, durchdrang ihn. Und durch meinen Freund Twesten ist es bekannt geworden, wie sehr er in meine naturwissenschaftlichen Ansichten einging, wenigstens insofern diese in der größern Allgemeinheit sich aussprachen. Wir lebten aufs innigste miteinander verbunden, wir teilten Ansichten, Gedanken, ja Neigungen. In der Reichardtschen Familie lebte Schleiermacher, wie ich; Spaziergänge, Lustpartien, Gesellschaften waren gemeinschaftlich; unsere besten Zuhörer, diejenigen, denen es Ernst war, gehörten uns beiden zu. Seine ethischen Vorträge und meine philosophischen schienen den Zuhörern aufs innigste verbunden, sie ergänzten sich. Aber auch wir tauschten, was wir wußten, wechselseitig ein, und wenn Schleiermacher meine physikalischen Vorträge hörte, so schloß er mir die griechische Philosophie auf, und durch ihn lernte ich Plato kennen. Es kann hier, wo ich meine persönliche Beziehung zu ihm darzustellen habe, nicht meine Absicht sein, seine höchst bedeutende, in der Theologie eine neue Zukunft der Wissenschaften entwickelnde Stellung zu beurteilen, mir fehlen die Kenntnisse, die dazu nötig sind, wenn auch hier der richtige Ort wäre. Aber was sein Umgang und, mit diesem verbunden, seine Schriften mir geworden, wie tief sie in den Entwickelungsgang meines eigenen Lebens eingedrungen sind, vermag ich mir selbst kaum klar zu machen, noch weniger darzustellen.

Je tiefer, ernster, ja religiöser Schleiermacher Leben und Wissenschaft betrachtete, desto entschiedener wies er, wie in wissenschaftlichen Darstellungen so auch im Leben, alles zurück, was ihm nichtig und wertlos erschien. Ja er liebte es wohl damals noch, mit diesen Formen ein leichtes Spiel zu treiben. Viele, oft entstellte Gerüchte liefen in der Stadt herum und wurden auch wohl

weiter verbreitet. Man erzählte sich, wie der Professor der Theologie in einer kurzen grünen Jacke, hellen Beinkleidern, und eine Blechbüchse über die Schulter tragend, botanisieren ging....

Schleiermacher war zugleich als Universitätsprediger berufen. Eine alte Kirche war als Universitätskirche eingerichtet, und als die verwitwete Königin starb, sollte Schleiermacher eine Gedächtnisrede halten. Es war im Märzmonat, ein schöner Frühlingstag lockte uns beide, von Bartholin begleitet, an dem Tage vor der angesetzten Feierlichkeit nach dem Petersberge. Die Nacht brachten wir in der Schenke des Veltheimschen Dorfes Ostrow zu. Diese Nacht ist mir auf immer unvergeßlich. Wir schlossen uns nie inniger, nie tiefer füreinander auf. Mir erschien Schleiermacher nie geistig größer, nie sittlich reiner. Noch immer erscheint mir diese Nacht wie eine der merkwürdigsten meines Lebens, wie geheiligt. Im Hintergrunde lag der fröhlich genossene Tag, die weite, fruchtbare Gegend mit ihren Dörfern von dem ersten Frühlingshauche belebt. Wie eine feierliche Tempelhalle umgab uns die unendliche Natur, trug, durchdrang, beflügelte einen jeden Gedanken, und der keimende Frühling erwärmte, wie die Natur, so den Geist. Ich habe ein Zeugnis von dem Eindruck, den diese Nacht auf ihn gemacht hat, in einem Briefe an seine teure Freundin, die Hofrätin Herz. Es war der Wiederglanz seiner eigenen Reinheit, durch die ich in dieser wahrhaft heiligen Stunde verklärt erschien. Die tiefe Religiosität seiner Sittlichkeit trat mir nie näher. Der Erlöser war in unsere Mitte getreten, wie er es versprochen hatte, daß er da sein würde, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Damals ward es mir klar, daß ein Positives des Christentums, wenn es auch namenlos blieb, ihn dennoch, von seiner frühesten Kindheit in der Brüdergemeine an, durchdrang, und daß, was er theologisch wissenschaftlich Gefühl nannte, zum christlichen Bewußtsein gesteigert, das Ewige,

Positive der göttlichen Liebe sei; und das Mißverständnis eines berühmten Philosophen war mir unbegreiflich, ja verletzte mich. Dieses Gefühl war wie Liebe, so Glaube, wie Gesinnung, so Sinn, der letzte als der Träger und Pfleger der ersteren.

Es war über Mitternacht, und den folgenden Vormittag um 9 oder 10 Uhr sollte Schleiermacher die Kanzel besteigen. Der Gegenstand der Gedächtnisrede mußte mit vieler Zartheit behandelt werden. Nach wenigen Stunden Schlaf erwachten wir und hatten noch anderthalb Meilen wandernd zurückzulegen. Es hatte die Nacht gefroren. Die früheren, wärmeren Tage hatten den Schnee geschmolzen und den Weg ungleich gemacht. Schleiermacher, ein rüstiger Fußgänger, eilte voran auf dem holprigen Wege über die scholligen Felder. Kaum vermochten wir ihm zu folgen. Wir merkten, wie er trotz des schnellen Gehens in tiefes Nachdenken versunken war, und wir störten ihn nicht. Als ich nach Hause kam, konnte ich mich nur eben umziehen, um zur rechten Zeit in die Kirche zu kommen. Als ich unter meinen Herren Kollegen erschien, entstand eine allgemeine Bewegung. „Ei," riefen sie, „da Sie hier erscheinen, können wir nun endlich doch auch hoffen, den Herrn Schleiermacher zu sehen." Seine Fußreise kurz vor der Rede lief als ein Gerücht in der ganzen Stadt herum, selbst daß wir die Nacht in einer Schenke zugebracht hatten, wußte man. Früh morgens hatte man nach seiner Wohnung geschickt, und als er kaum eine Stunde vor dem Anfange der gottesdienstlichen Feierlichkeit, als die Glocken aller Kirchen läuteten, noch nicht zurückgekommen war, schien man zu erwarten, ja einige wohl sogar zu hoffen, daß er gar nicht kommen würde. Ich schwieg und ließ die Herren reden.

Schleiermacher bestieg die Kanzel. Ein jeder, der ihn gehört hat, weiß, wie sehr seine Persönlichkeit durch besonnenen Ernst von der Kanzel herab imponierte. Seine Rede zeigte die kunst-

reiche Anordnung aller Teile, die ihn als Redner so sehr auszeichnete. Der Inhalt war klar, der Gegenstand würdig behandelt. Bei äußerer Ruhe, ja scheinbarer Kälte des Vortrages machte er dennoch einen tiefen Eindruck, und ein jeder mußte die Kirche mit der Überzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Verhältnisse, auch der größten, seiner göttlichen Bestimmung gegenüber, verlassen. Alle meine Herren Kollegen mußten die Gedächtnisrede rühmen, ja bewundern. Die Ansicht, als hätte derjenige, der einen solchen wohldurchdachten, kunstreich geordneten, klaren und in sich sicheren Vortrag frei gehalten, die kurz vorhergehenden Stunden leichtsinnig und in zerstreuender Belustigung zugebracht, mußte einem jeden ungereimt erscheinen. Ich glaube nicht, daß das Gerücht irgend einen bleibenden Eindruck gemacht hat.

Oehlenschlägers Besuch

Halle 1805

Unter den Ereignissen, die in dieser nur zu kurzen glücklichen Zeit stattfanden, darf ich Oehlenschlägers Besuch nicht mit Stillschweigen übergehen. Er hatte in Dänemark seinen Aladdin vollendet und zugleich die Aufmerksamkeit des Grafen Schimmelmann auf sich gezogen. Dieses dichterische Werk, in welchem eine so tüchtige und gesunde, wie phantastisch reiche Eigentümlichkeit sich kund gibt, hat zuerst seinen Ruf in Deutschland begründet; in seinem Vaterlande hatte die ganze Poesie eine eigene Richtung genommen. Oehlenschläger zeichnete sich in seinen jüngeren Jahren auch dadurch aus, daß seine Dichterwerke, so wie sie sich gestaltet hatten, auf eine ungewöhnliche Weise in seinem Gedächtnis haften blieben, selbst die größeren bis in das kleinste Detail; aber eben deswegen war es ihm auch ein dringendes Bedürfnis, sie seinen Freunden vorzutragen. Er hatte allerdings die Hoffnung, ein

Reisestipendium zu erhalten, allein dies war noch keineswegs sicher. Oehlenschläger hatte bisher noch kaum die Umgegend von Kopenhagen verlassen; eine Reise von einigen Wochen nach Laaland und Langeland, die er während meines Aufenthaltes in Kopenhagen anstellte, war ihm ein großes Ereignis in seinem Leben, und eine dichterische Erzählung hat dieser Reise einen bedeutenden Wert in der dänischen Literatur verschafft. Jetzt, da Aladdin vollendet war, konnte er der Sehnsucht, ihn mir vorzutragen, nicht widerstehen. Ich erhielt die Nachricht, daß er nach Halle kommen würde, und wenige Tage darauf erschien er. Fast ein Jahr hindurch brachte er in meinem Hause zu, von meiner Familie wie von meinen bedeutenderen Freunden geliebt und geschätzt. Die Neigung ausgezeichneter Menschen, ihrer eigenen Beschäftigung, eben weil sie das ganze Dasein erfüllt, einen absoluten Wert zuzuschreiben und alle übrigen menschlichen Beschäftigungen als untergeordnete zu betrachten, sprach sich bei Oehlenschläger auf eine so naive Weise aus, wie nicht leicht bei irgend einem Dichter; aber eben diese, ich möchte sagen Unschuld, teilte seinen manchmal seltsamen Behauptungen einen großen Reiz mit. Es gab nicht leicht einen Mann, der einen tieferen Sinn für gesunde Eigentümlichkeit hatte, als Schleiermacher. Je rücksichtsloser und unbefangener sich Oehlenschläger äußerte, je weniger reflektiert, je weniger bemüht, ja auch nur fähig, die Grenzen seiner Bildung zu verbergen, er erschien, desto lieber ward er ihm.

Während Oehlenschläger bei mir war, machte er Goethes Bekanntschaft, welcher sich eine längere Zeit bei Wolf aufhielt und auch einige Male in Giebichenstein erschien. Er gewann Goethe ganz; zwar hatte Oehlenschläger während seines längeren Aufenthaltes in Halle die Fertigkeit, sich in der deutschen Sprache mit Leichtigkeit auszudrücken, immer mehr ausgebildet, aber seine Rede, wenn auch ungehemmt, war nichts weniger als fehlerfrei.

Er wagte es, dem großen Dichter Szenen aus seinem Aladdin, der noch nicht deutsch erschienen war, unmittelbar aus dem Dänischen ins Deutsche zu übersetzen. Vielleicht waren eben die Fehler ihm pikant, viele gewagte Konstruktionen, viele wunderbare Äußerungen, wie sie einem Deutschen nie eingefallen wären, ergötzten Goethe nicht allein, sondern schienen ihm bemerkenswert und bedeutend. „Die uns verwandten Dänen", hörte ich ihn sagen, „könnten wohl unsere Sprache bereichern, und was wir, von der einseitigen Ausbildung ergriffen, nur zu tadeln geneigt sind, verdiente wohl nicht selten unsere Aufmerksamkeit." Die gesunde, ursprüngliche und aus einer reinen Quelle hervorsprudelnde Eigentümlichkeit gefiel ihm sehr. Es ist bekannt, wie sehr solche Naturen den großen Dichter einnahmen, welche Hoffnungen er an ein solch frisches Dasein zu knüpfen pflegte, wie er sich ihnen hingab. Auf Oehlenschläger hatte diese Zuneigung eines Mannes, den er so sehr verehrte, einen großen Einfluß. Er hatte, während er in meinem Hause lebte, keine Ruhe, eine Masse von Plänen, Entwürfen für zukünftige Gedichte drängten sich in seinem Kopfe; er glaubte vielleicht, nicht lange mehr zu leben, und hielt sich verpflichtet, jeden Augenblick zu benutzen. In Halle schrieb er Baldurs Tod, ein nordisch-mythologisches Gedicht, mit einer Gewalt über die dänische Sprache, mit einer bewundernswürdigen Benutzung uralter Formen, wie nur Rückert es in Deutschland vermochte, eine der herrlichsten Poesien Oehlenschlägers, aber, wie begreiflich, unübersetzbar. Zur Erholung und mit einer erstaunlichen Leichtigkeit übersetzte er die Goethesche Bearbeitung des Reineke Fuchs; und sowohl für eine deutsche wie für eine dänische Bearbeitung war das Trauerspiel Hakon Jarl bestimmt. Dieses letztere ist in der deutschen dichterischen Literatur hinlänglich bekannt.

Ich lebte nun völlig zufrieden, die schönsten Aussichten schwebten mir vor, eine wünschenswerte Tätigkeit, deren Kreis sich immer erweiterte und eine gedeihliche Entwickelung versprach, setzten mich in Bewegung, mein Amt, meine Familie, meine Freunde, meine Zuhörer beglückten mich, und zum ersten Male in meinem Leben konnte ich auch in meinen äußern bürgerlichen Verhältnissen für die nächste Zukunft einem völlig sorgenlosen Dasein entgegensehen. Aber der Boden, aus welchem ein so erfreuliches Leben hervorwuchs, war hohl, und ich ahnte es nicht. Allerdings war Preußens Lage mir sehr bedenklich. Ich konnte die ganze Stellung des Staats nicht mit den Augen eines Einheimischen betrachten. Die Riesengestalt, die sich aus der Revolution erzeugt hatte, schien mir drohend und fürchterlich, und nur mit Angst sah ich der Zukunft entgegen.

Im Januar 1806 ward Klara geboren, das einzige Kind, welches Gott mir erhalten hat. Es war kränklich, aber es lebte und gedieh. Die Mutter stillte das Kind. Im Frühlinge desselben Jahres reiste ich mit Schleiermacher, seiner Schwester (welche später an Moritz Arndt verheiratet) und Herrn v. Voß nach Berlin. Der Frühling war reizend und Berlin im höchsten Grade bewegt. Die politischen Ereignisse, die jetzt noch so allgemein im Andenken sind und über welche ich, obgleich durch Familienverhältnisse sowie durch Freunde wohlunterrichtet, doch als Fremder keine bedeutenden oder unbekannten Aufschlüsse zu geben vermag, wurden immer drohender, und je näher die Entscheidung kam, desto bestimmter trat die mächtige Gesinnung hervor, die einen entschlossenen Widerstand forderte.

Humboldt, ein Jahr früher aus Südamerika zurückgekehrt, hielt sich jetzt in Berlin auf. Bartholdy war aus Griechenland

zurückgekommen. Zwei Gartenhäuser von gleicher Gestalt lagen hinter dem weitläufigen, jetzt fast ganz mit Häusern besetzten Garten des Georgeschen Hauses in der Friedrichsstraße, von Bäumen umgeben. In dem einen wohnte Humboldt, in dem andern Johannes Müller. In dem großen Wohnhause (dem jetzigen Friedrich-Wilhelms-Institut) suchte ich Fichte auf, ging eine Treppe hinauf, begegnete einem feinen wohlgekleideten Manne und fragte: ob hier nicht Fichte wohne? „Der Mann ist mir unbekannt", antwortete der Herr; und ich gestehe, ich sah ihn mit Erstaunen an. Daß Fichte in diesem Hause wohnte, war gewiß, auch fand ich ihn, als ich einen andern Eingang wählte. Daß aber Fichte, damals in der Blüte seines Rufes, einer der berühmtesten Männer in ganz Deutschland, einem gebildeten Manne in demselben Hause, welches er bewohnte, unbekannt sein konnte, war mir, ich gestehe es, sehr seltsam; indeß es erschien mir großstädtisch und imponierte mir.

Johannes Müller, der Historiker

Berlin fanden wir in einer großen Gärung, man kann sagen, es war der Glanzpunkt der Stadt vor ihrem furchtbaren Unglück. Mich zogen die Gelehrten, die dort ein allgemeines Interesse erregten, zunächst an. Was ich von Bartholdy über Griechenland, die furchtbare Lage der Griechen und die hoffnungsvolle Tüchtigkeit des Volkes hörte, war mir neu, die Naturszenen des unterdrückten Landes, wie er sie darstellte, rissen mich hin. Bartholdy war mitteilend, seine Darstellungen lebhaft und lehrreich. Daß ich Johannes Müller jetzt kennen lernte, betrachtete ich als ein vorzüglich glückliches Ereignis. Seine Schweizer-Geschichte kannte ich und hatte sie mit der größten Teilnahme gelesen. Die Gründlichkeit seiner Studien hatte in mir Achtung, der Geist, der durch seine Darstellung hindurchblickte, Bewunderung erregt. Seit den

Toggenburger Streitigkeiten schien ein nagender Wurm in dem Innersten des kühnen einfachen Volkes verborgen, lange nur wie ein Stachel, der alle Kräfte belebte, die rasche Entwickelung des Volkes steigerte, bis zum wunderbaren Blütepunkte der Macht, die sich in dem gewaltigen Kampfe gegen Karl den Kühnen entfaltete und den tragischen Untergang der mächtigsten und glänzendsten Persönlichkeit seiner Zeit herbeiführte. Komponisten beklagen sich darüber, daß eben die Vorzüge Goethescher Dichtungen die musikalische Komposition derselben erschweren. Die zarte Poesie der Sprache, behaupten sie, enthalte selbst zuviel Musik und fessele die Freiheit des komponierenden Künstlers. So erschien mir die Darstellung der Kämpfe und des Unterganges Karls des Kühnen, obgleich sorgfältig aus dem Studium aller Quellen entsprungen, dennoch so dramatisch groß und mächtig, daß eine zweite, künstlerische Bearbeitung des Stoffes dadurch erschwert, wenn nicht unmöglich ward. Merkwürdig bleibt es immer, daß ein Stoff, der dem Dichter so bereit zu liegen scheint, noch bis zu dieser Stunde keinen angelockt hat. — Aber am grauenhaftesten erschien es mir, daß der Untergang die Sieger wie die Besiegten traf. Durch die verpestete Gesinnung waren diese der lauernden Politik Ludwigs XI. preisgegeben, und die dunkle Nacht, die sich hinter die Verhältnisse aller geschichtlichen Völker verbirgt, ergriff mich, als ich Johannes Müller las, zuerst auf eine seitdem unvertilgbare Weise. Dieser Geschichtsforscher war lehrhaft und seine Bekanntschaft mir auch für meine Studien wichtig. Es waren einige Versuche, die Geschichte naturphilosophisch zu konstruieren, erschienen, die seinen Unwillen im höchsten Grade erregt hatten. Als Kritiker hat er streng seinen Zorn in einigen Rezensionen in der Jenaer Literaturzeitung ausgesprochen. Obgleich ich nun seine mehr künstlerische als spekulativ forschende Art sehr wohl erkannte, ja seine völlige Unfähig-

keit, sich von der Vereinzelung der Forschung, geistig betrachtet, loszureißen, einsah, so mußte ich ihm dennoch in vielen Äußerungen beistimmen, und sein Kampf gegen eine vorlaute Spekulation trat mir warnend entgegen.

Alexander von Humboldt

Am wichtigsten aber war mir die Bekanntschaft mit A. v. Humboldt. Ich hatte schon lange das bewundernswürdige Talent dieses Naturforschers anerkannt. — Seine unterirdische Flora, seine geognostischen Untersuchungen, die zuerst auf eine allgemeine Gleichförmigkeit in der Schichtung der älteren Gebirge aufmerksam machten, eine Ansicht, die, wenngleich in ihrer ursprünglichen Gestalt einseitig hervortretend, dennoch als der erste lebendige Anstoß, aus welchem sich eine neue Geognosie entwickelte, betrachtet werden muß; seine ausführliche Schrift über die gereizten Muskel- und Nervenfasern, die sich unmittelbar an die Erscheinungen anknüpfte, die durch Volta eine neue Physik schufen, in deren unvollendeter Bearbeitung die Naturwissenschaft unserer Tage noch begriffen ist; seine eudiometrischen Versuche, die freilich zu einem Resultate führten, welches verworfen werden mußte, aber dennoch dazu beitrugen, das Richtigere zu entwickeln: — alle diese Arbeiten, der bewegliche Geist, der mit Leichtigkeit alle die wichtigsten Probleme seiner Zeit ergriff, ihre geschichtliche Bedeutung erkannte und in rastlose Tätigkeit versetzte, ließen mich in diesem Manne einen der ersten und bedeutendsten Geister seiner Zeit erkennen. Einige blinde enthusiastische Äußerungen jüngerer Naturphilosophen hatten mich in eine schiefe Stellung zu ihm versetzt. Ob sie ihm, unbedeutend und vorübergehend, wie sie waren, bekannt wurden, wußte ich nicht, ja ich weiß es bis zu diesem Augenblick noch nicht: aber je entschiedener ich ein jedes Talent, welches ich selbst nicht besitze, achte, je williger ich mich ihm hin-

gebe und unterwerfe, desto mehr ängstigte mich meine dadurch hervorgerufene Stellung gegen ihn. Doch diese Angst dauerte nur kurze Zeit. Ich sah Humboldt fast täglich. Seine Gespräche waren im höchsten Grade lehrreich; der unermeßliche Reichtum der Beobachtungen, die, nach allen Richtungen der Naturwissenschaft ausgedehnt, alle Naturverhältnisse einer bedeutenden, bis jetzt unbekannten, ja unzugänglichen Region eines ganzen Weltteils mächtig umfaßten und dadurch die Notwendigkeit, die ganze Erde auf ähnliche Weise zu betrachten, unvermeidlich hervorriefen, überwältigten mich fast. Ich sah den Schöpfer der physikalischen Geographie vor mir, den Mann, der noch jetzt in seinem hohen Alter jene vereinzelten Früchte beschränkter Untersuchungen in das die ganze Erde umfassende Feld einer großartigen Kombination hineinziehend, die Wissenschaft lehrreich erweitert, die er begründet hat. Es lebte noch nie ein Gelehrter, welcher so wenig vor der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm zur Untersuchung darboten, zu erschrecken Ursache hatte, wie Humboldt. Alles, was er ergriff, gehört ihm auf immer zu, steht ihm in jedem Moment zu Gebote; gelehrte Notizen aller Zeiten, wie die mannigfaltigsten Naturerscheinungen der ganzen Erde.

Ich wohnte bei meinem Verleger und Freunde, Reimer, damals in der Kochstraße, sehr weit von Humboldt entfernt. Humboldt begleitete mich aus einer Gesellschaft in großer Entfernung von unsern beiderseitigen Wohnungen; er folgte mir bis in die Kochstraße, ich ihm von da bis nach seiner Wohnung, er mir wiederum zurück; ein großer Teil der Nacht verschwand, und er zwang mich durch Güte, ihn nicht noch einmal zu begleiten, was meine Absicht war. Hätte ich das Glück gehabt, diese Bekanntschaft in einer ruhigen Zeit zu machen, sie würde mich noch tiefer und ausschließender ergriffen haben, aber auch so machte sie Epoche in meinem Leben.

Berliner Gesellschaften

Die Gastfreiheit der Berliner ist bekannt. Wer auf irgendeine Weise ausgezeichnet, fremd in ihrer Mitte erscheint, darf in den besten Gesellschaften nicht fehlen. Fast täglich erschien ich mit Humboldt, Müller, Fichte und Bartholdy zum Diner, oft zum zweiten Male am Abend. Als ich mit Humboldt die nächtliche Promenade antrat, verließen wir die Hofrätin Herz, diese durch Geist, Bildung, imponierende Schönheit und liebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichnete Freundin Schleiermachers, deren herzliche Zuneigung, gehoben durch die reichsten Erinnerungen meines Lebens, mich noch im hohen Alter beglückt.

Von den Gesellschaften, in welchen ich in der kurzen Zeit von wenigen Wochen erschien, erinnere ich mich noch besonders der durch lebhafte und interessante Konversation ausgezeichneten bei Frau v. Berg, der geist- und kenntnisreichen Korrespondentin des Philologen Wolf. Bei dem Bankier Levi fand ich ebenso einigemal jene mir so merkwürdigen Männer, und wie könnte ich diese mir so lehrreichen Stunden der Geselligkeit vergessen, da ich noch jetzt an sie erinnert werde durch die treffliche, in jeder Hinsicht ausgezeichnete achtzigjährige Witwe, die noch immer gesund und geistig klar mit liebevoller Teilnahme hülfreich erscheint, und einer jeden bedeutenden Erscheinung des Tages sich lebhaft anschließt.

Daß Schleiermacher in diesen geselligen Kreisen selten fehlte, wenn nicht seine eigenen vielfältigen, anderweitigen Verbindungen ihn irgendwo fesselten, versteht sich von selbst. Durch ihn lernte ich seine bedeutenden Freunde, die Gebrüder Spalding und den gelehrten schwedischen Diplomaten Brinkmann, kennen.

Nach der Schlacht bei Jena

Napoleon kam. Er bezog die Wohnung des Professor Meckel, eines der angesehensten Häuser der Stadt, auf einem Platz (dem

großen Berlin). Die Garde, in Parade aufgestellt, machte einen imponierenden Eindruck. Napoleon ritt an den Gliedern vorüber und hielt, wie man versicherte, eine belobende Anrede an diese seine geschätzten Truppen. Daß er gegen die Preußen besonders erbittert war, wußten wir. Halle war die erste preußische Stadt, die er besetzte, und während seine Truppen die fliehende Armee verfolgten, beschloß er, hier einige Tage auszuruhen. Ich war mit meiner Familie noch in der Schleiermacherschen Wohnung. Dort war ein Beamter des kaiserlichen Kriegsbureaus einquartiert, der natürlich die besten Stuben einnahm, so daß Schleiermacher mit seiner Schwester und seinem Freunde Gaß, sowie ich mit Frau und Kind uns schlecht genug behelfen mußten. Keiner zog sich in dieser Zeit aus, keiner hatte in der Nacht ein bequemes Lager, nur erschöpft und ermüdet schliefen wir wenige Stunden. Der Einquartierte, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist, war höflich, ja verbindlich. Er versuchte es oft, ein Gespräch mit uns anzuknüpfen, und zwar ein in mancher Rücksicht bedenkliches; ja, da wir uns immer vorsichtig und zurückhaltend äußerten, wagte er es, Schleiermacher aufzufordern, einen Brief aufzusetzen, dessen Inhalt ein Angriff auf den preußischen Hof und die Regierung, und die Hoffnung, welche die Einwohner auf die heilbringende Herrschaft des Kaisers gründeten, sein sollte. Daß ein Mann von Schleiermachers allgemein bekannter starker Gesinnung genötigt war, eine solche Zumutung mit Entrüstung abzuweisen, entsetzte mich. Doch ist es begreiflich, daß wir nicht ohne Sorgen waren. Der Beamte blieb aber höflich wie bisher. Einst sprach er unbefangen von dem grenzenlosen Ehrgeize des Kaisers. Es wäre, meinte er, seine Absicht, das römische Kaisertum des Mittelalters, welches ja ursprünglich von Frankreich ausgegangen war, wieder zu begründen; wäre dieses ihm gelungen, dann würde er in einem langen Frieden das Glück der von ihm

besiegten Völker befördern und pflegen. Die anerkannte Kultur der großen Nation würde alle Völker des Kontinents vereinigen, und es gäbe dann keine Gewalt mehr, die ihn bedrohen und den beglückenden Frieden stören könnte. Eine grenzenlose Erbitterung, ein leider in diesem Augenblick hoffnungsloser Haß drohte fast laut zu werden, indem wir von einem deutschen Manne in deutscher Rede eine so verruchte Sprache hörten. Wir verließen das Haus nicht, wir vermieden es, soviel wir konnten, die verhaßten Feinde zu sehen. Napoleon blieb, irre ich nicht, drei Tage in Halle. Am zweiten Tage ritt er in glänzender Begleitung der Marschälle und Generale durch die Straße, in welcher wir wohnten. Der einquartierte Beamte forderte uns auf, den Zug zu betrachten. Schleiermacher und ich schlugen es aus, und nur nach wiederholten Bitten warfen wir einen flüchtigen Blick auf die Straße. Dieser war nicht hinreichend, um die Personen zu unterscheiden. Ich sah nur die etwas phantastische Kleidung Murats. Napoleon habe ich nie gesehen. Der Beamte zeigte uns alle Personen und schien unsere tiefe Verehrung und Bewunderung vorauszusetzen. Am zweiten Tage des Aufenthaltes des Kaisers in dieser Stadt stürzte ein Studierender in grenzenloser Angst in unsere Wohnung. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich wirklich, wie der verzweiflungsvolle Schreck die Haare in die Höhe richtete. Die Stimmung, die unter uns herrschte, konnte solch einen Schreck selbst in der drohendsten Gefahr nicht aufkommen lassen. Je mehr alle äußere Aussicht und Hülfe verschwand, je drohender die Verhältnisse um uns herum wurden, desto mehr stärkte sich, aller äußern Unwahrscheinlichkeit zum Trotz, die innere Zuversicht, die feste Überzeugung, daß das Heilige und Große, wie es in Deutschland keimte, die göttliche Macht, die in der Geschichte waltete, ein so herrliches Gut sein mußte, daß der rohe Fußtritt siegreicher Heere es nie vernichten

konnte. In diesem Sinne wagte ich es auszusprechen, was von diesem Augenblick an auch das leitende Prinzip meiner ganzen Gesinnung wurde, solange die Franzosen das Land besetzt hielten. Die Schlacht von Jena, behauptete ich, eben in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit, wäre der erste Sieg über Napoleon, denn er hatte die mit ihm im Bunde stehende Schwäche vernichtet und von jetzt an in allen Preußen die innere großartige Erbitterung hervorgerufen, die sich endlich bewaffnen und siegen mußte. Die Gewißheit, daß ich seinen Sturz erleben würde, verließ mich nie....

Ich kann es nicht leugnen, die gewaltsame geschichtliche Bedeutung Napoleons, die früher mich zu ihm hingezogen hatte, als er, aus Ägypten zurückkehrend, die Revolution überwältigte und Ordnung und Gesetz in Frankreich einführte, hatte Spuren der Hochachtung zurückgelassen. Ich haßte, aber bewunderte ihn zugleich; ja, daß eine so großartig mächtige Persönlichkeit bestimmt war, unser schlummerndes nationales Bewußtsein neu zu beleben, schien mir hoffnungsvoll und bedeutend. Von jetzt an, als ich die gemeine Gesinnung entdeckte, ward er mir inmitten seiner geschichtlichen Größe verächtlich. Daß die große Entwickelung des Geschlechts in ihrem Fortgange eine solche innerlich verpestete Gesinnung vernichten mußte, schien mir gewiß. Die mir eigene sanguinische Hoffnung verlor sich nie. Ich erlebe, behauptete ich unbefangen, Napoleons Sturz und Deutschlands Befreiung. Besonnene Männer, die mich so sprechen hörten, lächelten und glaubten wohl, daß ich nicht so klar wie sie das absolut Trostlose der in der Gegenwart vorliegenden Verhältnisse durchschaue. Und doch lag die absolute Hülflosigkeit aller europäischen Staaten des Kontinents, Frankreich gegenüber, einem jeden Menschen so nahe, daß wenig Scharfsinn dazu gehörte, sie zu entdecken.

Ein zweiter Freund war Hülsen, ein höchst merkwürdiger, schon früher von mir genannter Mann. Er war mehrere Jahre älter als wir. Von geringen Eltern geboren, war er (ein Märker) in seiner Jugend als Kantonpflichtiger entflohen und durfte nicht nach Preußen zurück. Er hatte unter den drückendsten Verhältnissen seine Jugend durchlebt und sich erst im höhern Alter den Studien gewidmet. Hülsen war eine entschieden eigentümliche Natur. Tief, kühn, paradox. Die Berliner Königliche Akademie hatte sich bei der damaligen, völlig unphilosophischen Stimmung der Hauptstadt durch eine seltsame Preisfrage kompromittiert. Die Aufgabe war: „die Fortschritte der Metaphysik in der neuern Zeit nachzuweisen". Hülsen erregte ein allgemeines Aufsehen durch eine kleine Schrift, in welcher er bewies, daß diejenige Wissenschaft, deren Fortschritte nachzuweisen die Gelehrten durch die akademische Preisfrage aufgefordert würden, seit Kant zu existieren aufgehört hätte. Diese Schrift begründete seinen Ruf; er stand, der Arme, in seinem Vaterlande als ein Entwichener betrachtet, der Akademie seines Landes siegreich gegenüber. Irre ich nicht, so trug diese Schrift einiges zu einer reuigen Selbsterkenntnis der damaligen Philosophen der Hauptstadt bei und diente als vorbereitende Einleitung zu einer Epoche, die freilich erst viele Jahre nachher Berlin zu einem Hauptsitze der Spekulation auszubilden bestimmt war. Hülsen zog später zu seinem Freunde Berger nach Holstein, heiratete hier ein adeliges Fräulein mit einem kleinen Vermögen, kaufte ein ansehnliches Bauergut in Angeln, richtete die einfache Bauerwohnung freundlich ein und führte als ein wohlhabender Bauer ein durchaus idyllisches Leben. In Angeln sind die Bauern reich, mehrere leben daher wie wohlhabende Bürger in den Städten; und das bequeme

sorgenlose Dasein hat Neigungen, die sonst wohl unter den Bauern selten Nahrung finden, entwickelt und unterstützt. Ein Angler Bauer litt z. B. lange Zeit an einer sehr komplizierten Krankheit; er machte diese zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung, studierte, sich selbst überlassen, die Medizin in ihrem ganzen Umfange, unterwarf sich in Kiel einer strengen Prüfung und praktizierte in seiner Gegend als anerkannter Arzt. Ein zweiter ward ebenso auf seine eigene Hand Philosoph. Die Kantsche Kritik war ihm genau bekannt und Fichtes Wissenschaftslehre von ihm gründlich durchgearbeitet. Er war ein entschiedener Fichteaner. Daß Hülsen ihn genau kannte, ließ sich voraussetzen, und obgleich ein solcher Autodidakt natürlich in eine Art von starrer Einseitigkeit gerät, obgleich ihm die geistige Beweglichkeit fehlte, mußte ich doch, als ich ihn kennen lernte, seinen Tiefsinn bewundern. Männer dieser Art haben doch entschieden den Vorteil, denjenigen gegenüber, die als Schriftsteller und Lehrer der Wissenschaft öffentlich tätig sind, daß sie sich durchaus und rücksichtslos der Lösung eigener Aufgaben hingeben können. So fiel das Leben Hülsens in dieser Gegend weniger auf. Er war als wissenschaftlich Beschäftigter nicht der einzige unter den Landleuten seiner Gegend, er konnte als ein Bauer und doch anständig und bequem wohnen und in stiller Zufriedenheit seine Tage genießen.

Mißhelligkeiten mit Fichte und Voß

Holstein 1807

Ich sollte es jetzt erfahren, daß eine hülfsbedürftige Lage zu gleicher Zeit den unfreundlichen Tadel und die Neigung, unsere Entschlüsse zu beherrschen, um über uns zu gebieten, hervorruft. Ich weiß nicht, wie ich den Gedanken gefaßt hatte, daß Fichte, der sich längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, einigen Einfluß

besäße. Ich wandte mich an ihn, stellte ihm meine Lage vor und fragte, ob ich wohl hoffen könnte, auf irgendeine Weise meine Anstellung in Preußen so zu behalten, daß ich wieder in Tätigkeit gesetzt würde. Ich erhielt von ihm eine sehr unfreundliche Antwort. Er war in Kopenhagen gewesen, und man hatte sich da wohl über mein Benehmen sehr tadelnd geäußert. Er warf mir Hochmut und Eitelkeit vor; er suchte meine wissenschaftlichen Bemühungen zu tadeln und als völlig inhaltslos und nichtig darzustellen; und wie ich später vernahm, hatte er auch in Berlin sich auf eine ähnliche Weise über mich ausgesprochen; nur daß er sich allerdings verpflichtet fühlte, meine Anhänglichkeit an Preußen, meinen Entschluß, selbst wenn die Stellung in Dänemark die günstigste geworden wäre, mich nicht von dem Lande, dem ich diente, zu trennen, ebenso entschieden anzuerkennen.

Noch schlimmer ging es mir mit Voß. Tieck hatte mir geschrieben und mich beschworen, Deutschland nicht zu verlassen. „Du kannst", schrieb er, „im südlichen Deutschland wohlfeiler leben als irgendwo; die Wohlfeilheit ist da einem halben Gehalte gleich zu schätzen." Wenn man nichts hat, ist freilich eine solche halbe Einnahme nicht sonderlich lockend. Er nannte Heidelberg. Mir fiel es ein, daß ich vielleicht dort durch den Ruf, den ich als Dozent in Halle erlangt hatte, als Privatdozent ein notdürftiges Auskommen erwerben könnte. Voß war seit langen Jahren ein Hausfreund meines Schwiegervaters. Da meine wissenschaftliche Beschäftigung die seinige gar nicht berührte, so glaubte ich, er würde in dieser Rücksicht unbefangen sein; besonders aber setzte ich voraus, daß die höchst bedenkliche Lage der Tochter seines langjährigen Freundes ihn zur Teilnahme auffordern würde. Von seiner Lage in Heidelberg wußte ich durchaus nichts. Ich forderte ihn nur auf, mich zu unterrichten, ob meine Vermutung, ohne Anstellung dort bei der Universität mit

einiger Aussicht auf Erfolg Vorlesungen halten zu können, gegründet sei oder nicht. Von Fichte hatte ich vorausgesetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß er einigen Einfluß habe: umgekehrt verhielt es sich unglücklicherweise mit Voß. Er beherrschte durch den Mann, in dessen Händen damals das Schicksal der Universität Heidelberg lag, fast alle Verhältnisse; und durch eine seltsame Selbsttäuschung verwandelte er meine freundschaftliche Anfrage in eine Art von demütigem Gesuche, welches er von oben herab abzuweisen das Recht hätte. Er hatte auch einen Bericht über meine Audienz bei dem Prinz-Regenten erhalten, wies mich wie ein Rector scholae wegen meines Übermutes zurecht, hoffte, daß, wenn besonnene nüchterne Männer dazwischen träten, der Regent mir meine Übereilung verzeihen und mich wieder gnädig aufnehmen würde. Zugleich warnte er mich auf eine höchst väterliche Weise. „Lassen Sie sich", schrieb er, „durch die Lobeserhebungen des Herrn Ast nicht irre leiten." Der Sinn dieser letzten Äußerung blieb mir lange verborgen. Zu sehr mit meinen eigenen Arbeiten beschäftigt, waren mir die Schriften des Herrn Ast unbekannt geblieben. Erst später erfuhr ich, wie sehr dieser Schriftsteller dem Herrn Voß zuwider sein müsse, indem er meiner rühmend erwähnt hatte. Diese alberne Weise, mit welcher ein invalider Schulmeister, der von mir und meinen Studien nichts wußte, mich als einen Schulknaben behandeln zu können glaubte, kränkte mich, ich gestehe es, tiefer als alles, was ich bis jetzt erlebt hatte. Die trübe Erfahrung, daß die Lage, in welche die Halleschen Professoren durch eine ungewöhnliche feindliche Gewalttat geraten waren, als solche völlig verkannt, gar keine Teilnahme erregte, tat mir eine solche Stumpfheit nationaler Gesinnung kund, und zwar bei ausgezeichneten Männern, daß ich darüber heftig erschrak. Ich war allerdings geneigt, einen noch herrschenden Standpunkt der Wissenschaftlichkeit überhaupt, die

16*

alles, was ich trieb, als ein Nichtiges und Unbedeutendes behandelte, in seiner Art gelten zu lassen. Ich hatte mich auf einen solchen Erfolg meiner Bemühungen in der Literatur völlig vorbereitet. „So lange du lebst", sagte ich mir, „werden deine Bemühungen in ihrer Wahrheit und Wichtigkeit von den Gegnern verkannt: und wenn sie sich mächtig entwickelt haben und nicht mehr abweisen lassen, wird von deinen unbedeutenden Anfängen nicht mehr die Rede sein." In der stillen tatenlosen Einsamkeit, in welcher ich jetzt sorgenvoll lebte, bildete sich diese tragische Ansicht meines ganzen Daseins so entschieden aus, daß sie sich seit der Zeit nie mehr verdrängen läßt. Diese Geringschätzung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen war mir daher keineswegs unerwartet: aber daß die Veranlassung meiner gegenwärtigen Lage gar keine schonende Teilnahme erregte, empörte mich im höchsten Grade. Ich zerriß den Brief mit Ingrimm und beantwortete ihn mit den schärfsten Ausdrücken des vernichtenden Hohnes. Wohl mag mein Urteil über den Philologen, dessen große Verdienste ich nicht zu schätzen vermag, seit der Zeit hart und einseitig geblieben sein. Nur einer meiner Freunde war für mich eifrig und tätig; es war Schelling, der damals, von Franz Baader unterstützt, sich die größte Mühe gab, mir eine Stelle als Akademiker in München zu verschaffen. Oft glaubte er, mir in dieser Rücksicht Hoffnung geben zu können, die aber ebenso oft wieder verschwand, und zuletzt blieben alle Bemühungen erfolglos

Siderismus

1807

Ritter, der durch Schellings Einfluß aus seiner betrübten Lage in Jena gerettet wurde, erhielt einen Ruf als Mitglied der Akademie in München; dort hatte er sich mit einem sogenannten Wasser- und Metallfühler eingelassen und glaubte die seltsamsten

Entdeckungen gemacht zu haben. Siderismus nannte er die neue Lehre, die er durch diese Entdeckungen begründen zu können glaubte, und eine kleine, jetzt ganz vergessene Schrift, die er damals herausgab, ward zwar von den empirischen Physikern verschmäht und zurückgewiesen, erregte aber in gewissen Kreisen, besonders unter denen, die die Natur spekulativ zu betrachten geneigt waren, ein großes Aufsehen. Obgleich nun die leise Oszillation eines kosmischen Daseins, welches in unklaren Bebungen unser Inneres bewegt, von mir niemals abgeleugnet wurde, so zweifelte ich nichtsdestoweniger entschieden an der Möglichkeit, diese verborgene Naturtätigkeit zum Gegenstande klarer wissenschaftlicher Beobachtungen machen zu können; und wenn ich auch diese Richtung der Untersuchungen nicht ganz abwies, so näherte ich mich ihnen doch nur mit großem Bedenken. Zu den Versuchen, auf welche Ritter aufmerksam gemacht hatte, und die er selbst in Menge anstellte, so wie sie sich auch mit Leichtigkeit wiederholen ließen, gehören vorzüglich folgende: An einem Haar oder sonst an einem möglichst feinen Seidenfaden wird ein goldener Ring befestigt. Der Faden wird leicht zwischen den Fingerspitzen gehalten, und wenn er über verschiedene Körper gehalten wird, besonders über Metalle, entstehen bestimmte Schwingungen; teils in geraden Linien, die dann durch ihre Richtung nach verschiedenen Weltgegenden sich unterscheiden lassen; teils durch verlängerte Ellipsen, bei welchen man nicht nur die Richtung nach den Weltgegenden, sondern auch die Bewegung der Ellipse von der Rechten nach der Linken oder umgekehrt wahrnehmen kann. Ritter glaubte in diesen Bewegungen je nach der Natur der Gegenstände, über welchen die Schwingungen stattfanden, ein geheimes Gesetz zu entdecken. In mehreren Gegenden von Deutschland wurden diese Versuche von Männern und Frauen mit leidenschaftlichem Eifer angestellt; sie waren förmlich Mode. Auch

unter meinen Freunden in Holstein erregten sie ein lebhaftes Interesse. Ich wollte nicht widersprechen und nahm, obgleich kopfschüttelnd, an ihren Versuchen teil. Ich entdeckte bald, daß der subjektive psychische Einfluß des Experimentators sich von dem Objektiven des Gegenstandes niemals entschieden trennen ließ, und hielt mich für überzeugt, daß ein reiner Versuch auf diesem Wege nicht möglich wäre. Nun sollte aber die Beschäftigung meiner Freunde auf eine für mich höchst lehrreiche Weise ein Ende nehmen.

Ich habe oft bemerkt, daß Philosophen, die von einem rein abstrakten Anfang an sich entwickelt haben, am leichtesten mit unbestimmten Erscheinungen zufriedengestellt werden, die sich der Abstraktion am leichtesten fügen; so wie der exakteste mathematische Kalkül wohl nicht selten den unsichersten Beobachtungen eine scheinbare Festigkeit erteilt hat, und wie eben die schlechteste und ungeschickteste Dichtung durch die vortrefflichste musikalische Komposition gehoben wird.

Unter jene, die diese Versuche mit dem größten Eifer und mit wirklichem Scharfsinn verfolgten, gehörte Hülsen. Während ich mich bei Thaden aufhielt, hatte er sich eine Menge Metallstäbe angeschafft, zum Teil von Metallmischungen in wechselnden, jederzeit möglichst genau bestimmten Verhältnissen. Er betrachtete nun mit möglichster Genauigkeit die Schwingungen über eine genau nach Norden orientierte Linie, welche durch andere in allen Richtungen der Windrose gelegte Linien durchschnitten wurde. Nachdem er sich eine Zeitlang mit diesen Versuchen beschäftigt hatte, hielt er sich für überzeugt, ein wirkliches System aller dieser Bewegungen gefunden zu haben, nach welchem sich die siderische Bedeutung der einfachen Metalle und ihre Mischungen bestimmen ließen. Diese Bewegungen, ihre Richtungen und die Drehungen der Ellipsen nach der Rechten oder Linken wurden

genau bemerkt, und die Reihe der Versuche bildete ein langes Verzeichnis, welches in der Tat nicht ohne Überraschung betrachtet werden konnte. Ich hatte eben Thaden verlassen und reiste über Seekamp nach Hamburg zurück. Hülsen, erfreut über seine Entdeckung, die, wie ihm schien, durch die oft wiederholten Versuche, die immer den nämlichen Erfolg hatten, fest begründet war, kam ebenfalls nach Seekamp, um mich mit seiner Entdeckung bekannt zu machen. Alle Metallstäbe wurden in einer bestimmten Reihe geordnet, wie die Richtungen der Oszillationen den Strichen des Kompasses von Norden nach Osten folgten, die ganze Windrose hindurch, und wie bei einem jeden Strich die Ellipsen sich rechts oder links bewegten. Das weitläufige Verzeichnis, welches die Resultate von fast hundert Beobachtungen enthielt, ward mir übergeben. Alle Versuche zu wiederholen, wäre freilich zu weitläufig gewesen, aber ein Drittel vom Ganzen wurde wirklich angestellt, willkürlich aus allen Windstrichen genommen. Jedesmal, wenn ein bestimmtes Metall genommen war, verglich ich das Resultat mit dem in dem Verzeichnis angegebenen. Daß nun der Experimentator die Resultate so vieler Versuche solcher Art, die willkürlich aus der ganzen Reihe herausgesucht wurden, für einen jeden Fall klar im Gedächtnis behalten hätte, sich nie darin geirrt, sich durch sein sicheres Bewußtsein orientiert und uns so getäuscht hätte, war allerdings eine Hypothese, die entschieden abgewiesen werden mußte; teils weil wir den redlichen Mann kannten, teils weil solcher Betrug schlechterdings unmöglich schien. Ich verfolgte diese Versuche stillschweigend, aber mit einer großen Spannung und steigender Verwunderung. Mein Freund Hülsen glaubte, den Grund dieser Verwunderung in der Wichtigkeit seiner Entdeckung zu finden, und ward, je mehr die Menge der Versuche zunahm, sichtbar zufriedener. Indessen hatte ich mit Berger, unserem Wirt, ein geheimes Einverständnis, und als wir

die Reihe der Versuche schlossen, wandte ich mich an Hülsen: „Freund," sagte ich, „was ich hier erlebt habe, ist in der Tat bewundernswürdig. Es ist mir eine Aufgabe geworden, die mich wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch beschäftigen wird, ohne ihre ganze Lösung zu finden; aber sie ist mir eine psychische und nicht eine physische geworden. Du bist mir das Wunder, nicht deine Metallstäbe — denn da", sagte ich und zeigte mit dem Finger, „ist Norden und nicht, wo du meintest." Er hatte das mit den Strichen bezeichnete Papier allerdings nach dem Kompaß gelegt; daß er sich bei diesen Versuchen nach dem magnetischen Pol richten zu müssen glaubte, war natürlich. Während er sich nun wegbegab, um seine metallischen Stäbe zu holen, wurde zufällig durch einen Anstoß das Papier verschoben. Berger und ich vereinigten uns bald stillschweigend, um die Erfolge dieses Irrtums wahrzunehmen, und entdeckten nun mit größtem Erstaunen, daß zwar der objektive äußere Pol verrückt war, daß aber der subjektive Pol der Seele dieselbe Richtung behalten hatte, so daß alle scheinbar gesetzmäßigen Verhältnisse sich um diese mit instinktartiger Sicherheit ordneten.

Hülsen erschrak zwar, als er auf diese Weise erfuhr, daß er, anstatt seine physikalischen Kenntnisse, ja die Wissenschaft zu erweitern, sich selbst ein unerklärbares Rätsel geworden war. Aber er war zu sehr Philosoph, um nicht diese Sache vollkommen rein objektiv zu betrachten; von Pendelversuchen war aber von jetzt an in diesem Kreise nicht mehr die Rede.

Ph. O. Runge

Hamburg 1807

Philipp Otto Runge war, als er bei meinem früheren, wie späteren Aufenthalte in Hamburg in dem vertrautesten Umgange mit mir lebte, 30 Jahre alt. Seine erste Bekanntschaft hatte

ich mehrere Jahre früher in Dresden gemacht, wo er in dem genauesten Umgange mit Tieck lebte. Dieser nur zu früh gestorbene Künstler erregte zu seiner Zeit eine große Teilnahme, und da das Andenken an ihn durch die Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften erneuert ist, so halte ich mich um so mehr verpflichtet, das Bild dieses in vieler Rücksicht merkwürdigen Mannes zu geben, wie es mir erschien, und so gut ich es zu entwerfen vermag.

Das seinen Schriften vorgedruckte Bildnis ist nach dem Ölgemälde, welches er selbst gemalt hat, und man kann es ein ziemlich gelungenes nennen. Er war von mittlerer Größe, schlank gebaut, zeichnete sich aber besonders durch einen starken Knochenbau aus, den man an den Händen und Füßen, aber auch im Gesicht erkannte. Seine Gesichtszüge waren dessenungeachtet höchst einnehmend und bedeutend; jeder, der ihn sah, ahnete in ihm eine phantasiereiche Dichternatur. Seine großen lebendig sinnenden Augen waren gewöhnlich nach innen gekehrt und hatten eine unbeschreiblich anziehende Gewalt. Seine dicht geschlossenen Lippen waren ungemein zart, und aus den leisesten Bewegungen derselben sprach sich etwas Sinniges und Geistreiches aus. Er war in Gesellschaft unbekannter Menschen still und verschlossen; im vertrauten Kreise aber gab er sich gern und willig hin. Er lebte in Hamburg als glücklicher Ehemann, und ich brauche dieses Verhältnis nur kurz zu erwähnen. Die Briefe an seine Frau, vor und nach seiner Ehe, wie viele Briefe an seine Freunde, die jetzt gedruckt sind, enthüllen uns die Tiefe der mit allen seinen künstlerischen und dichterischen Gedanken innig verbundenen Neigung. Es gibt wenige Menschen, die sich so ganz als Fremdlinge auf der Erde darstellen, wie er. Alle seine Gedanken, dichterische wie künstlerische, bewegten sich in einer höhern geistigen Welt, in welcher er lebte, und aus welcher jede Äußerung entsprang. Wenn junge Männer nicht selten sich bemühen, einem

in allen äußeren Rücksichten gefesselten sinnlichen Dasein äußerlich eine höhere Bedeutung zu geben, das Gemeinste und Geringste mit hohen, aber leeren Worten zu übertünchen — ein Versuch, der immer auf eine widerwärtige Weise mißlingt —, so erschien Runge hingegen mit einer unbefangenen und ungesuchten Wahrheit. Er suchte nie Worte, ich hörte nie einen Menschen sprechen, der mit großer Tiefe so einfach sich äußerte wie er; gewöhnliche Menschen übersahen ihn ganz, aber die wärmste Neigung eines jeden Menschen, der ihm einmal nahe getreten war, erwarb er sich auf immer. Es entstand fast unvermeidlich ein Gefühl in seinen Freunden, durch welches sie gezwungen wurden, ihm tätig zu dienen, alles in seiner Umgebung so zu ordnen, daß das innere, in der Erscheinung fremde Dasein in allen Richtungen sich frei entwickeln und äußern konnte. Dieses, daß wer ihm nahe trat, ihm dienen mußte, gestaltete sich deswegen als eine unvermeidliche Forderung, weil die verschiedenen Richtungen seiner Arbeiten weit auseinander lagen und dennoch so durchaus von einem einigenden Lebensprinzip durchdrungen waren, daß seine Freunde mit der gespanntesten Erwartung der reichen, lebendigen Gestalt entgegensahen, deren Geburt angekündigt war, und die nun erscheinen mußte. Dieses erkannten seine Freunde, seine Familie, vor allen der Herausgeber seiner hinterlassenen Schriften, sein Bruder, der ganz für ihn lebte und sich opferte.

Wenn Runge unter seinen Freunden saß, erschien er im wahrsten Sinne kindlich. Die geringsten, gewöhnlichsten Ereignisse erhielten einen dichterischen Anstrich, und das Unbedeutendste erschien ihm märchenhaft. Ich habe auf diese Weise Abende erlebt, durch die Unterhaltung, die von ihm ausging, so seltsam gehoben, daß, wäre es möglich, sie, wie sie waren, darzustellen, eine Dichtung zum Vorschein kommen würde, die zu den vorzüg-

lichsten gerechnet werden müßte, die jemals erschienen sind. Das Phantasiereiche und Kindliche in der plattdeutschen Sprache trat dann mit einem unwiderstehlichem Zauber hervor; die beiden, in der deutschen dichterischen Literatur allgemein bekannten und geschätzten Märchen hörte ich an solchen Abenden von ihm erzählen, als sie noch nicht gedruckt, ja noch nicht aufgeschrieben waren; und sie erschienen da um so bedeutender, weil sie nicht isoliert etwa als ein verfertigtes vorgelesenes Gedicht fremdartig in eine prosaische Welt hineintraten, weil wir vielmehr sämtlich als Kinder von dem wunderbaren Grauen des Lebens ergriffen waren, so daß die Märchen uns fast wie das Natürlichste, die gewöhnliche Reflexion aber als etwas Unwahres und Nichtiges erschien.

So sehr auch Novalis durch Bildung und Ansichten des Lebens von Runge verschieden war, so wurde ich doch immer an jenen erinnert. Novalis lebte in einer reichen Mythenwelt, wie sie sich geschichtlich gestaltet hatte, er lebte forschend, grübelnd, bildend in ihr und sprach aus ihr heraus. Hier aber glaubte ich das Mythen erzeugende Organ inmitten einer kalt reflektierten Zeit unmittelbar wahrzunehmen.

In der Tat, es war merkwürdig, wenn man nun neben dieser rein phantastischen Richtung seines Geistes die Schärfe der Auffassung bestimmter Gegenstände, denen er in allen ihren Beziehungen nachforschte und sie zu verfolgen suchte, wahrnahm. Als Maler war ihm die Natur und Bedeutung der Farben höchst wichtig, aber obgleich auch diese in einer tiefern, fast mystischen Bedeutung aufgefaßt wurden, so vergaß er doch keineswegs die durchaus äußeren, für das Technische wichtigen Verhältnisse. Es wäre in der Tat wünschenswert, wenn die Untersuchungen, die er anstellte, die Versuche, durch welche er den Farben Dauer zu erteilen unternahm, selbst wenn sie nicht ganz gelungen waren,

allgemeiner bekannt würden. Da in den letzten Dezennien die Malerkunst wieder aufzuleben anfängt, nachdem sie fast verloren gegangen oder mit untergeordneten Gegenständen beschäftigt und in untergeordneten einseitigen Manieren gefesselt war, ist es mit Bedauern bemerkt worden, wie schnell mehrere der vorzüglichsten Bilder der neuesten Zeit nachgedunkelt sind. Die Kunst, welche die Alten so wohl verstanden, der Frische und dem Glanze der Farben in ihren Bildern Dauer zu verschaffen, scheint in der Tat verschwunden oder wenigen Malern nur noch wie durch einen Zufall eigen zu sein. Auf diesen Gegenstand war Runges Aufmerksamkeit sorgfältig gerichtet. Was Albrecht Dürer und vorzüglich Leonardo da Vinci über die Farben geschrieben hatten, war ihm wohlbekannt. Einen alten chemischen Laboranten in Altona, der sich viel mit Versuchen in der Farbenchemie beschäftigte und im Besitz bestimmter Geheimnisse zu sein glaubte, hatte er persönlich kennen gelernt. Seine Geheimnisse gab dieser nicht für eigene Erfindungen, vielmehr für Überlieferungen aus, und Runge verschmähte es nicht, sich mit ihm einzulassen. Das große lebhafte Interesse, welches er zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des alten Adepten. Runge selbst stellte eine Menge Versuche an. Inwiefern diese Arbeiten zu irgendeinem bedeutenden Resultate führten, ist mir unbekannt geblieben. Die Schwierigkeit bleibt immer, daß das entscheidende Urteil erst nach einer bedeutenden Länge von Zeit gefällt werden kann.

Aber mit welcher Strenge und Schärfe der Beobachtung er einen bestimmten Gegenstand behandelte, beweist seine Schrift „Die Farbenkugel", in welcher er die Verhältnisse aller Mischungen der Farben zueinander in ihrer vollständigen Verwandtschaft zu konstruieren und eine Ableitung der Harmonie in der Zusammenstellung derselben nachzuweisen suchte. Diese Schrift, streng auf ihren Gegenstand beschränkt, ist als ein Muster einer

in sich ganz abgeschlossenen Untersuchung, selbst für die Naturwissenschaft, zu betrachten.

Runge wandte sich an Goethe, der, wie bekannt, einen seiner Briefe in seiner Optik abdrucken ließ. Ich habe aus den hinterlassenen Schriften gesehen, daß ich, wenigstens eine Zeitlang, diese Korrespondenz vermittelte. Mir war es völlig aus dem Gedächtnisse verschwunden. Aber die Darstellung der Farbenkugel, wie sie Runge gibt, ist von einer jeden vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Farbentheorie ganz unabhängig. Bei einem jeden solchen Wechsel behält sie ihren Wert.

Obgleich nun diese Arbeit in ihrer Abgeschlossenheit ebenso abgesondert von der großen, künstlerisch-dichterischen Unternehmung Runges, wie von der theoretisierenden Physik, daliegt, einem vollendetem Faktum ähnlich, so ist doch die Betrachtung desselben für einen jeden, der Runge richtig schätzen will, von großer Bedeutung. Es gibt keinen Künstler der neueren Zeit, der sich so unbedingt seiner reichen Phantasie hingab, und bei dem ersten Anblicke scheinen seine Produkte mehr einem willkürlichen Traume ähnlich, in welchem alle bestimmten Gestalten sich durch unsichere Verwandlungen in das Gestaltlose hineintauchen und zu verschwinden drohen. Wenn wir nun aber sehen, wie dieser scheinbar träumerische Künstler mit der kältesten Besonnenheit einen verwickelten Gegenstand in allen seinen Beziehungen zu umfassen vermag, dürfen wir dann voraussetzen, daß er in seinen Darstellungen alle Besinnung verloren hat? muß man nicht vielmehr glauben, daß die wunderbare Freiheit so viel wagt, weil sie von einer besonnenen Zuversicht sicher getragen wird? daß sich eine verhüllte, tiefe Absichtlichkeit in dem scheinbar willkürlichen Spiel verbirgt? Seine Produkte mögen uns rätselhaft erscheinen, aber die Rätsel sind sinnvoll, sie stoßen nicht zurück, sie ziehen uns vielmehr an, und wir können sie nicht

verlassen, ohne mit aller Anstrengung ihre Lösung zu versuchen.

So erfreulich das Wiederaufleben der Kunst in unseren Tagen ist, so gern wir die Bewunderung der bedeutenden Talente, die zum Vorschein gekommen sind, teilen: so müssen wir doch gestehen, daß eine so tief geistig bewegte Zeit, wie die unsere, eine neue, ihr zugehörige eigentümliche Kunst fordert. Was wir besitzen, ist mehr oder weniger Wiederholung des Dagewesenen; von dieser Überzeugung war Runge durchdrungen und in dieser Hinsicht recht eigentlich ein Kind der lebendigen neuen Zeit, die hervortrat; in seiner reinen Ursprünglichkeit dem Tiefsten, was damals laut wurde und sich wechselseitig verständigte, gleich.

Alle Kunst ist Mythe, ja diese findet ihre reine vollendete Darstellung erst in der Kunst. Allerdings hat eine jede Religion, auch die wahrste und heiligste, ihre mythische Seite, aber keine, auch nicht die verirrte, entspringt aus der Mythe. In der Religion bewegen sich alle Momente des Daseins, und in dieser lebendigen Einheit aller geht sie einer höheren, über das bloß sinnliche Dasein hinausreichenden Entwickelung entgegen: aber sie will, ja sie soll sich auch sinnlich darstellen, sie soll innerhalb der sinnlichen Entwickelungsstufe, auf welcher wir leben, eine vollendete Gestaltung erhalten, sie soll irdischer Natur, d. h. Kunst werden. In dieser Richtung bleibt das Dasein zwar, wie jede historische Erscheinung, wo es eine wahre Bedeutung behält, wo es also als eine Verklärung der Geschichte erscheint, in seiner Quelle religiös. Die Religion ist das Gewissen der Kunst, wie jeder irdischen Tat. Die Richtung gegen die Kunst aber ist in der Bewegung der erscheinenden Geschichte als eine besondere befangen, nicht eine Bewegung des ganzen Daseins, wie die Religion, sie ist Poesie, Mythe. So ist in der lebendigen Zeit des Katholizismus auch die christliche Religion dichterisch geworden, und diese Dichtung

hat ihre Vollendung gefunden in einer mythischen Kunst. Das Christentum hat nicht angefangen mit einer Mythe; wer diese Behauptung aufstellt, verkennt durchaus seinen göttlichen Ursprung. Eine bestimmte irdische Entwickelungsstufe aber schloß mit einer solchen, wie mit einer bestimmten Bildung der Wissenschaft, des Volkslebens, des Staates. Wir haben recht, wenn wir die tiefe göttliche Absichtlichkeit, die sich in diesen Bildungen verbarg, bewundern: aber sie bilden sämtlich unsere Vergangenheit, die nicht verdrängt, wohl aber einer höhern reicheren Metamorphose entgegengeführt werden, und in dieser selbst eine tiefere Bedeutung erhalten soll.

Runge hat sich selbst über seine Ansicht einer neuen Kunst geäußert, und diese Äußerungen liegen uns jetzt in aller Ausführlichkeit vor. So aber, wie sie da sind, waren sie nicht für das Publikum bestimmt, es war vielmehr eine innere tiefe Aufgabe, die Verständnis, Lösung und Mitteilung bei den nächsten Freunden suchte. Der Reichtum, der in diesem Anfange einer neuen Kunst lag, stimmte mit der geistigen Bewegung der ganzen Zeit überein. Der Keim der neuen Entwickelung schloß den Menschen nicht als ein isoliertes, leibliches, sinnliches Gebilde in sich, vielmehr ihn selbst mit seiner Welt; alle Naturgebilde sollten den Menschen mit seinen inneren Kämpfen und Siegen darstellen, und der Mensch sollte wiederum ganz Natur sein. Ich selbst gehörte zu denen, die, als die hinterlassenen Schriften erschienen, die große Ausführlichkeit zu tadeln geneigt waren. Je mehr ich mich aber mit diesen Schriften beschäftigte, desto entschiedener trat die Überzeugung hervor, daß nichts fehlen dürfe. Wer würde es wagen, an diese Konfessionen die abkürzende Hand zu legen?

Die Arabesken, mit welchen er anfing, enthielten den lebendigen Keim einer neuen Kunst; in einem solchen Keim aber liegt

ein überschwenglicher Trieb der Bildung, eine reiche aber unbestimmte Zukunft, die geweissagt, angedeutet, aber nicht dargestellt werden kann. Die Tageszeiten, wie sie zuerst erschienen, zeigten in ihrer Komposition etwas Architektonisches; das Beweglichste erhält dadurch einen ruhenden Charakter und wird plastisch, und alle drei Richtungen der Kunst treten in diesem Anfange in ihrer Einheit hervor. Die tiefe Absichtlichkeit, die in den Darstellungen sich ausspricht, ist leicht zu entdecken. Der heiße Tag, der kühle Abend, die träumerische Nacht, alle diese Darstellungen sprechen uns in ihrer Eigentümlichkeit unmittelbar an; aber der tiefe verborgene Sinn, durch welchen die Bilder sich in Schriften reichen Inhalts verwandeln, Gestalten Worte, und die bedeutungsvollsten Worte Gestalten werden, tritt erst nach einem langen Studium dem Betrachtenden entgegen. Der Ausdruck „Symbol" wäre hier ein schwacher und schiefer; in diesem nämlich liegt immer etwas von äußerer Beziehung zwischen Gestalt und Wort; es fällt keinem ein, die Worte Symbole der Gedanken zu nennen, und wie das treffende Wort der reinste Ausdruck der Gedanken, so sind in diesen Darstellungen die Gestalten die reinsten Ausdrücke der Worte. Görres hat in den Heidelberger Jahrbüchern eine gelungene Darstellung dieser Bilder gewagt, und obgleich bei der herrschenden Unfähigkeit, eine solche Bildersprache vollkommen zu verstehen, die Deutung mit der wechselnden Persönlichkeit selbst eine wechselnde und willkürliche wird, kann man doch behaupten, daß ein längeres Studium dieser Bilder, selbst wenn es hypothetisch anfängt, immer von neuem zu einer tiefern Forschung reizt, und daß eine Ahnung entsteht von einem vollkommen klaren Verständnis aller Ausdrücke, so daß, wo das Rätsel gelöst ist, auch alle Willkürlichkeit verschwindet.

Ich habe oben unter den Tageszeiten die Darstellung des Morgens nicht genannt. Runge war mit dieser nicht zufrieden.

Eine spätere, in sich klarere Darstellung schickte er mir in einer Zeichnung kurz vor seinem Tode. Es ist das einzige Bild, welches auch als Ölgemälde ausgeführt wurde. In diesem treten auch die Farben in ihrer mythischen Bedeutung hervor. Das Gemälde ist in dem Besitze des Bruders, und wenn es als Ölgemälde nicht verglichen werden kann mit den Werken großer Meister, so darf man nicht vergessen, daß diese Werke die künstlerische Vollendung einer vergangenen Zeit, das Gemälde meines Freundes aber der erste unvollkommene Anfang einer neuen Kunst ist. Die für mich entworfene Zeichnung, die ich als einen großen Schatz bewahre, ist in Hamburg lithographiert. Das, worauf ich bei dieser aufmerksam machen will, ist der Gegensatz zwischen der Morgenröte und einem auf dem Rücken liegenden, spielenden Kinde. Die natürliche Lage des Kindes, wodurch es sich von allen Tieren unterscheidet, ist, daß es auf dem Rücken liegt; daß sich bei den neugebornen Tieren so früh das Gehen entwickelt, beweist eben, daß sie der Vormundschaft der Natur noch nicht entrückt sind. Das hülflose Kind, welches man bedauert, ist aber von der Natur losgesprochen; es ist in eine höhere Welt versetzt, es ist geboren, von den Armen der Liebe getragen zu werden. Wenn das nackte Kind gegen das Ende des ersten Jahres, von aller Bedeckung entblößt, frei und spielend auf dem Rücken liegt, dann gibt es keinen heiligern Ausdruck der Morgenröte, als der in dieser Gestaltung ausgesprochen wird. Das Kind ist schon durch das Säugen mit den Armen vertraut; Organe, die tätig sind, sind schon durch die Tat der Reflexion entronnen, und wenn ein Kind sich zu viel mit der Betrachtung der Hände und Finger beschäftigt, so kann man fast eine Krankheit voraussetzen. Die Beine und Füße dagegen bleiben in den ersten Monaten untätig; sie erscheinen fast als dem Kinde nicht zugehörig; eine innere Ahnung aber zieht die Aufmerksamkeit auf diese Glieder, wie

später auf andere Kinder, in welchen der Keim gegenseitiger Entwickelung derselben Stufe sich ahnungsvoll ausspricht. Die Betrachtung geht nun in eine lebhafte Bewegung über. Das Kind rührt die unteren Glieder fortdauernd spielend und kann nicht müde werden, es zu tun; das Kriechen oder Gehen ist als Gegenwart in dieser Bewegung gar nicht gegeben; es scheinen diese beiden Bewegungen sogar noch immer unmöglich: und dennoch scheinen sie in einer Gegenwart, welche die bestimmte Tätigkeit ausschließt, ein dunkles Bewußtsein des zukünftigen Kriechens und Gehens, die Vorübungen, ich möchte sagen, die Studien einer spätern Tätigkeit zu verbergen. Das Kind kann nicht sprechen, das Lallen enthält ebensowenig die Elemente der Sprache, wie das Spielen mit den Füßen die Elemente des Gehens. Was ist nun dieses jubelnde Lallen, das gar nicht aufhören will? Es ist die noch geschlossene, aber schwellende Knospe der Sprache. — Eine jede Mutter, die so das spielende Kind betrachtet, trägt einen Himmel der Zuversicht und der Hoffnung in sich.

Man erzählt von dem griechischen Skeptiker Pyrrho, daß er einst in einem heftigen Sturme, auf einem Schiffe segelnd, während der Untergang drohte und die Mannschaft in Verzweiflung war, nach einem schlafenden Schweine hinwies und äußerte: so müsse der Philosoph sein. Wie ganz anders erscheint eine Mutter, die in ihrem jubelnden Kinde (wie dieses in sich selber) versunken, alle Stürme des Lebens vergißt und in der stillen andächtigen Betrachtung die aufgehende Morgenröte, die aus ihrer unergründlichen Tiefe einen heitern, reichen Tag der Liebe verspricht, erblickt. Schützende Geister umgeben das Kind, die mütterliche Liebe beschwört sie und hält sie in seiner Nähe als dienende fest; die Zuversicht des Kindes, der Jubel des Daseins, mit einer Zukunft schwanger, verkündet den Tag, und so auf der Erde ruhend, bietet es das schönste Bild einer keimenden Welt dar.

In dem Bilde neigen sich anbetende Engel vor der Unergründlichkeit der ineinander verflochtenen Engelschar, welche als Morgenröte aufsteigend, eben in dem Kinde Mensch geworden ist, und die zwischen beiden schwebende Mutter ist die vermittelnde Gestalt, denn das ganze Dasein ist Kind geworden, und das spielende und lallende Kind trägt eine Welt in sich.

Aber ein solches Kind ist die Kunst des Verfassers, und man muß selbst ein Kind werden, um ihn in seiner Tiefe zu fassen. — Die Kunst, sagen wir, erscheint in ihm kindlich, aber die Welt der Zukunft, das Gehen, Ergreifen und Sprechen des Kindes, liegt in dem Künstler, er ist ja liebende, pflegende Mutter und Kind zugleich. Das umfassende Studium, die besonnene Forschung ist mehr als eine abstrakte Möglichkeit, sie ist die zukünftige Wirklichkeit des Kindes und daher erhält auch diese Umgebung ihre eigentliche Bedeutung aus der fortschreitenden Entwickelung der Kunst selber.

So als ein mit den Füßen spielendes, mit der Zunge lallendes Kind, aber auch mit der Prunklosigkeit der Entwickelung des Kindes, und von der reichen Hoffnung erfüllt, muß man jene Rungeschen Anfänge der Kunst betrachten. Das Spielen zwischen Kindern und Blumen, die sich wechselseitig verständigen, soll einen Tag der Kunst herbeiführen, stellt ihn aber noch nicht dar; daß jedoch dieses scheinbar nutzlose Spiel nicht ein leeres sei, das beweist die tiefe Absichtlichkeit, die in ihm verborgen liegt, wie in dem Organismus des Kindes.

Meine Bekanntschaft und innige Verbindung mit Runge rief zuerst die Bedeutung einer neuen Kunst, einer neuen Poesie, die ich erwartete, hervor; sie schwebt mir noch immer wie eine zukünftige, lebendige Hoffnung vor der Seele, obgleich die ersten Töne der Poesie, welche die künstlerische Vollendung der Mythe verkündigen und beleben sollten, mit der Tieckschen Märchenwelt

ebenfalls in ihrem kindlichen Lallen verklangen. — Runge war dem Tode geweiht; die hektische Konstitution sprach sich entschieden aus, die roten Flecken auf den Wangen verkündigten die Annäherung der letzten Stunden, und ein tief wehmütiges Gefühl durchdrang mich, als ich mich zuletzt von ihm trennte.

Joh. v. Müller als Chef der westfälischen Universitäten

Halle 1808

Joh. v. Müller war der Chef aller westfälischen Universitäten. Er hatte sich, wie man behauptet, von den furchtbaren Ereignissen des Krieges überwältigt, nach einer Audienz bei dem Kaiser Napoleon schwach gezeigt, aber als er sich besann, entzog er sich dennoch dem Einflusse der nahen und drückenden Gewalt der Feinde. Er verließ Berlin, um sich auf der Universität Tübingen als Professor zu verbergen, ward aber auf der Reise, man kann wohl sagen, aufgegriffen und als Staatsrat nach Cassel geschleppt. Gewiß war ihm diese glanzvolle Beförderung, die ihn an die Spitze aller wissenschaftlichen Institute des neuen Königreichs stellte, keineswegs angenehm. Wie er war, konnte er sich die trotzige Gesinnung, die erfordert wurde, um eine solche Stelle zu bekleiden, keineswegs zutrauen, und daß kein Beamter eine unangenehmere Stellung einnehmen würde, als er, ließ sich voraussehen. In der Tat erfuhren wir auch, daß er nie so entschieden, als erfordert wurde, sich zeigte; und ein Gelehrter in Göttingen, der berühmte Heyne, trat, freilich durch seine Zelebrität, wie durch sein hohes Alter — er war der Senior aller deutschen literarischen Notabilitäten — beschützt, viel trotziger und kühner hervor. Man fürchtete Göttingen, denn es war die einzige Universität, die man schätzte, alle übrigen waren den Franzosen unbekannt, und Heynes entschiedene Opposition ward, wie wir erfuhren, dieser Universität bei vielen Gelegenheiten nützlich.

Besuch des Königs Jerome in Halle

Halle 1808

Der neue König Jerome beehrte die Universität der Stadt Halle mit seinem Besuch. Er ward von mehreren Generalen und Beamten und unter diesen von seinem Staatsrat Joh. v. Müller begleitet. Ich war erst entschlossen, unter den Professoren, die sich ihm vorstellen sollten, nicht zu erscheinen, konnte aber der Lust nicht widerstehen, diesen Menschen, der aus einem völlig unbedeutenden und nichtigen frühern Leben, nachdem er seine Frau verstoßen hatte, um eine deutsche Prinzessin zu heiraten, durch die bloße Willkür seines Bruders ein deutscher König geworden war, in Augenschein zu nehmen. Das sämtliche Korps der Professoren und die Beamten der Stadt waren bei Niemeyer versammelt. Der Torweg, den der König passieren mußte, um in die für ihn bestimmten Gemächer einzutreten, war mit Blumen bestreut; geputzte Mädchen aus der Stadt waren dort bereit, ihn mit Gedichten zu empfangen: und ich gestehe, daß mich diese, für seinen Empfang bestimmten Feierlichkeiten empörten. Mir war es, als wäre ein solcher Akt der Huldigung, durch welche die reine Unschuld das Zeugnis einer tiefen Zuneigung ausdrücken soll, als wären die heiligen Worte des Erlösers: „werdet wie die Kinder", entweiht; als dürfte eine ähnliche Huldigung bei dem Empfange eines echten Königs, der Treue und Anhänglichkeit zu fordern berechtigt ist, nie mehr stattfinden, nachdem sie durch eine solche Entheiligung allen Wert verloren hatte. Und doch, welche andere könnte an die Stelle dieser schönsten treten?

Während wir ziemlich eng zusammengedrängt auf die Ankunft Jeromes warteten, wurde allerlei gesprochen. Manche Professoren äußerten sich dreist genug; ich schwieg, ja, ich ward von einer Scham ergriffen, mich hier zu finden, die mich niederdrückte. Meine Erbitterung gegen den ganzen Auftritt, wie

gegen mich selbst, war sichtbar, meine nie verhehlte Gesinnung allgemein bekannt....

Der König kam. Es dauerte noch eine lange Zeit, bevor die verschiedenen Klassen der Versammelten zur Audienz vorgelassen wurden. Der damalige Unterpräfekt, in die Staatsuniform gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, stand dicht an der Türe, die eröffnet werden sollte, als derjenige, der mit seinen Untergebenen zuerst vorgelassen zu werden erwartete und forderte. Wir hatten uns bescheiden zurückgezogen. Die Türe ward eröffnet, einer der vornehmen Begleiter des Königs, ob ein Hofmarschall, oder Kammerherr, oder Adjutant, weiß ich jetzt nicht und wußte es kaum damals, trat herein. Der Präfekt hatte schon einen Schritt vorwärts getan, ward aber aufgehalten. Der König wollte zuerst die Gelehrten empfangen. Es ist bekanntlich eine Sitte in Frankreich, der das Geistige repräsentierenden Korporation den Vorrang zu geben. Die religiöse hatte nach der Revolution den ihr gebührenden Vorzug verloren. Wir traten ein. In der Mitte seiner Umgebung stand der König da, eine wahrhaft kümmerliche Gestalt; eine nichtssagende Physiognomie; jugendliche Gesichtszüge, durch Ausschweifungen entstellt, seine Augen matt, seine Haltung unsicher; man erkannte den Mann, der kein eigenes Dasein hatte und es fühlte, daß er, von andern getragen, in sich völlig bedeutungslos war. In einer kurzen Anrede versicherte er uns, daß er die Wissenschaften ganz vorzüglich liebe und diese und die Universitäten beschützen werde.

Aber eine Gestalt hatte mich in der Umgebung des Königs mit tiefer Wehmut ergriffen; es war Joh. v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrats-

uniform, sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermißte den Portierstab.

Gespräch mit Johannes von Müller

Nach der Audienz stattete ich dem Staatsrat Joh. v. Müller einen Besuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verflossen, seit ich seine Bekanntschaft in einer Zeit voll großer kühner Entschlüsse und glänzender Hoffnungen gemacht hatte, und nun sahen wir uns so wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es schien, rettungslos hingegeben, waren wir insofern uns gleich; es war das grenzenlose Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verschiedenheit unserer Stellung, seine als meine höchste Behörde, meine als sein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unser Gespräch drehte sich um jene kühne Zeit und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verschwunden, er war innerlich ganz in sich zerfallen und verbarg es nicht; und, wie natürlich, in seiner Umgebung konnte er die Stätte nicht entdecken, die eine zukünftige Hoffnung festhielt und zur Tat auszubilden versprach. In dieser war ich heimisch, wie der Erfolg meiner Darstellung zeigen wird. Er warnte mich, er hatte mancherlei von meinen unvorsichtigen Äußerungen gehört, er schien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann keinen schützen," sagte er, „ich bin genötigt, stillschweigend den Untergang der Unbesonnenen zu dulden." Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmütig die Hand; die Tränen standen ihm in den Augen. „Sie müssen sich entfernen," sprach er, „ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen." Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte! Eine Erfahrung wie diese war mir

schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen.

Von Schellings Einfluß

Wenn ich nun sagen soll, was ich Schelling verdankte, und zwar so, daß es nicht ein Geliehenes war, sondern ein Ursprüngliches, aus meiner eigensten Natur Entsprungenes genannt werden mußte, so glaube ich diese mir verliehene Gabe am deutlichsten zu bezeichnen, wenn ich sie als ein anschauendes Erkennen des ganzen Daseins, als eine Organisation auffasse. So wie in einer jeden organischen Gestalt ein jedes, selbst das geringste Gebilde nur in seiner Einheit mit dem Ganzen begriffen werden kann, so war mir das Universum, selbst geschichtlich aufgefaßt, eine organische Entwickelung geworden, aber eine solche, die erst durch das höchste Gebilde, durch den Menschen, ihre Vollendung erhielt. Dadurch nun war allerdings eine Teleologie entstanden, die, tiefer begründet, die Stelle der früher verschmähten ersetzte. Denn als ein sich organisch Entwickelndes kann das Dasein nur dann begriffen werden, wenn die Zukunft der Entwickelung schon als eine vollendete uns vorschwebt, und nur in dieser abgeschlossenen Vollendung betrachtet, erhalten die früheren Momente eine lebendige Bedeutung.

Dieses sich Entwickelnde, Natur und Geschichte auf gleiche Weise Umfassende und Belebende, war mir nun zwar, indem ich es immer tiefer mir anzueignen suchte, während meiner einsamen Betrachtungen in der unglücklichen Zeit eine göttliche Offenbarung; und oft war es mir, als sähe ich die Hoffnung erfüllt, die mich zehn bis zwölf Jahre früher, als ich Schellings Schriften zuerst las, so lebendig durchdrang; als wäre die starr gebietende spinozistische Substanz, der Wille, der sich selbst in seiner Vollendung vernichtet, wirklich ein im Ganzen, wie in einer jeden Form fort-

dauernd wollender geworden. Aber diese Auffassung eines persönlichen Gottes, den wir uns nur durch eine völlige Hingebung aneignen können, ward noch von der spekulativen Selbstsucht der freien Bestimmung eines konstruierenden Bewußtseins, welches durch die Spekulation sich in seiner eigenen Notwendigkeit ergriff, gefesselt. Es war noch immer jene Gewalt der Konstruktion, die selbst meinen Gott festhielt, als wäre er durch mich gebannt und durch die strengen Gesetze meines Denkens gezwungen worden, mir seine innersten Ratschläge und Gedanken, fast wider seinen Willen, kund zu tun. Gegen die Ansicht, als wäre der sich entwickelnde Gott doch nichts anderes, als das sich entwickelnde Bewußtsein selbst, als liege daher in diesem allein, wie alle Wahrheit, so auch jeder lebendige Keim einer geistigen Zukunft, sträubte sich zwar ein religiöses Gefühl, welches niemals ganz verschwand, weil ich selbst in Momenten, in welchen ich mir ein Titan zu sein dünkte, doch nicht aufhören konnte, zugleich ein Kind zu sein. Auf diesem Standpunkte hatte ich mich schon jahrelang bewegt, auf welchem ich einsehen lernte, daß die Philosophie da anfing, wo die unauflöslichen Widersprüche eines sinnlichen Verstandes ihre Lösung suchten durch einen rein geistigen. Dieser Übergang von einem Erkennen bloß erscheinender, sich wechselseitig bedingender, zu einem höheren, alles umfassenden, aber sinnlich unzugänglichen Gesetze bestimmter Verhältnisse zur Spekulation setzte das Ganze, als ein geistig Vollendetes und doch Werdendes, voraus; wir müssen uns dem Ganzen hingeben, um uns in und mit dem Gesetz, als einem Eigentume des Bewußtseins, frei zu bewegen. So freilich trat das verborgene Gesetz hervor und ward Selbstbestimmung der Vernunft. Ich jubelte, als ich mich nun von einem unerkannten Gesetz befreit fühlte, als dieses die Natur meines selbständigen Geistes mir enthüllen mußte, mir diente, anstatt mich zu zwingen: aber meine ganze Bildung war keine ur-

sprünglich abstrakte. Wenn das lebendige Dasein sich auch in den notwendigen Formen des Denkens bewegte und sich diesen fügte, so lag doch etwas in diesem Leben, die lebendige Fülle desselben und seine reiche Zukunft, die Wirklichkeit einer inhaltsreichen Vergangenheit, die so, wie sie da war, im Kleinsten wie im Größten, bei aller scheinbaren Verwirrung zugleich eine bedeutungsvolle Weissagung enthielt. Alles hatte sich unter meinen Händen in eine geschichtliche Verwirklichung verwandelt, welche die äußere Natur, wie das Innere des persönlichen Bewußtseins umschlang, und die Vollendung des Daseins, von welcher sie ausging, durch welche ein jedes Moment des Erkennens erst seine Bedeutung erhielt, verwandelte sich in eine gegebene, nicht durch das Dasein errungene. So ward ich nun auf einen höhern Standpunkt geführt, auf welchem der frühere Kampf zwischen Verstand und Spekulation sich mit tieferer Bedeutung wiederholte. Das, was ich durch eine Selbstbestimmung des Bewußtseins erringen zu können wähnte, sollte sich als Vollendung einer noch nicht abgeschlossenen Entwickelung, also als ein noch nicht Erkanntes, als ein Gegebenes darstellen, und noch einmal sollte ich mich über die Tätigkeit des bloß sich selbst bestimmenden Denkens erheben und die Freiheit desselben durch eine innere unbedingte Hingebung erlangen. Aber dasjenige zu opfern, was wir mit der größten Anstrengung als einen großen Schatz erworben zu haben meinen, fällt dem Menschen schwer. Das Geständnis sollte ich ablegen, daß ich mit dem ganzen Dasein, welches sich in mir bewegte, zwar meine ganze geistige Bedeutung von einem Lebendigen erhielt, daß dieses nicht als ein abgetrenntes Fragment von dem Ganzen betrachtet werden konnte, weil sonst die Entwickelung aufhörte, eine lebendige und organische zu sein, daß daher auch alles wahre Erkennen in mir nur aus diesem lebendigen Ganzen entspringen konnte: daß aber dennoch mein ganzes

geistiges Wesen und seine Wahrheit nur als das Moment einer Entwickelung begriffen werden konnte, dessen inneres, immanentes Prinzip in mir tätig war, ohne in seiner Vollendung von mir zur Wirklichkeit gebracht werden zu können. Ich war nie innerlich von dieser zukünftigen Wirklichkeit getrennt; ich habe es nie vermocht, mich mit der Konsequenz der Möglichkeit zu begnügen; und die Täuschung, als könnte jene in dieser aufgehen, konnte nicht lange dauern: und doch ward es mir schwer, sie aufzugeben. Das Starre eines allumfassenden, in sich abgeschlossenen Denkens fesselte noch immer meinen Gott, selbst als die lebendigen Pulse eines höhern Lebens die Fesseln der Konstruktion zu zersprengen drohten.

Man wird jene Epoche einer keimenden religiösen Ansicht, die sich dennoch nicht von der Konsequenz eines bloßen einseitigen Denksystems loszureißen wagte, in den Grundzügen erkennen; aber besonders ist in dieser Rücksicht eine kleine Schrift „über die Idee der Universitäten" mir selbst beim Wiederdurchlesen merkwürdig geworden. Dort erscheint der alles Wissen tragende Glaube offenbar als die Grundlage und zugleich als die geheiligte Quelle des Daseins, Christus als derjenige, in und mit welchem Gott sich offenbart, selbst Gott: aber dennoch wird der Glaube durch ein alles umfassendes Wissen bedingt, und der persönliche Heiland verschwimmt in jenem von der Spekulation geforderten Ideal der Menschheit, wie es von Kant zuerst rein, aber auch redlich aufgestellt und seiner Persönlichkeit nach psychologisch erklärt wurde; wie es sich erhalten hat, bis es in unsern Tagen sich in ein durch Denkkünste zugeschnittenes Idol verwandelte, in dessen vollendeter Gestalt der Denkkünstler sich selbst anbetet. Ich werde Gelegenheit haben, später von dieser kleinen Schrift in einer andern Beziehung zu reden.

Galls Vorlesungen

Halle 1808

In der glücklichen Zeit der Universität erschien in Halle der zu seiner Zeit so berühmt gewordene Gall. Er hatte Vorlesungen in Berlin gehalten, dort großes Aufsehen erregt und viele Anhänger und Gegner gefunden. Gall war eine sehr ausgezeichnete Persönlichkeit, und seine exoterische Lehre von der Schädelbildung und ihrem Einfluß auf die Talente, wie selbst auf die Gesinnungen der Menschen war, wie bekannt, gegründet auf eine Ansicht der Gehirnbildung als aus dem Rückenmark hervorgehend, die so, wie sie sich durch ihn zuerst aussprach, eine wissenschaftliche Bedeutung erhielt. Gall gehörte zu den Menschen, die in einseitigen sinnlichen Beobachtungen und ihren Kombinationen eine große Sicherheit des Erkennens zu finden vermeinten. Ich habe wenige Menschen gekannt, die sich so wenig durch Zweifel irgendeiner Art stören ließen. Er schien keine Ahnung von der Möglichkeit solcher Zweifel zu haben und trat mit einer Zuversicht auf, die bewundernswürdig war. Wo er hinkam, drängte sich nicht bloß die Menge solcher Menschen zu ihm, die manchmal, beunruhigt durch Probleme, die sie nicht abweisen können, nicht eine innere, selbsterrungene, vielmehr eine bequem mitgeteilte Überzeugung suchen, sondern auch die bedeutendsten Männer. Es ist schwer, sich eine Vorstellung zu machen von der Bewegung, die damals entstand. Ein so bequemes und feststehendes Kennzeichen, wie die Erhebung des Hirnschädels hier oder dort, zu besitzen, um aus dieser die Talente und Neigungen der Menschen zu erkennen, war den meisten sehr anlockend. Das freie sittliche Urteil über andere Menschen ist ein so tiefes, daß es immer im Hintergrunde für die Erscheinung ein tiefer zu Bestimmendes zurückläßt, wenn wir über andere richten wollen, wie wenn der Richterspruch uns selbst trifft. Daß das sittliche Urteil seinen Abschluß nicht in der

Erscheinung finden kann, sondern höher liegt als diese, hatte schon Kant mit großer Entschiedenheit und ethischer Klarheit nachgewiesen. Auch liegt diese Ansicht so tief in dem Bewußtsein eines jeden nicht ganz sittlich versunkenen Menschen, daß sie sich nie ganz verdrängen läßt. Und dennoch möchte der Mensch gern auch hier zum Abschluß kommen, und wenn es ihm gelänge, sichere Abzeichen für unwiderstehliche Neigungen der Menschen zu finden, die sich nicht wie die Gesichtszüge veränderten, so würde er wohl glauben, sich wenigstens vorläufig beruhigen zu können. Die nach Gall numerierten Hirnschädel gehörten damals, wie die beliebten Schriftsteller, zum Ameublement der Häuser; ja man fand sie auf den Toiletten der Damen. Anstatt die Werke eines Schriftstellers zu lesen, die Kompositionen eines Musikers zu hören, war man schon geneigt, wenn es möglich war, die persönliche Bekanntschaft des Gelehrten oder des Künstlers zu machen, seine Stirnbildung zu untersuchen, und wenn ihm etwa das Organ fehlte, welches als die Grundlage des für sein Werk notwendigen Talentes betrachtet wurde, von vornherein dieses als ein nichtiges zu beurteilen. Die Mütter befühlten den Kopf ihrer Kinder, voll Besorgnis, einen zukünftigen Dieb oder Mörder zu entdecken. Glücklicherweise waren diese Erhebungen selbst meistens unklar. Über die Organe der Mordsucht und des Diebsinnes schlüpfte die leichte Hand der Mutter hinweg und erkannte sie nicht. Dahingegen, erhob sich unter den Fingern der liebenden Mutter das Organ irgendeines zukünftigen Talentes, so fühlte sie schon durch die betastende Hand den Hügel, auf dessen glanzvoller Höhe die Zukunft den geliebten Knaben als Gelehrten, als Künstler, als mächtigen Gesetzgeber oder als Held hinstellen würde. Jetzt werden sich wenige Gipsschädel der Art mit Gallschen Nummern in den Familien vorfinden; oder man muß sie unter alten verbrauchten Möbeln staubbedeckt in den Bodenkammern auf-

suchen. Phrenologen findet man nur noch, wie eine Art Sekte, in England, vorzüglich in Schottland, kaum in Frankreich.

Gall trat in dem großen Saal eines Gasthauses auf, von Tier- und Menschenschädeln umgeben. Seine Vorträge sprachen seine innige Überzeugung aus, und er äußerte sich ganz mit der Leichtigkeit der Konversation. Sie imponierten, und die Vergleichung der Menschenschädel mit den Tierschädeln hatte etwas Überraschendes. So wurden die Schädel berüchtigter Diebe mit denen der Elstern oder der Raben, die gefährlicher Mörder mit denen der Tiger und Löwen verglichen. Eine schauderhafte, in dem Irrtume verborgene Wahrheit drängte sich selbst dem tiefer Denkenden auf, und was die Flacheren und Seichteren befriedigte, vermochte wenigstens die geistig Tieferen zu beunruhigen.

Einen Auftritt muß ich hier noch darstellen, der für mich etwas Überraschendes und zugleich Ergötzliches hatte. Goethe war von Weimar herübergekommen, und zwar um Gall zu hören. Er war auch in Halle oft mein Zuhörer gewesen, aber unsichtbar. Wolf hatte mir sein Auditorium überlassen; das Katheder war vor der Türe, durch welche er es zu besteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieser verschlossenen Tür, saß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Ansichten ihn interessierten, wie er sich von mir bald angezogen, bald zurückgestoßen fühlte, weiß man aus seinen eigenen Äußerungen. Je mehr ich mich selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich dartaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf eine solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter, die für mich etwas sehr interessant Anziehendes hatte.

Ich wünschte nun Goethe als Zuhörer (wenn auch nicht als meinen) zu sehen. Das äußerlich passive Hinhorchen der Men-

schen ist mir immer interessant. Die stille, erwartungsvolle Aufmerksamkeit, das intensive, in sich hineingedrängte Aufhorchen einiger Zuhörer ist dann, wenn wir es unbemerkt und genau betrachten, höchst lehrreich. Die geistlose Hingebung einiger, die nur von fremden Gedanken leben, läßt sich dann nicht selten auf eine auffallende Weise von der innern gärenden lebendigen Entwickelung, die sich in der scheinbar passiven Aufmerksamkeit verbirgt, unterscheiden. Goethe saß nun unter den Zuhörern auf eine höchst imponierende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolf und links Reichardt. Gall beschäftigte sich eben mit der Darstellung der Organe verschiedener Talente, und bei seiner unbefangenen Art, sich zu äußern, scheute er sich nicht, die Exemplare, zur Bestätigung seiner Lehre, unter seinen Zuhörern zu wählen. Er sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine in einer Richtung ausgezeichnete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes, bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in einem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche imponierende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört. Er kam darauf zur Darstellung des Tonsinnes. Mein Schwiegervater hatte es bequem. Die Erhebung, die dieses Organ andeutet, liegt nach den Schläfen zu. In der Tat, bei Reichardt war es auf eine auffallende Weise ausgebildet; auch mußte es, nachdem es an den Schädeln und, irre ich nicht, durch Kupferstiche von großen Komponisten nachgewiesen war, bei

Reichardt sehr in die Augen fallen. Denn er hatte eine vollständige Glatze; nur einige dünne Haare waren hinten übrig geblieben. Den kahlen Kopf pflegte er nur durch Puder und Pomade zu schützen, und als Gall nach diesem ausgezeichneten Exemplar hinwies, stellte er in der Tat einen für diese Vorträge ausdrücklich präparierten Schädel dar. Endlich kam die Reihe an Wolf. Bekanntlich sitzt das Organ des Sprachsinnes nach Gall über den Augen nach der Nasenwurzel zu; es ist ebenso entschieden, daß Wolf dieses Organ auf eine auffallende Weise ausgebildet besaß. Aber Wolf trug Brillen; als nun Gall anfing, das Organ des Sprachsinnes an den Schädelknochen zu demonstrieren, konnte Wolf wohl erwarten, daß er seinen Schädel wie Goethes und Reichardts benutzen würde. Nun war es recht ergötzlich zu sehen, wie der große Philolog der Absicht des Schädellehrers entgegenkam. Er nahm mit großer Ruhe die Brille ab, wandte das Gesicht nach allen Seiten und ward so momentan in einen Schädelknochen in der Hand des Demonstrators verwandelt, der mehr durch ihn, als durch die Person, die ihn noch trug, in Bewegung gesetzt und allen Zuschauern gezeigt wurde. Obgleich dieser ganze Auftritt etwas Komisches und Ergötzliches hatte, so verfehlte doch Gall seine Absicht keineswegs. Die schlagende Bestätigung, die seine Lehre durch so auffallende Persönlichkeiten erhielt, wirkte offenbar mit großer Gewalt auf alle Zuschauer.

Als Gall seine Vorträge geschlossen hatte, lud ich die gesamten Zuhörer ein, einigen öffentlichen Vorträgen, die ich in dem nämlichen Lokale über die Schädellehre halten würde, beizuwohnen. Ich glaubte keineswegs, daß diese populäre und allgemein bewunderte Schädellehre, so wie sie hier dargestellt wurde, von der Wichtigkeit wäre, daß sie irgendeine ernsthafte wissenschaftliche Widerlegung verdiene. Die Schwächen, die sich in der Gallschen

Darstellung kund taten, waren so auffallend, daß die tiefer liegende Wahrheit gar nicht zum Vorschein kam. So lange Gall sich in Halle aufhielt, sahen wir uns oft in Gesellschaft. Ich war damals sehr geneigt, was mir unrichtig erschien, laut und unbefangen zu äußern. Gall glaubte ich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Analogie der Sinnesorgane keineswegs eine Anwendung auf seine Gehirnerhebungen erlaubte. Und wenn man sie auch gelten ließe, so zeigte sie nur die nervöse Seite des Organs; der Sehnerv wäre aber kein Auge, der Hörnerv kein Ohr, vielmehr die Gehirnseite des Organs forderte ein zweites, in welchem es sich kund täte. — „Ich bin erstaunt," sagte ich ihm einst, „zu erfahren, daß ein so scharfer und nüchterner Beobachter der Natur, wie Sie, an Gespenster glaubt." — „Ich?" antwortete erstaunt und entrüstet Gall, „wie kommen Sie darauf?" — „Sie haben ja einen Sinn für Geistererscheinungen," antwortete ich, „und wenn Sie die Geistererscheinungen leugnen, so müssen Sie dem Blindgebornen das Recht zugestehen, die Existenz des Lichts zu leugnen. Wir beide, Sie und ich, sind zu bedauern, wir sehen keine Geister, weil wir in dieser Rücksicht blind sind."

Allgemeine geistige Verhältnisse

Halle 1808

Die heitere und auch zugleich großartige Zeit einer geistigen Verbindung bedeutender Naturen, wie sie das neue Jahrhundert eröffnete, trug zwar, wie alle solche Verbindungen, je geschichtlich bedeutender sie sind, desto gewisser den Keim des Auseinanderfallens und inneren Streites in sich, und ich habe nicht versäumt, diesen Keim inmitten des heitern Lebens anzudeuten. Novalis war tot, Friedrich Schlegel war katholisch geworden, heftige Streitigkeiten und Kämpfe hatten Fichte und Schelling getrennt.

Gegner, die sich anfänglich durch die Macht einer neuen Geistesregung überrascht und überwältigt fanden, hatten wieder Mut gefaßt; die Selbständigkeit des Denkens und die Sucht, Neues zu schaffen, hatte eine Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Formen erzeugt, die täglich immer mehr und mehr zunahm. Wenn auch in diesen Formen bedeutende Eigentümlichkeiten sich aussprachen, so lag doch ein Prinzip der Vereinzelung, der wechselseitigen Entfremdung mehr oder weniger in allem verborgen. Oken, Wagner, unter den Naturphilosophen; Krause, Bouterweck, Fries und mehrere unter den abstrakteren Philosophen erfanden jeder für sich andere Darstellungsweisen der Wissenschaft; und obgleich sie dem Einflusse des mächtigen Geistes der Spekulation nicht entgehen konnten, vielmehr von ihm fortgerissen wurden, nahm man doch die Vereinzelung selbst der Prinzipien wahr, ja die wechselseitige Ausschließung ward desto entschiedener, da das Absolute die Aufgabe der Zeit geworden war, und ein jeder entweder ein solches in seiner Form darzustellen, oder die doch jetzt notwendigerweise absolut gewordene Beschränkung des Absoluten darzutun bemüht war. Auch die alten Kantianer wagten sich jetzt hervor und fanden hier und da Beifall. Ein Bündnis der verschiedenartigsten Ansichten vereinigte sich um Jacobi. Die von ihm behauptete Unvermeidlichkeit einer gefährlichen und verwerflichen Philosophie, gegen welche nur ein unbestimmtes und dennoch sich selbst befriedigendes Gefühl den einzig möglichen Ausweg darbot, erlaubte und lockte zu dieser Anschließung, und sie erwarb sich eine, wenn auch vorübergehende Gewalt: bis Schellings berühmte Schrift gegen Jacobi erschien, die, freilich hervorgerufen durch nie zu entschuldigende Angriffe, den Tadel einer schonungslosen Härte erzeugte, aber dennoch als eines der wichtigsten und tiefsten Werke seines Verfassers betrachtet werden muß. Schelling selbst hatte sich, wie nicht leicht ein Philosoph, vor

seiner Zeit unter den Augen des Publikums entwickelt. Je größer die Zahl seiner Anhänger ward, desto entschiedener trat sein Streben, die Spekulation immer tiefer zu begründen, hervor. Er unterscheidet sich, man möchte sagen, fast von allen Philosophen irgendeines Zeitalters dadurch, daß er, nachdem er das Tiefste ausgesprochen hatte und einen Einfluß auf sein Zeitalter ausgeübt, der nie mehr verschwinden konnte, nicht wie andere mit einem fertigen System hervortrat, welches, ein für alle Mal abgeschlossen, sich in sich runden soll; ein System, welches, wie sonst in der Geschichte der Philosophie, in dieser Vollendung nicht seine Bestätigung, sondern seinen Tod findet. Er war im wahrsten Sinne Philosoph, schon deswegen, weil er ein fortschreitendes, inneres spekulatives Leben führte, und während man ihn von allen Seiten zu bekämpfen suchte, den bedeutendsten Kampf mit sich selbst zu bestehen hatte. Der Aufsatz über das Wesen der menschlichen Freiheit in seinen philosophischen Schriften erschien 1809 und mußte freilich diejenigen überraschen, die durch den Abschluß eines absoluten, doch zuletzt logischen Denksystems die Philosophie für immer begründet wähnten. Mir war dieser Aufsatz um desto wichtiger, ja, verband mich noch inniger mit Schelling, je entschiedener die Ansicht einer die Entwickelung der Natur und des Menschengeschlechts zugleich umfassenden Geschichte mir das Höchste geworden war, was die Spekulation zu erreichen vermochte. Daß diese Ansicht meiner ersten Schrift (die Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde) zugrunde lag, hatte schon kurz nach dem Erscheinen derselben Friedrich Schlegel ausgesprochen. Daß der Zwiespalt, der die Menschen von der Natur, untereinander und in sich selbst trennte, seiner Wahrheit nach nicht bloß ein logischer sein konnte, mußte mir, der ich im Vollen lebte, in und mit der allumfassenden Geschichte dachte und forschte, einleuchtend sein. Daß die Freiheit als solche nicht in der Notwen-

digkeit eines abstrakten Denkens begriffen werden konnte, war mir, je mehr die alte Erinnerung eines frühern religiösen Lebens in mir erwachte, an und für sich klar. Ein Denken, welches sich bloß in seiner innern abstrakten Konsequenz bewegte, zog mich nicht an, und während ich die Bestrebungen der berühmten Professoren der Zeit, ein Absolutes als abstrakten Denkprozeß aufzufassen glaubte, gestaltete sich dennoch in mir alles anders. Ich bin eine durchaus praktische Natur; ein produktionsloses Denken in seiner unwirklichen, vermeintlichen Sicherheit hatte für mich keinen Wert, und so fand ich mich durch den Schellingschen Aufsatz, der, wie einem jeden einleuchten mußte, wenn er ihn mit Aufmerksamkeit betrachtete, der bedeutende Anfang einer neuen spekulativen Entwickelung war, keineswegs gestört, sondern gefördert. Ich habe es eingesehen, daß ich von der spätern Stufe seiner spekulativen Entwickelung ausging, mit ihr innerlich vereinigt war, noch ehe er sie ausgesprochen hatte. Von mir war unentwickelt vorausgesetzt, was er ein langes Leben hindurch zu begründen gesucht hat.

Von Hegel kannte ich nichts anderes, als seine Aufsätze im Journal der kritischen Philosophie, sein System war noch nicht öffentlich erschienen, als ich Halle verließ. Waren nun unter den Häuptern der Philosophie so bedeutende Streitigkeiten entstanden, so war es natürlich, daß der Einfluß da, wo die Macht der Spekulation in der Wirklichkeit sich aussprechen sollte, immer mehr und mehr abnahm. Die Davyschen und Seebeckschen Entdeckungen beschäftigten die Physiker; der Einfluß der Naturphilosophie auf die Medizin verschwand immer mehr, und ein jedes Streben der Vereinzelung in der Wissenschaft ward unterstützt durch die Zersplitterung des nationalen Lebens. Daß eine großartige Poesie nur aus einem frischen volkstümlichen Leben entspringt, ist oft genug ausgesprochen: aber die mächtige geistige

Tat, in welcher das Bewußtsein einer bedeutenden Zeit sich zusammenfaßt, sich in sich tief besinnt und durch einen alles zusammendrängenden Monolog ein Selbstverständnis zu erringen sucht, kann nicht in einem in sich zersplitterten Moment des Daseins entstehen. Wer die philosophische Literatur während der unglücklichen Zeit der Unterjochung mit einiger Aufmerksamkeit überblickt, dem wird der Unterschied von der früheren, mit welcher das junge Jahrhundert anhob, schmerzlich auffallen. Es fehlte jene schöne allgemeine Teilnahme der Jugend, es fehlte die Frische, die Gesundheit, die selbst in den heftigsten Kämpfen die Einheit der kräftigen Entwickelung des ringenden Lebens dartat. Auch in dieser Richtung trat mir die Zerstörung tragisch entgegen, wenn ich um mich blickte; die schöne Zeit, die ich erlebt hatte, erschien mir wie der Turmbau zu Babel, der aufgegeben wurde, weil die Sprachen der Arbeiter sich untereinander verwirrten und die Arbeiter sich wechselseitig nicht mehr verstanden. Aber auch hier war der Erfolg dieser schmerzhaften Ansicht meines Daseins keineswegs eine Verzweiflung. In den wechselseitigen Kämpfen hielt ich den lebendigen Keim einer großartigen Entwickelung unwandelbar fest; die Geschichte, die das ganze Dasein, Natur und Historie, so will ich es diesmal nennen, zusammenfaßte, konnte durch den vorübergehenden Moment, in welchem ich sie sinnlich wahrnahm, nicht gestört werden, und ich hatte schon angefangen, selbst Entdeckungen und Forschungen, die meine speziellen Ansichten zu widerlegen schienen, und die wohl auch von Gegnern dazu benutzt wurden, mit immer steigender Hoffnung zu betrachten, so wie der Krieg gegen Österreich und Napoleons Siege mich keineswegs irre machten.

Ein Zweig der Literatur hatte sich indessen in immer entschiedenerer Nationalität ausgebildet; nachdem Tieck auf die Poesie des Mittelalters aufmerksam gemacht hatte, steigerte sich die Lust und

Freude an dieser schönen Zeit. Das Studium der alten deutschen Sprache wuchs immer mehr; von der Hagen gab das Nibelungen-Lied heraus; Tieck eine Sammlung von Minneliedern; das Wunderhorn, durch Brentano und v. Arnim herausgegeben, erschien. Alte Volksgesänge wurden gesammelt; durch Wilhelm Grimm ward man auf die alten skandinavischen Volkslieder aufmerksam gemacht, seine Sammlung von Märchen fand in allen Familien Eingang; und die wachsende Lust an dieser tiefen nationalen Erinnerung, die zwar niemals ganz erloschen war, jetzt aber allgemeine Teilnahme erregte, hat sich seit der Zeit immer mehr und mehr verbreitet; in allen Ländern des kultivierten Europas hat sich in dieser Richtung eine eigene Literatur gebildet, die immer merkwürdiger, immer reicher wird. Ein Land gab es zwar, welches die Erinnerung an seine Vergangenheit nie ganz aufgegeben hatte, weil es fortdauernd in und aus seiner Vergangenheit heraus lebte und alle Momente seines nationalen Daseins aus dieser herausgestaltete, das war das englische Land und Volk, welches sich dadurch von den übrigen Völkern auf eine merkwürdige Weise unterschied. Und doch ist auch hier die neuerwachte Lust an der Vergangenheit, wie sie in Deutschland hervortrat, nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist kaum möglich, den Erfolg dieses bedeutenden Zurückblickens der Gegenwart in die früheren Zeiten nach allen Richtungen zu verfolgen. Selbst geschichtliche Forschungen sind dadurch neu erweckt und belebt, und wenn auch diese sich in ein mannigfaltig zersplittertes und vereinzeltes Detail verloren haben, wenn das unbestimmte dichterische Gefühl nur wie ein Hauch die tote Masse der zerstreuten Untersuchungen überzieht, ohne sie zu durchdringen und zu beleben, so wird doch der genaue Forscher den Keim des Lebens in den scheinbar toten Fragmenten erkennen, und wie die dichterischen Gefühle sich nach großartiger geschichtlicher Gestaltung sehnen.

Diese Richtung der damaligen deutschen Literatur, die sich teils in Sammlungen, teils in eigenen Dichtungen, die mehr oder weniger ein altes nationales Gepräge trugen, aussprach, erschien mir nicht selten als der traurige Schwanengesang des deutschen Volkes, dem ich wehmütig, aber doch gern zuhörte. Ich trat nun auch mit einigen deutschen Männern, die sich auf die genannte Weise beschäftigten, in persönliche Berührung; doch bevor ich diese darstelle, werde ich mich mit dem Verhältnis der Familie meiner Frau genauer beschäftigen müssen. . . .

Arnim

Halle 1808

Durch Reichardt und Luise ward ich mit einigen Dichtern, vorzüglich der neuern Zeit, bekannt. Unter diesen nenne ich Achim v. Arnim, der sich vor dem Kriege und in der schönsten Zeit meines Lebens viel in Giebichenstein aufhielt und mit Reichardt und seiner Familie in sehr freundschaftlichem Verhältnisse lebte. Er war eine edle, echt vornehme Gestalt; er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war sein mildes Wesen so anziehend, daß er in jeder Rücksicht Vertrauen erwarb. Er hatte sich zuerst mit einer Art von Leidenschaftlichkeit der Physik gewidmet, und in Gilberts Annalen stehen einige Aufsätze von ihm, die damals Aufmerksamkeit erregten. Als ich ihn kennen lernte, hatte er zwar selbst diese Studien ganz aufgegeben, verfolgte aber doch die Entdeckungen mit einiger Teilnahme. Er war ganz Dichter geworden. Wenn die geistige Freiheit, die Schelling verkündigt hatte, selbst in der strengern Wissenschaft eine unglückliche Neigung, durch Vereinzelung Selbständigkeit zu erringen, erzeugte, so daß die großartige Einheit, die die verschiedenartigsten Geister verklären, in der scheinbaren Trennung vereinigen sollte, zu verschwinden schien, so mußte dieses noch mehr in der Poesie stattfinden.

In der poetischen Literatur gestaltete sich ein Verhältnis, welches auf eine merkwürdige Weise von dem in der philosophischen abwich. In dieser konnte man zwar nicht leugnen, daß Kant den eigentlichen Grund zu einer neuen Schule gelegt hatte, daß die Entdeckung, daß alle sichtbaren Dinge sich nach bestimmten Denkgesetzen um die unwandelbare Sonne des Bewußtseins bewegten, eine Umwandlung der Denkweise selbst erzeugt hatte, die, das ganze Geschlecht ergreifend, für alle Zukunft der Philosophie ebenso entscheidend war, wie die Ansicht des Kopernikus für die Physik: aber dennoch ward Kant durch seine Nachfolger verdrängt, und die sogenannten Kantianer spielten in der immer mächtiger werdenden philosophischen Bewegung eine untergeordnete Rolle. Es war notwendig so; denn die Kantische Darstellung, obgleich sie nicht aufhörte, Grundlage einer höhern Entwickelung zu sein, erschien dennoch, fest gehalten, als eine Hemmung, die überwunden werden mußte.

Anders war es in der Poesie. Daß Goethe eine neue Zeit schuf, ward allgemein zugestanden; die Opposition, welche die früheren Schranken der Dichtkunst festhalten wollte, war durch die Schlegel und Tieck zurückgedrängt und immer mehr als eine untergeordnete betrachtet. Alle jugendlichen Dichter schienen sich um Goethe zu vereinigen, und wenn es als ein geistig Dürftiges betrachtet wurde, für einen Anhänger Kants zu gelten, so galt es dahingegen für geistig vornehm, Goethe zu verehren. Es bildete sich eine Art Genie-Kultus um ihn, welcher sich einen esoterischen Charakter aneignen wollte, und der den Grund legte zu der unerschütterlichen europäischen Zelebrität, die dieser mächtige Geist zu einer Zeit, wo keine geistige Eigentümlichkeit mehr eine allgemeine Anerkennung erhalten zu können schien, mit einer Einstimmigkeit erwarb, die in ihrer Art einzig ist.

So groß nun auch diese Verehrung war, so fest gegründet der

Kultus schien, der, durch keinen Zweifel gestört, sich immer stärker entwickelte, so muß man doch behaupten, daß, wie Kant den jüngeren Philosophen, so Goethe den jüngeren Dichtern eine Vergangenheit war, über welche sie kaum zu ihrem Vorteil heraustraten. Goethe hatte die ursprüngliche schöpferische Gewalt des dichterischen Geistes nicht bloß behauptet als eine Lehre, sondern entwickelt als eine Tat; wenn es auch ungerecht, ja töricht wäre, zu behaupten, daß eine ursprüngliche schöpferische Phantasie früheren Dichtern fehlte, so trat diese doch nicht in ihrer Selbständigkeit hervor. Noch bevor diese sich in sich selbst gefaßt, sich selbst erkannt hatte, unterlag sie den Fesseln einer Überlieferung äußerlich aufgedrungener Gesetze, die ihr nicht erlaubten, eine sichere Eigentümlichkeit zuversichtlich auszubilden. Unsicher schwankend, erhielt die Ansicht dessen, was erlaubt und nicht erlaubt war, keinen sichern lebendigen Mittelpunkt, aus welchem es hervorquoll, und das von rechtswegen Gebotene vermochte sich nicht zur eigenen freiwilligen Tat zu verklären. Das ist es, was für immer Goethes Glück und Genie bezeichnet: daß das Maß selbst, als ein innerlich gegebenes, ja überliefertes, nicht aufgehoben, wohl aber als ein aus dem eigensten Leben Entsprungenes erschien.

Eine jede Schöpfung entsteht nur durch ihr Maß, und in der Entwickelung der Zeit ist dieses als ein Vergangenes zugleich ein Zukünftiges; was als ein rein Zukünftiges ohne Vergangenheit hervortritt, verliert sich im Maßlosen und erhält nie die Sicherheit einer bleibenden Schöpfung. Die kühnste herrlichste menschliche Gestalt ist, was sie ist, eben nur als Entwickelung eines früheren Geschlechtes. Jetzt nun sollte eine Schöpfung mit dem Maßlosen anfangen; der schöpferische Wille, der sich früher nicht frei zu bewegen vermochte, weil er durch fremde Gebote gefesselt war, erkannte sich jetzt noch weniger, weil er sich keinen Geboten unterwarf. Eine Schöpfung suchte man, aber fand sie nicht, und

selbst wo sie teilweise gelang, ward sie zerstört, weil sie ihr eigenes Maß nicht gelten ließ. Selbst Tiecks mannigfaltige und reiche frühere Produktionen verloren sich mehr oder weniger in diesem schrankenlosen Streben. Wie viel Schönes ist dadurch in seinen früheren Dramen begraben. Erst langsam gewann in einer allerdings reichen Mannigfaltigkeit, aber dennoch in engeren Grenzen der edle Geist des Dichters das rechte Maß der Darstellung.

Unter denen, die eine wahrhaft tiefe, dichterisch vornehme Natur besaßen, muß ich auf jede Weise Achim v. Arnim nennen. Alle seine Dichtungen verbinden Eigentümlichkeit der Gestalten und Ereignisse mit tiefer Auffassung. Ja man darf es nicht leugnen, daß er ursprüngliche Persönlichkeiten mit einer großen Sicherheit darzustellen und mit Klarheit zu schildern vermochte. Es gibt einfache Erzählungen von ihm, die mit ihrem scheinbar beschränktem Inhalt eine große Zartheit verbinden. In den rohesten Gestalten verbirgt sich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, durch welche sie eine große Bedeutung erhalten. So erinnere ich mich einer Erzählung, in welcher das Tabaks-Kollegium Friedrich Wilhelm des Ersten den Hauptinhalt bildet, und die ich zu den vorzüglichsten ihrer Art in der deutschen Literatur rechne. Sie ist völlig in sich abgerundet und klar; die Personen treten alle in bestimmter Eigentümlichkeit hervor, und sie beweist, wie sehr Arnim es in seiner Gewalt hatte, Vollendetes zu liefern, wenn er sich zu beschränken gewußt hätte, denn er war eine nicht bloß geliehene, aus der Zeit und ihrer Bewegung zusammengeronnene, er war eine wirklich edle, gediegene, ursprüngliche Natur. Selbst unter seinen größeren Werken gibt es kaum eines, welches nicht diese Vorzüge auf eine glänzende Weise dartut, und dennoch haben alle seine Schriften nur einen geringen Eindruck hinterlassen. Sie scheinen alle ein geschichtliches Gespräch eingeleitet zu haben, welches, noch immer unverständlich, sich im Fort-

gange mehr zusammenfassen müßte, um auf irgendeine Weise lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Interesse zu fesseln. Denn er rang darnach, das Undarstellbare darzustellen. Es scheint ihm ein Bedürfnis, was in bestimmter Form als Gedanke, Gestalt, Tat oder Ereignis hervortrat, so lange zu verfolgen, bis der Gedanke in überschwenglichem Gefühl, die Tat in verworrenem Entschluß, die Gestalt in formlosem Leben, das Ereignis in seiner eigenen dunklen Zukunft zerrann, so daß ein Chaos von Gefühlen, Entschlüssen, unsicheren Gestalten und verworren ineinander verflochtenen Ereignissen sich mischten, die zuletzt in einen gemeinschaftlichen Hauch sich verloren, in welchem sich das anfänglich Unterscheidbare kaum mehr erkennen ließ.

Der immer lebendiger werdende Sinn für das Neue ist freilich das Bezeichnende, ja enthält das eigentliche Fundament einer zukünftig reichen Dichtung. Diesen Sinn auszubilden, hat die Sprache zuerst durch Goethe ihre wunderbaren, bis dahin verborgenen Schätze eröffnet; sie ist bestimmter geworden für die Gedanken, mächtiger, wo die Tat sich aussprechen will, sicherer, wo eine Gestalt erscheint, geistig reicher, wo ungewöhnliche Ereignisse dargestellt werden sollen. Zeiten der Geschichte in ihrer wildesten Bewegung, Räume der Natur in ihren innern wilden und rauhen Umrissen treten bedeutungsvoller hervor, weil in beiden das Innerste des Gemüts sich reicher aufzuschließen vermag, weil Natur und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebenen, Überlieferten, und das Überschwenglichste des Geahneten und zu Erreichenden sich uns zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber dieser erwachte Sinn vermag sich nicht zu bändigen. Zuerst entsteht ein wüstes Gefühl von wilden Ereignissen, ein Knäul widerwärtig verschlungener Personen, die alle Ruhe der Entwickelung zerstören und bei dem unmöglichen Bestreben, dem, was erst werden soll, als ein solches Gewordenes

Umrisse und Gestaltung zu geben, nur jede gegebene Gestalt vernichten. So verworrene Massen, deren innere und äußere Bewegungen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verschlungen ist, können nur gewaltsam auseinander gehalten werden, ohne Ruhe und Bestimmtheit. Gleich fliegenden Wolken, die sich aus allen Gegenden zusammenziehen oder aus einem düstern Mittelpunkt zerfließen, wechselnd mit einem trüben Sonnenblicke, der schnell verschwindet, können diese Massen nur augenblicklich durch die grellsten Kontraste auseinander gehalten werden, und Taten, Ereignisse und Gestalten treten bizarr hervor aus den verschiedensten Gegenden mit den fremdartigsten Entschlüssen, in Ereignisse, die nirgend vorbereitet sind, hineingerissen, die immer nur ein rohes, an Entsetzen grenzendes Erstaunen erregen und durch das Bizarre für einen Augenblick Verwunderung aber nie Teilnahme erwecken. Arnims „Halle und Jerusalem" ist leider ganz ein solches Produkt, und dennoch hat dieses wunderliche Streben eine wirklich geschichtliche Bedeutung. Ein jedes dichterische Produkt soll, selbst wenn es die tiefste Tragödie des Lebens darstellt, eine Beruhigung hinterlassen. Die abgerundete Form stellt Inneres wie Äußeres als ein in sich Abgeschlossenes dar, und die schönsten Zeiten sind ohne allen Zweifel die, in welchen die verworrene Fülle der äußeren Bewegeung in allen Richtungen, die miteinander ringenden Gedanken in der Philosophie, die miteinander kämpfenden Ereignisse im Leben, die unruhig mehr oder weniger verzerrten Gestalten in der Kunst, in sich und untereinander Ruhe und bestimmte Gestaltung erhalten. Aber eingeleitet wird ein neuer geschichtlicher Prozeß immer durch eine vorangehende Verwirrung. Es sind nicht die unbedeutendsten Naturen, die von einer solchen Verwirrung ergriffen werden, und da ich leider von jetzt an die mannigfaltigen Keime der Zukunft, die in einer solchen formlosen Überschwenglichkeit alle Sicherheit

stiller Entwickelung verloren, in ihrer unreifen und zerstörenden Art darzustellen habe, so hielt ich es für wichtig, eine Persönlichkeit näher zu betrachten, in welcher dieser Kampf der Zeit ein durchaus eigener, innerer, mehr die Person als die Zeit bewegender war.

Mein persönlicher Umgang mit Arnim fand früher und noch vor dem Kriege statt. Ich habe ihn damals nicht erwähnt, weil er noch nicht als ästhetischer Schriftsteller bedeutend hervorgetreten war. Nur jene wunderlichen Lieder, die man nicht gedankenlos nennen kann, obgleich sie selten wirklich einen Gedanken enthielten, weil nämlich dieser nicht etwa vergebens gesucht wurde, wie in den gewöhnlich seichten Gedichten der Dichter, vielmehr einen wirklich vorschwebenden zerfließen zu lassen suchten, waren mir bekannt, und diese wurden mir durch Reichardts und Luisens Kompositionen interessant.

Brentano

Ein zweiter allgemein bekannter Mann trat mir aber eben in der traurigen Zeit näher. Es war Clemens Brentano. Er gehört zu den ersten Bekanntschaften, die ich in Jena machte, ein hart abgewiesener Angriff auf einen meiner Freunde hätte mir fast bedenkliche Händel zuziehen können, und er fiel mir eben bei dieser Gelegenheit sehr auf. Seine Figur, seine Sprache, seine wunderliche, regellose, reiche Phantasie, die etwas durchaus Eigentümliches und Seltsames hatte, zog mich fast auf eine unheimliche Weise an, und in einer Zeit, in welcher offenbar in allen Richtungen meines Daseins ein neues Leben anfing, welches in düster nordischer Einsamkeit und Ernst sich nicht zu entwickeln vermochte, obgleich es mich durch dunkle Regungen beunruhigte, mußten mir die Sprünge eines so seltsamen Wesens, welches, als wäre es von allen den Übrigen getrennt, sich wie zwecklos, aber

aus einer eigenen Quelle bewegte, ein merkwürdiges Rätsel werden. Ich traf in Jena zuweilen mit ihm zusammen, sein ganz eigentümlicher Witz reizte mich, aber wie dieser aus dem Moment geboren und für diesen allein bestimmt schien, verschwand er auch mit ihm und hinterließ keinen bleibenden Eindruck. Dennoch hatte seine Erscheinung jedesmal einen neuen Reiz für mich. Es war mir fast, als erwartete ich hinter den fremdartigen Äußerungen des seltsamen, damals noch sehr jungen Mannes unerwartete Aufschlüsse, obgleich immer von neuem meine Erwartung völlig getäuscht ward. Arnim und Brentano, sowie Görres, hatten ein inniges Bündnis geschlossen, und sie gehörten in der Tat zusammen. Was die Revolution als äußeres Naturereignis, was die Fichtesche Philosophie als innere absolute Tat, das wollte dieses Bündnis als reine, wild spielende Phantasie entwickeln. Görres konnte sein frühes jugendliches Anschließen an die französische Revolution nicht vergessen, und sein ganzes phantastisches Streben nahm später eine politische Richtung. Arnim konnte dem tiefen gemütlichen Sinnen, wie es aus einer inneren Persönlichkeit hervorquoll, nie entsagen, und seine Phantasie behielt fortdauernd dieses edle, sinnende, in sich versunkene Gepräge. Brentano blieb durchaus und schlechthin ein phantastischer Revolutionär; sein Motto, konnte man sagen, war das Robespierres, als dieser sagte: „Ihr wollt eine Konstitution haben, ich will euch erst die rechte Revolution geben." Unter der Jugend der ersten Jahre des Jahrhunderts war natürlich bei der völligen Umgestaltung der Ansichten des Lebens und der Wissenschaft eine unruhige Bewegung entstanden. Die Masse derselben hatte nur eine fremde, von außen ihr zukommende Aufgabe zu lösen, nur wenige eine eigene. Diese, innerlich mit sich selbst beschäftigt, wurden durch die gesteigerte Menge unreifer Versuche, durch die immer breiter werdende leere und lärmende Polemik, trübe und verworren aus

den traurigen Ruinen des zertrümmerten Volkes heraustönend, gestört, und suchten sich in die innere stille Selbstbesinnung zurückzuziehen. Die meisten aber, die nur aus der momentanen Strahlenbrechung der Zeit, einem glänzenden Regenbogen ähnlich, dessen Ruhepunkt auf der Erde nur täuschend dem geblendeten Auge vorschwebt, aber nie erreicht werden kann, zusammengeronnen waren, bildeten die wütenden Progressisten. Manches Bestehende und früher Geltende war zerstört; manches Gebietende hatte alle Gewalt verloren: und nach einer solchen Niederlage erscheinen haufenweise die Falstaffe, die, wenn sie den Leichnam des heldenmütigen Percy durchstechen, ein Siegesgeschrei erheben. Dieser leere Kampf, der noch immer auf eine widerwärtige Weise fortdauert, ja sich immer breiter macht, und die geistigen vorliegenden wichtigen Kammerverhandlungen der Zeit durch einförmige nichtssagende Zänkereien verdirbt, bildete schon damals den Haufen der Progressisten, die sich freuten, ein Recht erhalten zu haben, auf die Vergangenheit zu schimpfen. Auch Brentano gehörte zu diesen. Mit dem buntesten Wechsel mannigfaltiger Witzeleien griff er das Philistertum an: aber dennoch unterschied er sich wesentlich von allen übrigen; denn er war der einzige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine rein phantastische Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tieferen Sinn mitteilte, vielmehr diese vernichtete; ein ironisch spielender Kronos, der seine eigenen Kinder verschlang. Dadurch ward er, weniger durch seine Schriften, die sich in ihrer eigenen Verwirrung verloren und gestaltlos wie ohne Ergebnis blieben, als durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Momente eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, besonders hier und da den Frauen sehr gefährlich.

Und doch hatte auch Brentano, dieser überschwengliche Dilet-

tant, der alles mit einer leichten und reichen Phantasie trieb, den man als den Urheber der fliegenden Geistreichigkeit betrachten kann, wie sie seit der Zeit nie verschwand, und der die Sprache, um mit Shakespeare zu reden, in einen Handschuh verwandelte, der sich mit Leichtigkeit umkehren ließ, und die noch immer in unserer Literatur herrschend ist — in dieser Zeit durch die Verbindung mit den Freunden eine Beschäftigung erhalten, die nicht ohne Bedeutung war. „Des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung alter deutscher Lieder, bekanntlich ein sehr verdienstvolles Werk. Es ward von Arnim und Brentano herausgegeben. „Tröst-Einsamkeit", eine Zeitschrift, deren einzelne Blätter „Zeitung für Einsiedler" genannt wurden, war ohne Vergleich reichhaltiger, inhalts- und geistreicher, als irgendeine der gegenwärtigen. Es erschienen freilich, soviel mir bekannt, nur 37 Nummern, in diesen manches phantastisch wildes Gewächs, besonders von Brentano, wie seine „Geschichte des Bärenhäuters", aber auch von Arnim, und man kann nicht leugnen, daß dieses wüste Streben beim Lesen ein unerquickliches Gefühl hinterließ. Dennoch fand man auch Aufsätze, die von Bedeutung waren. Der Urheber einer neuen Wissenschaft, der deutschen Grammatik, aus ihren frühesten geschichtlichen Elementen entwickelt, der gründlichste aller Forscher alter germanischer Lebens- und Rechtsverhältnisse, Jakob Grimm, trat in dieser Zeitschrift zuerst hervor. Tieck lieferte Beiträge. Altdeutsche Gedichte wurden, mit Leichtigkeit behandelt, zugänglich gemacht; Übersetzungen aus alten Geschichtsschreibern, wie aus Malespini, und besonders die Geschichte des Gaston de Foix aus Froissard, waren vortrefflich. Aber schon hier zeigte sich auch das üppig wuchernde Unkraut, welches dadurch genährt wurde, daß die Jugend gelernt hatte, die Sprache mit einer großen Leichtigkeit zu behandeln. Das Inhaltleerste erhielt dadurch eine scheinbare Bedeutung. Es hat seit der Zeit nun fast ein halbes Jahr-

hundert hindurch so überhand genommen, daß man die geistesnährende Saat kaum erkennt, und man würde in Verzweiflung geraten, wenn das Gedeihen des Unkrautes nicht zugleich das Zeichen eines fruchtbaren Bodens wäre.

Grimm

Unter den jüngeren Männern, die auf diese Weise das alte Germanien durch die verklungenen Sagen und Gedichte neu zu beleben suchten, zeichneten sich die Gebrüder Grimm vorzüglich durch ein ernsthaftes, geregeltes, für das ganze Leben festgehaltenes Studium aus. Wilhelm Grimm hatte sich schon in Kassel mit der Übersetzung alter dänischer Gedichte beschäftigt. Sie wurden mir, während Reichardt sich in Kassel aufhielt, durch Luise zum Durchsehen und zur Korrektur zugeschickt. Ein Herzübel hatte ihn nach Halle gebracht, um Reil zu konsultieren. Er mietete sich in dem von mir bewohnten Hause ein, deren Besitzerin Reils Schwester war, und ich sah ihn fast ein Jahr lang täglich. Sein stilles, ruhiges und mildes Wesen zog mich an. Er übersetzte Peder Syvs Kämpenlieder (Kiämpe-Wiiser) aus dem Dänischen, und es freute mich, daß ich ihm bei manchen zweifelhaften Stellen behülflich sein konnte. Seine Beschäftigung hatte für mich etwas sehr Anziehendes, und es war mir angenehm, durch freundliches Zusammenleben und täglichen lehrreichen Umgang, durch die stille Beschäftigung und durch das gründliche Forschen eines liebreichen jungen Mannes mit einer Richtung der Literatur, die so weit von meinen eigenen Studien entfernt lag, und die schon seit meinem ersten reichen Aufenthalt in Deutschland mir so bedeutend erschien, auf die bequemste Weise bekannt zu werden. Wilhelm Grimm war mit Brentano zugleich da, und natürlich bildete die alte deutsche Poesie den Hauptgegenstand unserer Gespräche.

Schon früher hatte ich Büsching, der in der schönen Zeit in Halle studierte und mein Zuhörer war, kennen gelernt. Der Bediente, den ich im Anfange hielt, und der ein gewandter und geschickter Mensch war, hatte ihm eine Abschrift von Titurel besorgt. Ich hatte dabei Gelegenheit, dieses merkwürdige Gedicht genauer kennen zu lernen, und es gelang mir, indem ich die Abschrift mit der Urschrift verglich, einige Fertigkeit im Lesen des Altdeutschen zu erlangen. Allerdings hatten Männer von hohem Rufe sich mit den Überresten der alten deutschen Poesie früher beschäftigt. Ich nenne nur Leibniz, Bodmer, Lessing, aber alles blieb fragmentarisch; die wichtigsten Schätze blieben in den Bibliotheken verborgen, der große Zusammenhang aller nordischen Mythen und Sagen war unbekannt, und als das Nibelungen-Gedicht durch Müller gedruckt wurde, erregte es kaum einige Teilnahme. Seit August Wilhelm Schlegel und vorzüglich Tieck das Interesse für dieses Studium lebhaft anzuregen wußten, war es zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit es sich allenthalben verbreitete. Früher nur halb gekannte oder ganz unbekannte Schätze entdeckte man in den Bibliotheken, und es entstand eine Bewegung in der literarischen Welt, die verglichen werden kann mit derjenigen, die in Italien sich äußerte, als die griechischen Manuskripte aus der klassischen Zeit dahin strömten. Das große Verdienst, welches sich damals besonders v. d. Hagen erwarb, indem er vorzüglich dazu beitrug, das Nibelungen-Lied und die Gedichte und Sagen, die sich an dieses anschlossen, zu bearbeiten und zugänglicher zu machen, indem er zugleich auf den innern Zusammenhang der ältesten deutschen Dichtkunst mit den skandinavischen Mythen aufmerksam machte, ist allgemein bekannt. Daß dieses Studium zuerst vorzüglich mit dem reichen Inhalte so vieler neuer Schätze, die den Forscher fast überwältigen, sich beschäftigen mußte, war sehr natürlich. Die strengere Form der Untersuchung, die gram-

matische wie die historische, konnte, wie sich's von selbst versteht, nur ein Produkt immer sorgfältigerer Forschungen werden. Wie lange die Gelehrten Europas in den Schätzen der griechischen Literatur wühlten, ist allgemein bekannt; Jahrhunderte verflossen, bevor sie, von dem Reichtume überwältigt, das fast unübersehbare Material auch in formeller Rücksicht zu beherrschen vermochten. Man muß daher erstaunen, wenn man bedenkt, wie bald die strengere Forschung einen sichern Boden, binnen einer Zeit von einigen dreißig Jahren, gefunden hat. Diese Wissenschaft, die neben der des klassischen Altertums ein wesentliches Element der geistigen Bildung geworden ist, ward dadurch noch wichtiger, daß sie sich mit der Ausbildung der Sprachlehre aller indo-germanischen Stämme verband und der Geschichte eine Aufgabe lieferte, deren Lösung vielleicht die tiefste ist, die ihr jemals gegeben wurde.

So war eine geistige Bewegung der Zeit, die mir fremd schien, mir durch bedeutende Repräsentanten nahe getreten, und doppelt wichtig erschien sie mir, weil sie in ihrer tiefsten Wurzel deutsch war, weil Deutschland, wie es aus der uralten, noch zum Teil verschlossenen dunklen Vergangenheit mir nahe trat, mir immer bedeutender ward, und selbst meine eigenen Studien, so fremd sie schienen, dennoch aus der alten Quelle deutschen Geistes entsprangen und eine Verwandtschaft der fremdartigsten Bestrebungen des einen, in allen seinen Richtungen bewegten Lebens kundtaten und erkennen ließen.

Johannes von Müllers Tod

1809

Eine der nächsten traurigen Folgen der vorübergehenden Bewegungen war der Tod Johannes von Müllers. Falsche Gerüchte von Volksbewegungen, besonders in Halle und in der Umgegend, an welchen die Studierenden teilgenommen haben sollten, erreichten

Kassel. Jerome, ohne allen Zweifel, besonders durch die Dörnbergsche Insurrektion beunruhigt und erbittert, ließ Müller kommen, warf auf ihn alle Schuld und behandelte ihn auf die plumpste Weise. Müller war hoffnungslos, unzufrieden und krank; sein Amt war ein beschwerliches; auf jedem Schritte, den er zum Vorteile der Universitäten tun wollte, traf er auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja auf kränkenden Verdacht. Er hätte vielleicht mehr erreichen können, wenn er mit Vorsicht entschiedener hervorgetreten wäre. Denn er gehörte zu den wenigen deutschen Gelehrten, ja war vielleicht der einzige, der Napoleon gewissermaßen imponierte. Sein Gespräch mit ihm in Berlin schien einen guten Eindruck gemacht zu haben, und er stand unter Napoleons besonderem Schutze. Aber unentschieden und schwankend, wie er hervortrat, blieben alle seine Bemühungen ohne Erfolg. Die auffallende Kränkung, die er gegenwärtig erfuhr, traf ihn hart; er verließ Jerome in dem trostlosesten Zustande. Die heftige Gemütsbewegung veranlaßte einen Zufall, der einen tödlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich, Reinhardt eilte von seinem Krankenbette zum Könige und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. „Vergessen Sie nicht", sagte er, „daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache." Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen, die Krankheit wurde immer gefährlicher und nach wenigen Tagen war Müller tot.

Obgleich nun in dieser Umgebung das ganze Gewicht des Unterganges schöner Zeiten auf mir lastete, so war es doch natürlich, daß die freundliche Gesellschaft mich erheiterte, und daß ich gern mich der Hoffnung besserer Zeiten hingab. In Halle, wo ich unter Freunden lebte, und zwar in einem fortdauernden, wenn auch versteckten Kriege, pflegte ich meinem Hasse Worte zu geben. Hier erschraken meine Freunde, wenn ich mich nach gewohnter Weise äußerte. Die Lage des Herzogs von Weimar war freilich eine bedenkliche. Die Herzogin hatte sich in den Tagen der Flucht, als sie während der Abwesenheit des Herzogs im feindlichen Heere den erbitterten Napoleon empfangen mußte, auf eine so würdige Weise benommen, daß sie dem heftigen Sieger imponierte und ihm wider seinen Willen Achtung abzwang. Der Herzog selbst war dem Kaiser verdächtig, und sein Adjutant, der jetzige General der Infanterie v. Müffling, von dem er sich nicht trennen wollte, war sein Minister. Das Land war von geheimen feindlichen Spionen belauert, und es war begreiflich, daß man eine jede Äußerung, welche die Regierung kompromittieren konnte, selbst durch strenge Maßregeln zu unterdrücken suchte. Ich sah dieses sehr wohl ein und richtete mich gern während meines Aufenthaltes nach dem Wunsche meiner Freunde.

Destomehr wurde ich durch die Gewalt, welche Goethe über alle Urteile der Umgebung, in welcher ich lebte, ausübte, in Verlegenheit gesetzt. Erwägt man, wie dieser große Geist schon lange in Weimar mit Recht als der mächtigste in Deutschland verehrt ward, wie die heftige geistige Bewegung, in welche ich hineingerissen wurde, um ihn wogte und brauste, ohne seine ursprüngliche eigentümliche Natur zu ändern, wie, nachdem die Kämpfe in seiner Nähe aufgehört hatten und nur noch in zerstreuten

kleinen Gefechten in der Ferne vernommen wurden, während er, der unveränderlich stehen blieb, das fortdauernde, ja immer heller leuchtende Licht in der dunklen Nacht des geistigen Vaterlandes blieb, so kann man sich freilich nicht wundern über die Herrschaft, welche er über alle diejenigen ausübte, die in seiner Nähe lebten.

Später hat sich diese Autorität immer mehr und mehr verbreitet, ja ihre Herrschaft nahm in demselben Maße zu, in welchem seine Lebensansicht durch das Alter und durch die ursprüngliche Beschränkung, die sich immer entschiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm.

Schon im Anfange des Jahrhunderts gab es einige, die bemerken wollten, daß die Reisen Goethes nach Italien, besonders die zweite, einen Wendepunkt in seiner Entwickelung veranlaßten. Die scharfe Eigentümlichkeit, die kräftige Zuversicht der früheren Jahre, schienen abgenommen zu haben; an ihre Stelle war die stille Anmut getreten, die einigen nicht so gewaltig und inhaltsreich erschien. Für diese letzte Epoche seines Lebens glaubte man besonders das Urteil des Novalis gelten lassen zu müssen: daß Goethe weniger einen Gegenstand zu behandeln liebte, der größer war als er, vielmehr solche, die er formell zu beherrschen vermochte und in deren übersichtlicher Darstellung er sich gefiel. Ich teilte freilich diese Ansicht, aber ich konnte die Schlüsse, die man daraus zog, keineswegs einsehen, und sie schienen mir um desto ungerechter, je mehr ich die Bewegung der Geister neben ihm kennen lernte, die bestimmt war, während das Alter ihn immermehr beschränkte, mächtiger zu werden und ihn zu überleben. Allerdings hatten die Werke Goethes aus der früheren Zeit einen Reiz für mich, der den spätern fehlte. Die große Macht, durch welche die Sprache seines Volkes umgeändert und verwandelt schien, der gewaltige Geist, der, als er zu reden anfing, eine Herrschaft begründete, die nie mehr aufhörte, die überschwengliche

Kraft, die dem, was bis jetzt ein Vergöttertes war, den Krieg ankündigte und fast einsam dastehend, den Sieg errang, hatte mich schon in meiner Kindheit getroffen, wie die Kriegstrompete einer neuen Zukunft, die mich zum Kampfe aufrief. So völlig unbedingt sprachen mich die späteren Werke nicht an. Es fingen, so schien es mir, seine Lebensansichten an, eine Übereinkunft mit der Zeit und Gegenwart zu treffen; aber ich sah es auch ein, daß sein Leben und die Werke, durch welche dieses seine Bedeutung erhielt, eine ganze in sich abgeschlossene Geschichte darstellten. Es gibt wohl kaum einen Schriftsteller, der, wie er, einem mächtigen Staate ähnlich, sich entwickelte, der in allen Richtungen seines Daseins eigene Epochen bildete, die ihre überschwengliche Jugend, ihren hellen Glanzpunkt und ihre allmählich hervortretenden Beschränkungen enthielten. Aus dem Ganzen seines Lebens darf man keine Entwickelungsstufe ausschließen. Selbst die später scheinbar zurückschreitende behält, wenn man dieses große Dasein betrachtet, ihre eigentümliche Bedeutung. In den letzten Produkten seines hohen Alters erkennt man noch die frischen Keime der mächtig hervortretenden Jugend und in seinen frühesten Werken das edle Ringen nach einer vollendeten Form, die er in späterem Alter errungen zu haben glaubt. Daher ist mir Eckermanns Schrift so bedeutend; denn geisterhaft festgebannt schien mir der fast schon Abgeschiedene an die Werke seines Lebens, so daß der noch immer mächtige Greis wie unter den edlen Ruinen eines großen glanzvollen Staates herumwandelte. Es war nicht eine Erschöpfung, die ihn in seinem hohen Alter ergriff, es war vielmehr das allmähliche Absterben eines Geistes, der, wie wenige, in sich eine eigene Geschichte einschloß. Daher müssen wir bei ihm die Entwickelungsstufen seiner strebenden Jugend von denen der Vollendung, die immer eine anfangende Beschränkung enthalten, wohl unterscheiden. Der zarte Übergang von den ersten Stufen

zu den zweiten enthält das Geheimnis seines Daseins; mehr als er darzustellen vermochte, und weniger zugleich; was er wollte und was er vermochte, jenes tiefer und bedeutender als dieses, in unergründlicher und unerforschlicher Einheit. Was ihm vergönnt war, in der großen Geschichte des Volkes auf immer zu schaffen, den vollendeten Kunstschätzen Griechenlands ähnlich, und was er anderen überlassen mußte, die in einer verworrenen Gärung begriffen, in sich zerfallen, die eigene Zukunft kaum erkannten, schied sich hier. Von da an trat die äußere Beschränkung immer deutlicher hervor; der schaffende Genius erlahmte nicht, zog sich aber in sich hinein und ward immer mehr eine Vergangenheit, die abschloß, als eine unbestimmte Zukunft, die sich aufschließt. Selbst was die neue Zeit und die Gegenwart, was besonders die alle Momente des menschlichen Daseins ergreifende Spekulation des deutschen Volkes ihm aufdrang, verlor sich in der Gestaltung seines innern Lebens, und was eine Zukunft für alle mächtigen Geister der Zeit war, schien bestimmt, durch ihn die eigene Vergangenheit zu enträtseln. Er ist, in diesem tiefsten Sinne, satt an Jahren gestorben. Er hatte die Aufgabe, das eigene Leben bis zu dem letzten Moment nicht mehr, wie es werden sollte, sondern wie es geworden war, zu bewahren, und als die Pulsadern verknöcherten, als die Gliedmaßen sich schwer bewegten, als die Zunge gelähmt, ja als er fast als ein abgeschiedener Geist unter Gräbern zu wandeln schien, blieb er noch die edle Gestalt, die in ihrer Vergangenheit eine noch nicht enträtselte Zukunft verschloß. Sein Tod selbst war das innerste Selbstgespräch. Er hatte sich stolz von der wechselseitigen Verständigung mit der Zeit abgeschlossen, er wandte sich an keinen der Lebenden, um sich mit ihm zu verständigen; wir aber, die wir lebten und strebten, wurden gezwungen, auf die letzten Äußerungen des verschwindenden Geheimnisses zu lauschen, bis es verstummte.

Drei Männer gibt es, denen es vergönnt war, ein langes Leben hindurch, was die Zeit wollte, in einer bestimmten Richtung darzustellen und ohne Widerspruch auszusprechen. Sie sind stehende Gestalten bestimmter Epochen ihrer Zeit, und selbst, wo wir sie heftig zu bekämpfen geneigt sind, müssen wir ihre Herrschaft gelten lassen. Sie wurden Typen einer bestimmten Gegenwart, und zwar so entschieden, daß selbst ihre leibliche Gestalt sich in die Anschauung des Volkes einprägte und eine bestimmte Figuration annahm. Als solche nenne ich, so ungleich sie sich auch sein mögen, so entschieden ich besonders in dem zweiten eine gefährliche Verirrung des Mannes und seines Volkes erkenne, Friedrich den Großen, Voltaire und Goethe.

In meiner frühesten Jugend bewahrte dieser die geheimnisvolle Aufgabe seines Lebens, die ich ahnete, ohne sie zu verstehen. Später, als ich sie eben zu verstehen anfing, glaubte ich auch, mich inniger gefaßt zu haben. Aber die eigene geistige Tat, wie wenig sie auch gelungen sein mag, fing an, als er mit sich abschloß. Nun mußte ich es erleben, daß immer größer die Zahl derer ward, die, weil sie zur Ruhe zu kommen wünschten, mit ihm abzuschließen geneigt waren. Und besonders in dem Kreise, in welchem ich in Jena lebte, galt Goethes Autorität so unbedingt, wie die Bibel bei frommen Christen. Ein jeder Streit, der stattfand, ward für immer beendigt, wenn man sich auf irgendeine Äußerung Goethes besinnen konnte, und ich ward durch diese, alles eigene Denken ausschließende Herrschaft zuletzt so empört, daß ich einmal in Verzweiflung ausrief: „Bleibt mir mit dem v. — Goethe vom Leibe." Die Heftigkeit, mit der ich dieses aussprach, und das Schrecken, welches mich unmittelbar darauf ergriff, ergötzte die Freunde.

Ich lernte in Jena zuerst einen einst berühmten, deutschen Dichter, Zacharias Werner, kennen. Ich muß gestehen, daß seine

Werke mich nie sehr angezogen haben. „Die Söhne des Tales", „das Kreuz an der Ostsee" sprachen mich wenig an; sie schienen mir einem seichten Wasser ähnlich, welches durch eine künstliche Wellenbewegung eine erlogene Tiefe vorzuspiegeln bemüht war. Seine Gestalt hatte etwas unangenehm Auffallendes. Lang, dürr, etwas schlotterig in seinem Gange, ungelenk in allen seinen Bewegungen, erschien sein mageres Gesicht und seine gewaltige Nase fast zurückschreckend. Er war nach Weimar gereist, um einige Dramen dort auf die Bühne zu bringen, und zum Besuche nach Jena gekommen. Er kam eben von Genf, wo er in Coppet einige Zeit mit der Stael-Holstein zugebracht hatte. Mehrere meiner Freunde, der Bildhauer Tieck, Friedrich Schlegel, Oehlenschläger mit Werner und der berühmte Geschichtschreiber Sismondi, hielten sich damals in Coppet auf. Ich habe später oft genug von dem geselligen Leben meiner Freunde dort reden gehört, und was ich jetzt erfuhr, hatte allerdings für mich ein großes Interesse. Werner erzählte etwas langsam, aber nicht schlecht. Nun aber griff er in die Tasche, hob eine Masse schmutziger zerknitterter Oktavblättchen hervor, welche eine Anzahl Sonette enthielten, die er verfertigt hatte, und die er uns auf eine höchst ungeschickte und falsche Weise vordeklamierte. Ich muß mir die Antipathie gegen ihn als einseitig vorwerfen. Er hatte in der Tat ein eigenes Talent, welches man anerkennen muß; was ihn verdarb, war, wie ich glaube, der fanatische Traum, der ihn wähnen ließ, er sei eigentlich ein Prophet, zur Verkündigung überschwenglicher Dinge berufen. Nun hatte er aber weder die feste Gesinnung, noch die zuversichtliche Überzeugung, die auch dann, wenn sie mit großer Beschränktheit verbunden ist, Bewunderung, ja selbst bei den Besseren Achtung zu erwecken vermag. Unglücklicherweise war er auch durchaus von dem gegenwärtigen Moment abhängig und buhlte fortdauernd nach dem Beifall der Umgebung.

Goethe war nach Jena gekommen, ich sah ihn nach sieben Jahren zum ersten Male wieder, und seine Gegenwart ergriff mich tief. Er begleitete mich nach der Mineraliensammlung, die noch immer unter der Direktion des Professor Lenz bedeutende Schätze in sich schloß. Ich war für mein Handbuch der Mineralogie dort täglich mehrere Stunden beschäftigt. Goethe war bekanntlich ein geognostischer Dilettant, seine wiederholten Reisen nach Karlsbad verlockten ihn zu mancherlei Untersuchungen, und unsere Unterredung schweifte bald von der Mineralogie nach anderen naturwissenschaftlichen Gegenständen hin. Einige optische Untersuchungen wurden behandelt, seine Ansichten von der Metamorphose der Knochen beschäftigten uns, und er beklagte sich mit Heftigkeit über die Art, wie einige Naturforscher sein Vertrauen mißbraucht und mitgeteilte Entdeckungen, ohne ihn zu nennen, als eigene bekannt gemacht hatten. Ich war ganz in die frühere schöne Zeit versetzt. Goethe ward immer heiterer, liebenswürdiger, und ich genoß ein Glück, welches mir seit langen Jahren fremd geworden war. Goethe lud mich und meine Frau mit der Frommannschen Familie nach Weimar ein. Wir fanden bei der Tafel, außer Goethes Frau, Meyer und Riemer, nur Werner. Goethe war sehr heiter, das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die unbefangenen geistreichen Äußerungen des berühmten Wirtes erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten.

Endlich wandte er sich an Werner, der bis jetzt wenig teil an den Gesprächen genommen hatte. „Nun, Werner," sagte er, auf seine ruhige, doch fast gebieterische Weise, „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, und die zerknitterten schmutzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak und diese Aufforderung Goethes, die das unbefangene und

interessante Gespräch völlig zu unterdrücken drohte, keineswegs billigte. Werner fing nun an, eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeklamieren. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm. Er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun, Steffens," fragte er, äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" „Herr Werner", antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre, ich glaube, einzusehen, daß er recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnisvolle Symbol unserer Religion hat ebensoviel durch einen solchen falschen Vergleich verloren, wie der Mond." Goethe ließ sich nun völlig gehen und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse", rief er, „diese schiefe Religiosität, glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde; auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier, nie hören lassen." Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeitlang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben," sagte er ernsthaft, „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind; Sie haben mich verlockt, zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin." — Er faßte sich nun ganz, wandte sich entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich, und man sah es ihm wohl an, daß er tief verletzt war und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet.

Riemer war, während ich früher mit Goethe lebte, noch nicht mit diesem in Berührung getreten. Er war als Hauslehrer der Kinder von Wilhelm v. Humboldt in Italien gewesen, und seine Verbindung mit Goethe fing, wenn ich nicht irre, im Jahre 1806 an; ich lernte ihn aber erst jetzt kennen. Kurz nach aufgehobener Tafel trat ich bei Goethe ein, der, völlig ruhig und heiter, den Auftritt bei der Tafel ganz vergessen zu haben schien und mit belehrender Ausführlichkeit, wie er sie liebte, einige optische Phänomene darstellte und erläuterte. Als ich mich von ihm trennte, wartete Riemer auf mich, er wünschte mich zu sprechen und führte mich in seine Wohnung. Hier fing er nun an, über den von mir erlebten Auftritt zu sprechen. „Was Sie gesehen haben," sagte er, „ist in diesem Hause so selten, daß ich mich kaum erinnere, etwas Ähnliches erlebt zu haben." Ich versicherte ihn, daß ich, elf Jahre früher, als ich Goethe, der damals noch so viel jünger war, oft sah, etwas Ähnliches nicht allein nicht gesehen, sondern auch nicht einmal für möglich gehalten hätte. Er fuhr fort: „Sie wissen, wie man sich mit Goethe beschäftiget, wie seine Äußerungen und alles, selbst das Kleinste, was man von ihm erfährt, ein Gegenstand der Tagesblätter wird. Ich muß Sie nun recht sehr bitten, ein ähnliches Besprechen der heutigen Begebenheit in solchen Blättern nicht zu veranlassen." Meine erste Empfindung war, ich gestehe es, eine Art von Entrüstung. „Ich darf", sagte ich, „nicht voraussetzen, daß Sie je etwas von mir erfahren haben; wäre das der Fall gewesen, so würden Sie diese Bitte als gänzlich überflüssig betrachten; so wichtig der heutige Tag mir auch persönlich ist, so lieb es mir gewesen ist, erlebt zu haben, in welchen großartigen Zorn der herrliche Mann geraten kann, wenn er die widerwärtigen geistigen Krankheiten der Zeit entdeckt, so können Sie sich doch völlig beruhigen. Ich habe an dieser fliegenden Literatur nie teilgenommen, ich stehe mit

keinem einzigen Blatt in irgendeiner Verbindung, aber ich begreife Ihre Furcht und finde Sie sehr natürlich."

Ich hatte versprochen, den Nachmittag bei der als Schriftstellerin bekannten und beliebten Madame Schopenhauer zuzubringen. Ich fand da, außer meiner Frau und der Familie Frommann, einige Herren und Damen aus der Stadt. Der Auftritt bei der Tafel war der einzige Gegenstand unseres Gesprächs. Ein bedeutendes und gefahrdrohendes politisches Ereignis konnte keine größere Aufregung hervorrufen. Ich glaubte mich an den Hof Ludwig des Vierzehnten versetzt, Goethes Haus erschien mir als der Palast eines mächtigen Königs, dessen zornige Äußerung, von den bedeutendsten Folgen, die ganze Umgebung besorgt machte und in heftige Bewegung versetzte. Auch Werner, der unglückliche Gegenstand der großen Ungnade, erschien, und man zeigte ihm die größte, wenngleich mit einiger Scheu und Furcht verbundene Teilnahme.

Es war der letzte Tag im Jahre; in Weimar fand der gewöhnliche Ball, den der Großherzog und seine Gemahlin mit ihrer Gegenwart beehrten, statt Ich erinnerte mich mit Vergnügen der frühern Neujahrsnacht, die ich mit Goethe erlebt hatte. Diesmal erschien er nicht, wohl aber seine Frau und Werner. Dieser konnte den Mittag nicht vergessen, er war noch immer sichtlich erschüttert, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich erfuhr, welchen Eindruck Goethes Zorn auf ihn, dessen Neigung zum Katholizismus schon damals Gegenstand des Gesprächs war, gemacht hatte. „Der Alte", sagte er mir, „hat doch recht, ich werde mich vor ähnlichen Äußerungen in der Zukunft hüten." „Wie," rief ich überrascht, „Sie, der eifrige Christ, können so schnell umgewandelt werden, können den Äußerungen des alten Heiden irgendeine Bedeutung geben?"

Obgleich nun diese ganze Begebenheit mir etwas Seltsames, ja

fast Komisches hatte, so muß ich doch bekennen, daß diese souveräne Gewalt, die ein mächtiger Geist auf seine Umgebung ausübte, mir nicht bloß merkwürdig, sondern auch achtungswürdig und bedeutungsvoll erschien. In der Tat, hinter dem scheinbar Geringen verbarg sich etwas Großes und Feierliches, etwas geschichtlich Mächtiges, was ich wohl zu schätzen wußte.

Jetzt also im Sommer des Jahres 1811 besuchte ich nun wieder Frommann in Jena, meinen teuern Freund, und Goethe in Weimar, mit der Ansicht, künftig in größerer Entfernung von ihnen zu leben. Ich konnte nur einige Tage in beiden Städten zubringen. Die etwas heftige Szene, die Oehlenschläger hervorrief, als er, aus Italien kommend, Weimar besuchte und von Goethe Abschied nahm, hatte kurz vorher stattgefunden. Oehlenschläger war unmittelbar aus Weimar nach Halle gekommen und noch von dem, was er dort erlebt hatte, heftig bewegt. Der ganze Vorfall ist von diesem Dichter selbst in seinem Leben erzählt und von Riemer in seinem bekannten Werke über Goethe fast als ein bedeutendes Ereignis seines Lebens behandelt. Ich, der ich meinen Freund so genau kannte, fand die Sache höchst natürlich, konnte mir aber auch die Überraschung und Verlegenheit des alten Dichters, der gewohnt war, als ein Herrscher, dem man sich nur mit Scheu und Furcht näherte, behandelt zu werden, gar wohl denken. Bei der Erzählung Oehlenschlägers kam mir die Sache sehr lustig vor, und ich mußte lachen; jetzt, als ich nach der Tafel mit Goethe in dem kleinen Garten hinter seinem Hause mich unterhielt, sprach er zwar von jener wunderbaren Umarmung und zornigen Äußerung des leidenschaftlichen Dichters, aber höchst ruhig und milde. Er wußte Oehlenschläger zu schätzen, aber seine Tragödie Correggio, die er vorlesen, Goethe aber nicht hören, sondern selbst lesen wollte, hatte bekanntlich die Empfindlichkeit des Dichters veranlaßt. Goethe teilte meine Ansicht.

Dieses Stück hat einige Zeit hindurch ein großes Aufsehen gemacht; es ist in Wien und Berlin mit stürmischem Applaus aufgeführt worden. Link, der berühmte Naturforscher, versicherte mich, einer solchen Aufführung in Wien beigewohnt zu haben, die an die vergangenen Tage der überschwenglichen Rührung durch Kotzebues Menschenhaß und Reue erinnerte.

Ich gestehe, daß einige gelungene Szenen in dieser Tragödie vorkommen, das ganze Drama aber ist doch ein mißlungenes zu nennen, und mein Freund muß mir erlauben, meinen Tadel auszusprechen, obgleich ich weiß, daß es ihm geht, wie oft den Müttern mit geistig oder körperlich verwahrlosten Kindern, die sie nicht selten den rüstigsten und begabtesten vorziehen. Diese Zuneigung beweist, wie der Instinkt mächtiger ist als die Beurteilung. Es ist eine innere, tiefversteckte Überzeugung von der Schwäche des Gegenstandes. Damit das Gleichgewicht herauskomme, fordert die Natur, die hier mit einer innern Notwendigkeit herrscht, daß die größere Intensität der Liebe ersetzen soll, was dem Gegenstande fehlt. Die sentimentale Bekränzungsszene durch Cölestina scheint mir eines Dichters, wie Oehlenschläger, unwürdig, und das Hinsterben des Helden unter der Last des Kupfergeldes, historisch falsch, hätte, selbst wenn sie wahr wäre, nicht in einem Drama benutzt werden sollen. Die Torheit liegt zu nahe, denn es muß einem jeden einleuchten, daß der Tod verhindert werden könnte durch eine Umsetzung des Geldes.

Dieses Gespräch mit Goethe dauerte lange. Es berührte frühere Zeiten und mancherlei Gegenstände. Auch an Werner wurde erinnert, und zwar an den großen Mineralogen sowohl, als an den Dichter.

Der „Luther" des Dichters war mir von jeher zuwider; der „24ste Februar" ist dagegen, verglichen mit den Müllnerschen Monstrositäten, die durch dieses Drama veranlaßt wurden, durch

die Einfachheit und Macht der Motive höchst lobenswert. Noch immer war Goethe gegen Werner etwas eingenommen, und es ist nicht zu leugnen, daß, wenn dieser seine Weihe der Kraft als eine Armseligkeit betrachtete und sich entschloß, die Unkraft zu weihen, und deshalb nicht zu tadeln war, die letztere Weihe wenigstens nicht so armselig und unkräftig hätte stattfinden dürfen.

Desto heiterer war die Erinnerung an den herrlichen, in seiner abgeschlossenen Eigentümlichkeit tiefen und von Hause aus frischen und gesunden zweiten Werner, dem ich so viel verdankte, der mir noch immer als ein Glanzpunkt meines frühern glücklichen Daseins erschien. Goethe liebte und schätzte ihn, er freute sich, ihn so oft in Karlsbad zu treffen, und suchte ihn gegen seine immer mächtiger werdenden Gegner zu verteidigen. Es war aber auch von vielem anderen die Rede. Ich erinnere mich mit Freude der Zuneigung, die er für Schelling zeigte. „Ich kann ihm nicht ganz folgen," sagte er, „aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten."

Goethe, diese imponierende Gestalt, jetzt schon im hohen Alter, schien durch seine ruhige gebietende Gegenwart die ganze Bedeutung seines gewaltigen Daseins in einen mächtigen Moment zusammenzufassen; er war damals 62 Jahr alt. Die bevorstehende Trennung erschütterte mich, aber der ernsthafte Mann gebot Ruhe; mein Schmerz war stumm, ich verneigte mich und verließ ihn. Er lebte nachher noch fast 20 Jahre, aber ich sah ihn damals zum letztenmal.

Gneisenau

Breslau 1812

Gneisenau lernte ich jetzt erst persönlich kennen. Er war, wie bekannt, ein schöner Mann, dessen ruhiges und sicheres Einherschreiten schon den ritterlichen Helden verkündete, sein Blick deutete

auf Klarheit. Ich sah nie eine ähnliche Mischung von edlem Stolz und echter Demut, von Zuversicht und Bescheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendsten deutschen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständnis seiner Unkunde zeigte er sich nicht allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerter; denn nie erschien die ihm angeborne Größe imponierender als in eben solchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geistes, der schnelle Witz, die ironische Schärfe, welche damals viele der bedeutendsten und höchst verdienstvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht selten, bei geselligen Berührungen, zurückstoßend wirkte.

Es schien wohl, als wenn die Keckheit, die auf dem Schlachtfelde als die höchste Tugend glänzt, der Meinung dieser Männer nach, sich auch in geistigen Behauptungen bewähren müßte, als gelte ein schnelles und entschiedenes Urteil ebensoviel, wie das Kommandowort vor der Front. Viele von diesen hatten im höhern Alter, durch Talent unterstützt, zu erlangen gesucht, was doch nur ein früherer Unterricht mit übersichtlicher Sicherheit und Klarheit zu geben vermag. Einige hatten auf Universitäten studiert; die tüchtige kriegerische Neigung aber hatte ihre Studien, halbvollendet, unterbrochen. Gestehen mußte man, daß ihnen, da sie manches erlebt hatten, was dem einsam auf seiner Stube eingeschlossenen Gelehrten verborgen blieb, ein treffendes Urteil gebührte über vieles, dann nämlich, wenn das Geistige an das äußere Leben und seine Verhältnisse angrenzte. Ein befehlshaberischer Ton, wo ein bedachtsam untersuchender hingehörte, zeigte sich hier und da schon bei den höhern Befehlshabern in dem unglücklichen Jahre 1806. Diese Zeit hatte einen jeden

kühnen Mann an sich selbst gewiesen; die innere Kraft, die später so hell glänzte, stärkte sich in dieser Zeit, die eigene Macht, der eigene Gedanke erhielt jene große Gewalt, die im Kriege den Sieg errang. Nicht leicht hatte irgendein Mensch eine solche Gelegenheit, sich in mannigfach wechselnden Verhältnissen durch das innere Leben auszubilden, wie damals der kühne, begabte preußische Offizier. Aber dadurch entstand auch eine Entschiedenheit, die nicht immer die treffendste war, und das schnelle, befehlshaberisch gesprochene Urteil eines geistreichen Kriegers erschien nicht selten um so glänzender und imponierender, je schiefer es war.

Ich habe nicht selten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich so oft, ein Gespräch plötzlich abbrechen zu müssen, dessen Fortsetzung mir höchst wünschenswert schien, wie bei Gneisenau. Denn nie hörte ich aus seinem Munde ein unverständiges Wort, ja die stille Demut seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Rücksicht, so daß das Unverständige in seiner Nähe sich nicht auszusprechen wagte. Ein jeder ahnete das tiefsinnige Gemüt, welches, indem es sich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gedanken durchdrungen, mit Europas Schicksal fortdauernd beschäftigt, während er in tätigem Bündnis mit den edelsten und großartigsten Männern lebte, sich erworben hatte. Es war etwas Fürstliches in seiner Gestalt, in seiner Art, sich darzustellen und sich zu äußern. Eben wenn er am demütigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen; er war der ritterlichste, freigebigste Held, den ich jemals sah, und wer das Glück hatte, sein Interesse zu erwecken, konnte auf seine fortdauernde tätige Teilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich sein Wohlwollen und seine freundliche Teil-

nahme von dem Augenblick an, wo er in meine Wohnung trat, fortdauernd genossen habe. Die vielen Beweise seiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in seiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, schweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann ist mir je teuerer gewesen. Wenige Tage vor seinem plötzlichen, erschütternden Tode trat er, im hohen Alter noch fest und rüstig einherschreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erschien mir erst drohend, als sie in ihrem verwüstenden Fortschreiten ein solches Opfer zu ergreifen wagte.

Wirkung von Napoleons Zusammenbruch in Rußland

Breslau 1812

Alle Menschen lebten in dieser Zeit in jener wunderbaren innern Aufregung, die dann entsteht, wenn große Erwartungen eine bestehende peinliche Lage zu verändern und zu verbessern versprechen, ohne daß der Augenblick gekommen ist, der zur entschiedenen Tätigkeit auffordert. Wenn die große Masse des Volks auch geneigt ist, das Bestehende als ein Unveränderliches zu behandeln, sorglos von einem Tage zum andern lebt und plötzlich, als träte etwas völlig Unerwartetes hervor, sich von dem überraschen läßt, was bei einer selbst kurzen und oberflächlichen Betrachtung auch von den Unkundigsten sich voraussehen ließ: so verhält es sich doch anders, wenn die geistig Umsichtigeren das gewaltig Herannahende, schon lange dunkel Geahnete in seinen erschütternden Folgen übersehen; eine einmal entstandene Erregung wächst dann in ungeheurem Maße, nicht in einem einfachen Verhältnis, sondern wie die physisch eingepflanzte Bewegung nach dem Quadrat der Zeiten und der Geschwindigkeiten, immer in sich gesteigert, in jedem Moment mit sich selber multipliziert. Das 29ste Bulletin war erschienen, jeder behutsame Ausdruck in diesem suchte vergebens die grenzenlose Niederlage zu verbergen; in den

tieferen Gemütern regte sich eine Ahnung von einer wundervollen tatenreichen Zukunft mit ihren Hoffnungen und geheimen Grauen; es klang zuerst wie eine ferne halbverständliche Stimme aus dem Innersten der zerstreuten Seelen hervor; etwas Unglaubliches schien die ferne Stimme zu verkündigen. Selbst wer bis dahin geglaubt hatte, daß die bis zur Besinnungslosigkeit gesteigerte Ehrsucht in dem verwüsteten grenzenlosen Lande ihre Schranken finden würde, konnte an das Entsetzliche des Unterganges eines siegreichen Heeres nicht glauben, welches seit 15 Jahren mit steigender Gewalt erst Bewunderung, dann ahnungsvolle Furcht, dann furchtsames Schrecken, endlich lähmendes Entsetzen über Völker und ihre Herrscher verbreitet hatte und nun so plötzlich von der göttlichen Rache getroffen war. An ein Ereignis sollte man glauben, welches (in der Geschichte einzig) an Wunder die Siege übertraf. Aber das Wunder war da, unwidersprechliche Nachrichten häuften sich, die ferne Stimme näherte sich, das dunkle, schicksalschwangere Wort klang klarer, zuletzt als ein lauter mahnender Aufruf. Da überströmten die stark hervorbrechenden Wogen die Ufer der vereinzelten Gemüter, da brausten die überströmenden Fluten immer gewaltiger, da regte sich der lange verborgene und zurückgetretene Keim des bessern Sinnes, der König und Vaterland mit Treue und Liebe umfaßt, selbst in den Trägsten, und was in dem Besten, oft zweifelhaft und schwankend, wie der Glaube an die göttliche Liebe in den frommen Seelen, unter Kämpfen mancherlei Art festgehalten wird, das ward jetzt, in diesem Moment der Wunder, zur zuversichtlichen Tat gesteigert, selbst in den stumpfsten Seelen; jeder erwartete einen großen Augenblick und schien für ihn gewaffnet. Und doch war der Moment der Tat noch nicht da, aber sie war schon reif im Innern vieler tausend Gemüter, und die zurückgehaltene Gewalt, die alle bewegte, schwoll elastisch an, den Tag sehnsuchtsvoll erwartend, der die innere Tat zu einer äußern gestalten würde.

Napoleon war, hieß es, heimlich allein, nur von einem seiner Heerführer begleitet, Tag und Nacht in einem Schlitten durch Schlesien geeilt; ein Postmeister, irre ich nicht, in Haynau, hatte ihn erkannt. In Breslau war alles in Bewegung; die gewöhnliche Sorge für den Tag und seine stille Beschäftigung war selbst in dem häuslichen Gemache dem großen Ereignis gegenüber, welches wie ein innerer Aufruf mahnend aus einem Jeden herausklang, zurückgewichen. Auf den Straßen wogte es von Menschen, die sich zuflüsterten, ein jeder erwartete den Befehl zur bestimmten Tat, und alle blickten sich an, als müßte der Befehlshaber, der sie zusammenrufen, bewaffnen, ordnen sollte, nun plötzlich erscheinen.

Da ward zuerst die Sorge für die Sicherheit des Königs laut. Werden die Reste der französischen Armee, welche die geheime Gesinnung kannten, um die Sicherheit des Rückzuges zu decken, in dem von ihnen besetzten Berlin sich Gewalttätigkeiten gegen seine geheiligte Person erlauben? Jetzt zuerst trat jene geheim bewahrte Treue, die den rechten Mittelpunkt aller zukünftigen Tat gefunden hatte, wie sie mächtig während des Krieges heranschwoll, wie sie während des langen Leidens still im Innersten, oft denen, die sie pflegten, unbemerkbar, sich erhielt, hervor, und alles, wozu ein jeder bereit war, hatte sein göttliches Siegel erhalten.

Herr B. v. L., von dieser allgemeinen Stimmung tief ergriffen, wandte sich unmittelbar an den König. Er mahnte ihn, Berlin zu verlassen und nach Breslau zu kommen. Hier in dem neutralen, von dem Feinde nicht besetzten Gebiete würde er, von treuen Untertanen umgeben, die ihr Leben für ihn zu wagen bereit waren, sicherer sein als in Berlin, wo er auf eine bedenkliche Weise in der Gewalt der Feinde war. In seinem engeren Kreise fand man doch diesen Schritt, der selbst in einer Zeit, in welcher auch der Ruhigere wohl geneigt war, das Ungewöhnliche zu wagen, etwas bedenklich. Wenige Tage nach dem Abgange des

Schreibens ward B. v. L. in der Nacht von Gensdarmen aufgehoben, nach Berlin gebracht und dort in die Hausvogtei gesetzt. Die unschickliche Ermahnung eines Einzelnen, Unberufenen, sollte nicht herbeiführen, was das Resultat der reifen Beratungen derer sein müsse, denen der König sich selbst anzuvertrauen sich entschließen wollte. So rein auch die Gesinnung des B. v. L. sein mochte, so sah man es doch ein, daß, eben in diesem Augenblicke der allgemeinen grenzenlosen Aufregung, ein jedes Hervordrängen der einzelnen, selbst der Besten, als ein gefahrdrohendes Übel um sich greifen und die jetzt so notwendige Ordnung zerstören konnte. Eben in solchen dunkeln, tief bewegten Zeiten, in welchen man deutlich erkannte, daß in der ordnenden Gewalt des Herrschers alles Heil zu suchen, war man geneigt, sich still einer Macht zu unterwerfen, welche man jetzt erneuert, kräftig und unabhängig hervortreten sah. Kurze Zeit darauf kam B. v. L. zurück; in einer glänzenden Abendgesellschaft, die er gab und der ich beiwohnte, versprach der Staatskanzler zu erscheinen; nachdem wir einige Zeit vergebens auf ihn gewartet hatten, kam ein Brief, höflich und voll Anerkennung, durch welchen er sein Nichterscheinen mit dringenden Geschäften entschuldigte.

In diesem Augenblick fühlte ich mich, obgleich ich die Morgenröte des langersehnten Tages freudig begrüßte, dennoch innerlich sehr verlassen. „Sechs lange leidensvolle Jahre hast du zugebracht, auf diesen Moment, als auf den seligsten deines Lebens, harrend: und nun bist du hier in einer entlegenen Stadt, der Strom der mächtigen Ereignisse wird diese Gegend nicht berühren; gegen Westen, in der Mitte des bewegten Deutschlands wird die Kraft des erwachten Volkes sich vereinigen, wird der Kampfplatz der großen Männer sein, deren Vertrauen und Wohlwollen dich in den Tagen des Leidens aufrecht hielt und erhob. Du wirst hier tatenlos in unglücklicher Muße, was Großes geschieht durch

deine Freunde, wie ferne Märchen dir erzählen lassen müssen."
So klagte ich und war in dem großen Augenblick dennoch selbst-
süchtig nur zu geneigt, über die Vorsicht zu murren. Da ward
das Gerücht, daß das, was B. v. L. wünschte und kühn auszu-
sprechen wagte, wahrscheinlich schon in Berlin beschlossen war,
immer lauter; Befehle kamen, ein jedes disponible Lokal für die
den König nach Breslau begleitenden hohen Beamten in Beschlag
zu nehmen. Selbst an mich kam eine solche Aufforderung. Das
Lokal für das physikalische Kabinett und für meine Wohnung
war völlig eingerichtet, der begonnene Apparat in den dazu be-
stimmten Sälen aufgestellt; in dem mir übergebenen Auditorium
trug ich schon die Experimentalphysik seit einigen Wochen vor:
als ich aufgefordert wurde, das Gebäude zur Disposition zu
stellen. Ich glaubte entschieden gegen dieses Ansinnen protestieren
zu müssen; ich glaubte nicht, daß der König, der friedlich in die
Hauptstadt seiner Provinz einzog, die Lehrer von ihren Lehr-
stühlen, die er ihnen angewiesen hatte, vertreiben würde. Ich
wandte mich an Herrn v. Schuckmann und blieb ruhig, wo ich war.

Jetzt sah ich ein, wie ungegründet meine Klagen wären. Gott
hatte mich hingestellt, da, wo ich allein in dem Brennpunkte des
größten geschichtlichen Ereignisses einer der merkwürdigsten Epochen
des menschlichen Geschlechts überhaupt erleben und tätig sein konnte.
Wie? — davon hatte ich noch keine Ahnung. Der König kam,
die königlichen Kinder begleiteten ihn, Hardenberg war an seiner
Seite, die höchsten Beamten, eine Menge Generäle drängten sich
hier zusammen; schon war das Gerücht von General Yorks erster,
großer, alles aufregender Kriegstat laut geworden; der Krieg war
erklärt, obgleich noch keine Kriegserklärung da war. Eine un-
ermeßliche Menge Männer, vorzüglich Jünglinge, strömten nach
Breslau; alle Häuser waren angefüllt, auf den Straßen wimmelte
es; Scharnhorst war da, Gneisenau wurde erwartet; die herein-

brausenden Wogen einer mächtigen Zukunft hatten alle Gemüter ergriffen; nur Ein Gedanke erfüllte die zusammengedrängte Menge, alles übrige, Beschäftigung, Liebe, Zuneigung, waren nur da, insofern sie sich diesem Gedanken unterwarfen, ihm dienstbar wurden. Und dennoch schwebte über diesem Gedanken selbst ein geheimnisvolles, ja grauenhaftes Dunkel. Der König hatte General Yorks glänzende Tat mißbilligt; über ihm schien, dem äußern Anscheine nach, eine gefährliche Anklage zu schweben. Der französische, seiner Gesinnung nach allgemein geschätzte Gesandte, St. Marsan, begleitete den König nach Breslau. Noch schien es zweifelhaft, ob man den General York wollte fallen lassen, der allgemeinen, mächtigen Begeisterung Trotz bietend, und Napoleon sich in die Arme werfend, Rußland bekämpfen wollte, oder ob man entschlossen sei, mit Rußland vereinigt Napoleon den Krieg zu erklären.

Ruf zum Kampf gegen Frankreich

Breslau 1812

Unter der Unzahl der angekommenen Fremden war der Hauptmann Boltenstern, der, durch Gneisenau nach Halle geschickt, unsere politische geheime Tätigkeit von neuem belebte. Er gehörte zu den Schülern Scharnhorsts, d. h. zu den jüngeren Offizieren, von welchen sein berühmter Lehrer sowohl als Gneisenau in dem bevorstehenden Kriege viel erwarteten. Ich fand bei ihm mehrere Offiziere, seine Freunde, und der einzig mögliche Gegenstand unserer Gespräche war natürlich der bevorstehende Krieg. Hier nun erfuhr ich, daß in der den Tag darauf erscheinenden Zeitung der königliche Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung erscheinen würde. Die ganze preußische Jugend erwartete ihn; aber auch in diesem (eine Abschrift ward vorgelesen) war der Feind nicht genannt, und bei den beunruhigenden Gerüchten ward vieles hin und her gesprochen, über die lähmende Wirkung, die

wir von diesem Stillschweigen befürchteten. Gespannt, freudig erregt, und dennoch zugleich beunruhigt, verließ ich nach Mitternacht die Gesellschaft. Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Täumen zu und erwachte, um mich soviel wie möglich für einen Vortrag über Naturphilosophie vorzubereiten, der um acht Uhr stattfinden sollte. Indessen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf, und plötzlich — meine Familie hatte ich, wie gewöhnlich, noch nicht gesprochen — ergriff mich ein Gedanke: „es steht ja", dachte ich, „bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt dir es, und was der Hof beschließen wird, wenn es geschehen ist, kann dir gleichgültig sein." Ich zweifelte gar nicht an dem Entschluß des Königs, sich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich gestehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuscht sein müßte, hinzuhalten. „Es kann geschehen," erwog ich, „daß man, um die noch nicht ausgesprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja bestraft. Du wirst dann wahrscheinlich ins Gefängnis gebracht, vielleicht nach einer Festung geschickt." Wie unbedeutend erschien mir dieses in einer solchen Zeit. — Daß ich nach kurzem wieder entlassen würde, verstand sich, wie ich glaubte, von selbst. Mein Hörsaal war nicht stark besetzt, die Studierenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphilosophie, und die Begeisterung einer frühern Zeit war verschwunden; außerdem entleerte die gewaltsame Aufregung der Zeit alle Hörsäle. Ich war schon in meiner neuen Amtswohnung eingerichtet, der Hörsaal war in dieser, in dem Flügel, in welchem der physikalische Apparat stand, und wo meine Studierstube lag. Einen zweiten Vortrag über die physikalische Geographie sollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der

erste, naturphilosophische fand vor den wenigen versammelten Zuhörern statt, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ahnete, was mich innerlich bewegte. Der Gegenstand, den ich behandelte, hatte mich seit vielen Jahren innerlich beschäftigt, ja wenn ich kämpfte, so war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen. Als ich den Vortrag geschlossen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Versammelten und sprach sie folgendermaßen an:

„Meine Herren, ich sollte um eilf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so viele, als der Raum zu fassen vermag."

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgend etwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte; Unbekannte sprachen sich an und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden,

auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an diesem Tage meine Frau nicht gesehen. Mein Schwiegervater, der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei v. Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuströmen der ungeheuren Menge Menschen war ihnen unbegreiflich; sie mochten wohl eine unbestimmte Ahnung von meinem Entschluß haben. Meine Frau wagte sich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgesandte Magd ließ ich sie auf eine spätere Stunde vertrösten, dann, versprach ich, solle sie alles erfahren. Ich hatte diese zwei Stunden in einem seltsamen Zustande zugebracht: was ich sagen wollte, regte mein ganzes innerstes Dasein auf; ich sollte jetzt und unter solchen Verhältnissen aussprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerschwer auf meinem Gemüte gelastet hatte; ich sollte der erste sein, der nun öffentlich laut aussprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutschland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens suchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geister schienen mir zuzuflüstern, mir Beistand zu versprechen, ich sehnte mich nach dem Ende dieser quälenden Einsamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrschend hervor: „Wie oft hast du dich beklagt, sagte ich mir, daß du hier in diese Ecke von Deutschland hingeschleudert wurdest: und sie ist jetzt der alles ergreifende, begeisternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geschichte an, und was diese wogende Menschenmenge bewegt, darfst du aussprechen." Tränen stürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und bestieg mein Katheder. Was ich sprach, ich weiß es nicht, selbst wenn man mich nach dem Schlusse der Rede gefragt hätte, ich würde keine

Rechenschaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zusammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich sagte, war die stille Rede aller, und sie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend so aufforderte, zugleich meinen Entschluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, versteht sich von selbst.

Scharnhorst

Dieser große Mann sah gewissermaßen einem Gelehrten ähnlich; wenn man neben ihm auf dem Sofa saß, war sein ruhiges Gespräch derart, daß ich fortdauernd an einen berühmten Gelehrten erinnert wurde. Seine Stellung war dann eine höchst bequeme, ja gekrümmte, und er äußerte sich wie ein sinnender Mann, der ganz von seinem Gegenstande erfüllt ist. . . .

Wenige kannten Scharnhorsts Tätigkeit; sie äußerte sich im Verborgenen, nicht wie ein Furchtsames, sondern wie ein unendlich Starkes, Unüberwindliches, und alle die berühmten Befehlshaber und besseren Krieger blickten nach ihm, wie nach dem unwandelbaren, lebendigen Mittelpunkt hin. So reichte das zusammengedrängte Lebensprinzip selbst über Preußens Grenze, weit in die mächtigsten europäischen Staaten hinein, und die verräterischen, mit dem Feinde verbundenen einheimischen Gegner, in England wie in Österreich, selbst wenn sie ihn nicht kannten, ahneten eine solche Gestalt, die für sie eine unüberwindliche war, und gegen welche sie nichts vermochten. — Es war rührend, die tiefe Anhänglichkeit, die grenzenlose Verehrung wahrzunehmen, die sich jederzeit äußerte, wenn von Scharnhorst die Rede war; selbst die Trotzigsten, alles, was hervortrat, mit humoristischer Kritik Vernichtenden, verstummten, ja schienen sich zu verwandeln.

Dresden 1812

In Dresden fand ich Stein mit Moritz Arndt und konnte mehrere Tage, von dem kleinen Dienst befreit, dort zubringen. Hier trat ich dem großen Deutschen zuerst näher. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie man ihm entschieden entgegentreten mußte, sollte man nicht von ihm sich durchaus überwältigen lassen; aber der Kampf, den ich doch manchmal hier zu bestehen hatte, war auf einem Felde, auf welchem ich mein ganzes Leben hindurch eingeübt war. Ich kannte meine Waffen, ihre Wirkung und wußte sie zu brauchen; der Kampf war ein freundschaftlicher, aber doch nicht selten harter, und ich war keineswegs geneigt, nachzugeben; und je entschiedener der Streit ward, desto klarer schien es mir, als wenn der Baron von Stein eine Lust daran fände, ihn hervorzurufen. Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Spekulation und griff mich als einen spekulativ Konstruierenden gradezu schonungslos und mit Härte an, als wollte er den Versuch anstellen, ob ich ihn zu bekämpfen wagte. Sein Angriff war mir eine Ausforderung und ich nahm sie an. Ich ward einigemal in Dresden zur Tafel geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäste. „Eure Konstruktionen a priori", sagte er, „sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen." — „Exzellenz," antwortete ich, „wenn ich auch a priori konstruiere, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Konstruktion eine praktische Richtung, ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblick in diesem Kleide Ihnen gegenüber zu stehen. Aber die Bemühung, alles, was man innerlich erfährt, alles, was man wahrhaft erlebt, als das, was es ist, nicht bloß,

was es scheint, in geistiger Einheit zu erkennen, ist nicht eine willkürliche Geburt von diesem oder jenem, es ist eine wahrhaft deutsche, und wenn mein großer Lehrer und Freund Schelling die tiefe nationale Richtung beherrscht, so ist es, weil er wie alle Herrscher aus ihr hervorgegangen ist." — „Ja," antwortete Stein, „das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden." — „Exzellenz," antwortete ich, „zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise sich in Masse erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause geblieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter diesen ist. Wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei spekulativ grübelnden Deutschen, Fichte und Schleiermacher? Das a priori Konstruieren", fuhr ich fort, „findet oft da statt, wo man es eben bekämpft, und Ew. Exzellenz haben ein zu großartig tätiges Leben geführt, als daß Ihnen viele Zeit bleiben sollte, sich um unsere Grübeleien zu bekümmern; doch selbst unpraktisch scheint es mir, eine Geistesrichtung zu übersehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein wesentliches Element der Nation ist." Ich erschrak fast über die etwas derbe Freimütigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und tat zornig, lachte aber dabei laut auf. „Am Ende", rief er aus, „bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert." Ich aber schien, eben durch diese unbefangene Art, mich zu äußern, bei ihm gewonnen zu haben, und nie war es mir notwendiger, die große Zukunft in ihrer mächtigen Bedeutung zu überschauen, als damals, wo meine Beschäftigung selbst mich keineswegs stärkte

oder ermunterte. Baron v. Stein fing in Dresden, wie bekannt, seine großartige Beschäftigung als General-Administrator aller von Napoleon beherrschten deutschen Länder, die wir dem mächtigen Feinde abzugewinnen hofften, an, und zwar nach Prinzipien, die er selbst entworfen hatte. Jetzt besaß er dieses große Amt freilich nur in partibus infidelium, und der Anfang des Krieges zerstörte es ganz, gottlob nur vorübergehend.

Blücher

1812/1813

Ich sollte von jetzt an den ganzen Krieg hindurch in Blüchers Nähe sein und bleiben. Gewiß, es gibt nicht leicht etwas Schwierigeres, als ein richtiges Urteil über diesen seltsamen Mann, der so unvergeßlich bleiben wird, wie der Krieg selbst, der doch auf eine ausgezeichnete Weise durch seinen Namen bezeichnet wird. Er ist so oft genannt, so vielfältig und von allen Seiten geschildert, daß man jederzeit in Gefahr gerät, wenn man ihn in seiner Persönlichkeit darstellen will, Äußerungen vorzubringen, die zu Trivialitäten geworden sind; und sein Leben, wie es von unserm berühmten Biographen Varnhagen v. Ense beschrieben wurde, ist von aller Welt gelesen und verdient es. Blücher war in jeder Rücksicht eine inkorrekte Erscheinung, und es war eben diese Inkorrektheit, die seine Größe bildete. Er stellte das völlig Inkommensurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher ist es bei einer oberflächlichen Betrachtung seinen einseitigen Lobrednern ebenso leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu stellen, wie seinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der strenge Sittenrichter wird manches an ihm zu tadeln finden, und dennoch bildete eben er den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegs-

führung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben. In seiner Rede ließ er sich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber als solcher von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark, und so konnte er, fast bis zur Verzweifelung gebracht, in kurzen Momenten alles als verloren betrachten, aber diese Verzweifelung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzuteilen. Dieser Entschluß war aber Napoleons Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instinkts. Eben daher bildete er den reinsten Gegensatz gegen Napoleon. Wenn dieser jede Phase der Revolution berechnend benutzte und von früher Jugend an die Umgebung und die nächsten Verhältnisse erst im engen, dann in immer weitern und weitern Kreisen zu beherrschen verstand, wie er der wilden, nach allen Richtungen sich ergießenden Überschwemmung der heranschwellenden Revolution die bestimmte Richtung eines mächtigen Stromes zu geben wußte, die alle Spuren freier und eigentümlicher Nationalität aus der Geschichte zu vernichten drohte: so trat Blücher nicht als ein Mann der ehrgeizigen Reflektion, vielmehr als eine mächtige Natur, mit jugendlicher Begeisterung in seinem siebenzigsten Jahre hervor. Er schien dazu berufen, in dem mächtigen Epos einer großen Zeit den dichterischen Um-

schwung zu bezeichnen, der bestimmt war, die Nichtigkeit der mächtigsten Überlegung und Reflektion, welche die Geschichte sah, zu verkündigen.

Aber wie schief würde man die Zeit auffassen, wie unrichtig sie beurteilen, wenn man den Kampf und seine glänzenden Resultate als das Produkt einer wilden Begeisterung darstellen wollte. Blücher ist durchaus nicht als ein Einzelner zu verstehen. Er ward beherrscht, und doch war es seine wirkliche, eigentümliche Größe, daß er durch seine mächtige Persönlichkeit die Momente einer lang erwogenen, durch die bedeutendsten Männer und durch die Gunst geschichtlicher Ereignisse reif gewordenen Tat bis zu einer Begeisterung zu steigern wußte, die sich dem ganzen Heere mitteilte. Napoleon war eine Gestalt des Entsetzens, besonders für die Großen und Mächtigen, geworden. Als die Revolution auf ihrem Gipfel war, und zwar bei einem Volke, dem die höheren Stände sich geistig untergeordnet hatten, glaubten sie — und nicht mit Unrecht — die Axt, über die halbverweste Wurzel eines verfallenen Daseins geschwungen, zu erblicken. So lange die Revolution sich in sich selbst zu vernichten schien, lebte noch eine trübe Hoffnung, die sich nicht auf das Bewußtsein der eigenen Kraft, vielmehr auf die wachsende Ohnmacht des Feindes gründete. Aber diese Hoffnung verschwand, als die Revolution selber eine Gestalt gewann, die als ein mahnender, verhängnisvoller Geist dem ganzen verfallenen Dasein mit Vernichtung drohete. Eine abergläubische Furcht hatte sich aller derer bemeistert, die französisch gebildet, durch die Franzosen entwaffnet und gefesselt, ihr ganzes Dasein von der Gnade des Mannes erwarteten, der sie so innerlich wie äußerlich beherrschte. Daß in dem seit Jahrhunderten getäuschten, verführten und gedrückten Volke noch ein selbständiges Deutschland lebe, glaubten diese Männer nicht. Seit mehreren Generationen galt es ihnen als

das Vornehmste und Geistreichste, mißlungene und ungeschickte Nachahmer eines fremden Volkes zu sein. Wer im deutschen Sinne lebte, handelte, sprach, der erschien, wie damals der gläubige Christ, als ein Abergläubischer, Beschränkter, der in der herrschenden Gesellschaft nicht zu dulden war. Diese, Deutschland verleugnende Gesinnung, diese innere, mit dem Feinde verbundene Knechtschaft, die seit langen Zeiten und in den verschiedensten Richtungen genährt war, konnte nicht so schnell verschwinden. Die durch sie schon Unterworfenen drängten sich um die Könige, sie konnten den Glauben nicht fassen, daß der Geist, der nicht bloß mit äußeren Waffen körperlich stritt, sondern innerlich alle Seelen beherrschte, jemals sterben könne. Selbst als er dem großen göttlichen Gerichte in Rußland unterlag, glaubten sie ihn noch mächtig. Und während des ganzen Krieges, selbst als die siegreichen Heere sich Paris näherten, suchten diese Knechte, in abergläubischer Furcht befangen, einen Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten zu gewinnen. Jener Geist war ihnen unsterblich, und der Versuch, seine Herrschaft zu vernichten, schien ihnen ein Frevel, der sich furchtbar rächen würde. Diesen Knechten gegenüber erwachte Deutschland; nach außen ohnmächtig und gedrückt, war es sich selber treuer als seit Jahrhunderten. Und was in so vielen Gemütern, ihnen selbst ein Geheimnis, schlummerte, gestaltete sich zum klaren Bewußtsein, zum engen, besonnenen Bündnis durch die großartigen Persönlichkeiten, die aus einer solchen mächtig keimenden Zeit sich entwickelten. Ich habe dieses Bündnis, wie es mir aus der Ferne entgegentrat, und wie es durch die Korrespondenz in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege öffentlich geworden ist, früher erwähnt, und man irrt sich, wenn man glaubt, daß seine verborgene Tätigkeit aufhörte oder überflüssig geworden wäre durch Preußens Bündnis mit Rußland oder durch die Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Einfluß des

dunklen Aberglaubens der höhern Stände verzögerte, wie man weiß, die Verbündung mit Österreich, ja machte sie bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft. Das erwarteten die edeln verbündeten deutschen Männer und waren darauf gefaßt, diesem geheimen Feinde im eigenen Heere auf eine entschiedene Weise entgegenzutreten.

Blücher war seit seinem kühnen Kampfe in Lübeck, während so viele Befehlshaber, von einem dunkeln panischen Schrecken ergriffen, flohen, als er tapfer kämpfend unterlag, durch seine wunderbar mächtige Persönlichkeit der Mann des Volks. Eine unerklärbare, unbestimmte, aber tiefe Hoffnung knüpfte sich an seinen Namen. Diese wußten die Verbündeten zu nähren; die besonnenste Überlegung erkannte die edle Flamme der Begeisterung als ein Element, welches, wenn es fehlte, alle Künste der Diplomatik und Politik, alle kriegerische Virtuosität nutzlos machen würde: aber ebenso nutzlos wäre eine grenzenlose, ungeordnete Begeisterung. Die notwendige Zucht, die innerlich lebendig artikulierte Organisation setzte sich selbst voraus, sie mußte schon da sein, wenn sie tätig sein sollte, sie konnte aus einer zerstreuten Begeisterung nicht erzeugt werden. Diese artikulierende Zucht aber gehörte dem bis dahin nur zu sehr verschmähten preußischen Heere an; der gekränkte Krieger fühlte doppelt die Schmach des Landes, und der Gebildetere und Tüchtige war mehr als jeder andere Bürger befähigt, sich an die Spitze zu stellen; so entwickelte sich ein Heer, dessen Elementarorgane, schon seit länger als einem Jahrhundert gebildet durch den Ruf früherer Taten, welche die Stärke seiner Kindheit und Jugend verkündigten, zwar bis zum Tode erkranken, aber nicht sterben konnten und, wiederaufgelebt durch die großen Gefahren des Landes, durch die Hoffnung einer Befreiung, gereinigt durch die gefährliche Krankheit, dem in sich erstarkten Volke einen festen elastischen Boden für

die erwachte Begeisterung geben konnten. Alles, was in solchen Momenten in der Geschichte sich Großes erzeugen soll, muß sich in einer mächtigen Persönlichkeit zuerst gestalten. Diese ist, wenn man will, als vereinzeltes nichts, und dennoch würde es sehr unrecht sein, wenn man einer solchen Persönlichkeit, weil sie nicht allein gedacht werden kann, die innere eigene Größe absprechen wollte. Blücher war ein solcher Mann, ein Greis, in welchem die alten Erinnerungen des preußischen Heeres ebensowohl als die flammende Begeisterung der Gegenwart lebten. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefste Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunst des Krieges, wohl aber durch den rücksichtslosen Mut, der durch das erworbene militärische Geschick unterstützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als alles gestürzt schien, war er die noch nicht niedergeworfene, noch wehende Fahne des Heeres: er wußte, daß er getragen werden müßte, um völlig zu sein, was er allein sein konnte, und trat jetzt als die dichterische Gestalt der bedeutendsten Zeit hervor, einem Märchen ähnlich, an dessen Möglichkeit die nächste Vergangenheit nicht hätte glauben können. Die Armee, die sich um ihn versammelte, sowie die höchst bedeutenden Männer, die ganz in seinem Sinne tätig waren, hoben ihn zwar, aber wie der Kopf des entschlossenen Mannes nach langer Krankheit sich hebt; das geheime Bündnis, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger sich gebildet hatte, gestaltete sich in dieser Vereinigung als eine persönliche Macht, die der im Verborgenen schleichenden, den Feind stärkenden Intrige Trotz bieten könnte. Es war die Gesamtmacht des Volks, wie sie unaufhaltsam die Vernichtung des Feindes forderte und von keiner Übereinkunft irgendeiner Art etwas wissen wollte. Ein jeder Vorschlag, der den Napoleon irgend als eine Macht stehen lassen wollte, äußerte sich immer leiser, furchtsamer, und wo er laut ward — er wagte

sich selbst in den späteren glänzenden Momenten des Krieges, wenn irgendeine vorübergehende Wolke den hellen Tag der Siege trübte, obgleich immer scheuer, hervor —, wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeisterung überrannt; das war das „Vorwärts", welches, als die vollendete Gestalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in sich lebendig, stark durch politische Weisheit und kriegerische Kunst, mächtig hervortrat, und Deutschlands edelster selbständiger Geist war ihre Seele.

Auftritt nach der Schlacht bei Bautzen

1813

Ich erlebte hier einen Auftritt, der mir doch interessant war. Einige Ultra-Deutsche hatten wohl geäußert, man müsse die gefangenen Süddeutschen, die gegen ihr eigenes Vaterland kämpften, totschießen; eine solche Strenge, meinte man, würde einen heilsamen Einfluß haben und die deutschen Truppen, welche gegen uns stritten, auf ihr Verbrechen aufmerksam machen. Viele würden sich, glaubte man, von der französischen Armee trennen und zu uns übergehen. An die dadurch hervorgerufenen Repressalien schienen wenige zu denken; eine wechselseitige Erbitterung mußte allein die Folge sein und der ganze Krieg einen Charakter annehmen, dessen zerstörender sittlicher Einfluß auf eine lange Zukunft sich nicht berechnen ließ.

Von den gefangenen Württembergern wurden einige nach unserm Dorfe gebracht und aufgestellt. Gneisenau, an dessen Seite ich war, sprach einen an, der ihm durch seine große Gestalt auffiel; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie tadelnswert der Entschluß war, gegen Deutsche zu kämpfen. Der Mensch sah unbeschreiblich gutmütig aus, schien etwas ungeschickt und war offenbar ein Rekrut. „Ich wäre", antwortete er treuherzig, „lieber zu Hause geblieben, Vater, Mutter und Geschwister

weinten, als ich ausgehoben wurde: aber ich war wohl genötigt, mit schwerem Herzen fortzugehen." — „Ich möchte wohl wissen," sagte ich, als wir uns entfernten, „ob irgendein, auch noch so fanatischer, Deutscher imstande wäre, einen solchen armen Teufel nach einem solchen Gespräch kaltblütig totzuschießen?" — „Noch nicht," antwortete Gneisenau, „aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg jahrelang dauerte, dann mag Gott wissen, was aus uns allen wird; das Blut der Männer des dreißigjährigen Krieges steckt noch in uns, und eine lange genährte Erbitterung würde dann Verwilderung und durch diese eine wechselseitige Zerstörung hervorrufen, unser Erbfeind aber würde, wie damals, jubeln." Mich ergriff ein Grauen, wenn ich daran dachte, eine solche Zukunft zu erleben, ja selbst vielleicht in die Gewalt der bösen Geister zu geraten.

Isidorus Orientalis

1813

Einst kam ich von einer Rekognoszierung mit meinen Kosaken gegen Abend nach Radmeritz, wo St. Priest einquartiert war. Dort ist, wie bekannt, ein adliges Fräulein-Kloster. Es war gegen Abend, ich mußte den General aufsuchen und sah eine Menge russische Offiziere im stattlichen Anzuge, vorsichtig auf den schmutzigen Wegen von einem Stein zum andern hüpfend, nach dem Schlosse zueilen. Der General hatte auf dem Schlosse einen Ball veranstaltet. Es war, wenn die Umstände es erlaubten, eine Gewohnheit der Russen, wie der Franzosen, die keineswegs bedachten, wie wenig ein solches Vergnügen die armen Frauen anziehen konnte. Kaum hatte ich den General gesprochen, als Blücher selbst in Radmeritz einfuhr, der nun ebenfalls sein Standquartier im Kloster nahm. Ich war lange von ihm getrennt gewesen und freute mich, jetzt von meinen Freunden mich

umgeben zu sehen und zu erfahren, was sie erlebt hatten. Der Ball wurde indessen nicht unterbrochen. Da ward ich in eine Lage versetzt, die mir in der Tat peinlich war. Eine Flügeltür wurde eröffnet, die alte ehrwürdige Äbtissin erschien, ein Teil der Fräulein, die eben nicht tanzten, bildeten einen Zug und schritten so feierlich auf mich zu. Die Äbtissin begrüßte mich durch eine Anrede, die mich in die größte Verlegenheit setzte. Blücher war zugegen und erstaunte, ich selbst konnte durchaus nicht einsehen, wie ich zu dieser unerwarteten Ehrenbezeigung kam. Da trat ein jüngerer Mann auf mich zu, der mir völlig unbekannt war, er nannte sich Graf von Löben, bekannt als Dichter unter dem Namen Isidorus Orientalis, der sich ganz an die neuere Schule und besonders an Novalis angeschlossen hatte und in seinem Sinn dichtete; er war der Sohn der Äbtissin und brachte diese bedenkliche Zeit im Kloster zu, als Ratgeber und Beschützer der Frauen. Er glaubte unter so außerordentlichen Verhältnissen seinen philosophischen und poetischen Geistesverwandten feierlich empfangen zu müssen und hatte den Zug veranstaltet. Er bedachte nicht, aus welchem Gesichtspunkte solche weibliche Huldigung von meiner kriegerischen Umgebung betrachtet wurde. Blücher schien verdrießlich, die übrigen Offiziere sahen erstaunt zu, begegneten zwar den Damen mit großer Höflichkeit, wünschten mir wohl auch Glück zu einer solchen Huldigung, die doch von den meisten mit scharfer Ironie behandelt wurde. Einige Offiziere hatten die Gedichte des Grafen zum Teil gelesen, seine christelnden Überschwenglichkeiten wurden Gegenstand des derben Spottes, und es hat nie eine wohlmeinende Huldigung auf eine für mich unangenehmere Weise stattgefunden. Daß Blücher sie nicht vergessen hatte, sah ich später.

Ich ward aber oft genug an den Krieg und an meine eigene jetzige Stellung erinnert. Ein Ereignis erlebte ich, wenn auch nicht unmittelbar, so doch in der Nähe, welches mich mit Trauer erfüllte. Man wird sich erinnern, in welcher genauen Verbindung ich in den letzten Jahren mit Boltenstern gelebt hatte. Er hatte sich im Kriege ausgezeichnet und war als ein tüchtiger Offizier und als ein liebenswürdiger Mann allgemein geschätzt und geachtet. Köln gegenüber kommandierte er, zum Major befördert, ein paar Bataillone. Während dieser Zeit machte er mir die Freude, mich in Düsseldorf zu besuchen, und ich konnte hier, seit wir uns trennten, zum ersten Male mit Muße mich mit ihm unterhalten. Wenige Tage nachher erfuhr ich seinen Tod. Er hatte den Übergang der Armee über den Rhein erfahren und wagte mit seiner geringen Mannschaft einen Angriff auf dem jenseitigen Ufer. Er mochte glauben, daß der Feind, durch die Verhältnisse gezwungen, schon im Begriffe war, sich zurückzuziehen; aber General Sebastiani hielt sich noch in Köln. Nachdem er einige glückliche Gefechte mit den Truppen, die das Ufer in der Nähe der Stadt besetzt hielten, bestanden hatte, rückte ihm ein so starkes feindliches Korps entgegen, daß nur eine eilige Flucht seine Mannschaft retten konnte. Er selbst war der letzte, und nachdem alle die Böte bestiegen hatten, stürzte er sich mit seinem Pferde in den Fluß, um über den Rhein zu schwimmen; hier traf ihn eine Kugel, und der Rhein ward sein Grab. Auf dem Drachenfels hat man ihm ein Denkmal errichtet.

Reise zur Armee: Kölner Dom

Endlich erhielt ich nun auch den Befehl, mich zur Armee zu begeben, und ich leugne nicht, daß mir die Trennung von Düssel-

dorf schwer ward. Bei Deutz setzte ich über den Rhein und blieb einen Tag in Köln. Es war ein ziemlich kalter Januartag, und ich ließ mich nach dem Dome führen, wo ich den ganzen Tag, bis es dunkel ward, zubrachte. Ich ließ mir die Kirche aufschließen und verlor mich ganz in der Größe des Anblicks. Über den Eindruck, den der Dom auf mich machte, fand ich Gelegenheit, mich in der „Gegenwärtigen Zeit" zu äußern. Was man da liest, ward fast ganz, wie es gedruckt ist, unmittelbar nach dem Anblicke des Domes in Köln niedergeschrieben; es war nicht der Dom allein, es war die ganze damalige Zeit in allen ihren Richtungen, die mich überwältigte. Als ich in den Chor eintrat, ergriff mich die einfache Größe der Erscheinung, und ich mußte mir gestehen, daß mich jetzt ohne allen Zweifel das erhabenste Menschenwerk umfing. Es war mir in der Tat zumute, als wäre ich der gegenwärtigen Zeit entrückt und in eine lichtere, tiefere, erhabene versetzt, als wäre es den Deutschen gelungen, das verborgene Mysterium aller Künste in ihrer göttlichen Einheit zu offenbaren; eine mannigfaltige Welt wechselnder Gestalten wuchs in die schlanken Säulen hinein, quoll aus diesen hervor, und das mächtige Gewölbe, von den Säulen getragen, dehnte sich zum Himmelsgewölbe einer eigenen Welt aus. Die Gestalten rissen sich von der dunklen Masse los und traten durch blendende Farben mit der Sonne in den beweglichsten Bund, die Orgeltöne schlugen mächtig in diese Zauberwelt hinein, und ich begriff es, wie der Sinn, der so Tiefes und Großes darzustellen vermochte, wie ein geheimes Echo aus der bewegten Brust in Strömen der heiligsten Andacht sich wieder ergoß. Das riesenhaft unvollendete Gebäude schloß sich an den vollendeten Chor an, und selbst das Unfertige schien als solches von hoher geheimer Bedeutung; denn es lag als die unbestimmte Zukunft, einer umgekehrten Ruine gleich, durch welche das Rätsel der germanischen Nachwelt, nicht

der Fall einer Vorwelt angedeutet wird. So erschien hier die Geschichte in ihrem Strome durch die Zeiten; die Größe der Vergangenheit umfing mich; der gewaltige Eindruck, der mich gefangen nahm und festhielt, stellte eine reiche, ja heilige Gegenwart dar, und die Genien einer fernen Zukunft schwebten über den unfertigen Ruinen. Unsichtbar verbargen sie sich Jahrhunderte hindurch in dem riesenhaften Gemäuer; daß sie aus diesem wieder hervortreten und das große Werk der Zukunft als ein lichtes Tagewerk beginnen würden, konnte ich freilich damals nicht ahnen. . . .

Görres

Koblenz 1814

In Koblenz lernte ich zuerst Görres persönlich kennen. Dieser merkwürdige geistreiche Mann, der von dem wilden Jakobinismus seiner frühern Jugend bis zu dem starrsten Katholizismus äußerlich wie innerlich so mancherlei tiefe Töne anschlug, er war eben beschäftigt mit einer Zeitschrift, die doch, wenn man sich in die Zeit zurückdenkt, zu den merkwürdigsten gerechnet werden muß, die jemals erschienen. Man kann mit vollem Rechte behaupten, daß vor und nach ihr niemals ein Blatt eine ähnliche Wirkung hervorgerufen hat. Es bildete zu seiner Zeit eine eigene selbständige Macht und wirkte, nachdem die Feinde aus dem Lande vertrieben waren, wie ein eigenes Heer. Ich brachte die wenigen Tage ganz mit ihm zu; verwandte Studien hatten uns miteinander verbunden, und ich gestehe, seine Persönlichkeit war mir auffallend. Ich erwartete nicht, den bis zum Extreme blonden Nordländer in ihm zu finden; er sprach nicht so gewandt, wie seine flammende Feder vermuten ließ, und die wunderliche Welt der schnell entstehenden, schnell verschwindenden, sich stets verwandelnden und sich übereinander wälzenden Bilder, die sich wie

im Traume drängten und mit einer wunderbaren Leichtigkeit seiner Feder entflossen, schien doch seine Zunge nicht beherrschen zu können.

Ich war überrascht, als er mich tadelte, daß ich den Krieg mitmachte. „Der Gelehrte", meinte er, „wäre verpflichtet, sich für sein geistiges Werk zu erhalten." Mir aber ward unsere Verschiedenheit eben durch diese Ansicht klar. Die Feder war seine Waffe, weniger die meinige; als Kind der Anschauung mußte ich redend und kämpfend mich unmittelbar darstellen und mit meiner Person zahlen.

Trier

Ich verließ Koblenz und ritt durch das Moseltal nach Trier. Hier fand ich den Befehl, vorrückende und zur Armee marschierende Truppen abzuwarten und an diese mich anzuschließen. Es war verboten, allein oder mit wenigen durch das feindliche Land zu ziehen; dem Volke, welches jetzt den eigenen Boden zu verteidigen hatte, war nicht zu trauen, und einzelne oder wenige vereinigt waren schon verschwunden. Ich hielt mich also einige Tage in Trier auf, und hatte mich Köln in die glänzendste Epoche des Mittelalters versetzt, so trat mir hier, wie nirgends in ganz Deutschland, die massenhaft große germanische Römerzeit entgegen. Die römischen Kasernen, noch mehr die Bäder in der Nähe der Stadt, vor allem die kolossale Porta zeigten mir auffallend den Gegensatz zwischen dem noch in seinem Hinsterben riesenhaften Rom und dem blühenden christlichen Mittelalter. Wenn in diesem letztern der Stein sich für ein buntes Leben eröffnete, daß eine eigene bewegte Welt aus den Massen hervorquoll, so begrub sich vielmehr in jenem eine riesenhafte geschichtliche Macht in die Massen, die Gestalten erstarrten in den Quadern, und keine mögliche Zukunft sprach sich aus diesen aus; das

vergangene Dasein war auf immer verstummt; der unerbittliche Tod sprach uns in seiner Erstarrung an. Dort in Köln aber war es ein Scheintod, die Pulse stockten, aber wir erwarteten immer, sie wieder schlagen zu hören, wir lauschten auf den erneuerten Atemzug und erwarteten den Augenblick, in welchem die tief schlummernde Gestalt die Augen eröffnen würde.

So bedeutungsvoll angeregt brachte ich etwa eine Woche in Trier zu; bis an die Grenze Deutschlands blieb ich in friedlicher innerer Beschäftigung: da erschien Graf Haak mit einem Regimente Kürassiere, ich schloß mich ihm an, und der Winterfeldzug des Jahres 1814 in Frankreich nahm mich ganz in Anspruch.

Bei Jean Paul

Bayreuth 1815

Man wird sich erinnern, daß ich in früheren Jahren in Jena, aus einer einseitigen Laune, die mich beherrschte, Jean Paul, der damals sich in Weimar aufhielt, absichtlich vermied: jetzt beschloß ich, ihn aufzusuchen. Als er einen preußischen Offizier bei sich eintreten sah, schien er etwas überrascht, als ich mich aber nannte, empfing er mich auf seine enthusiastische Weise. In seinem Hause blieb ich einige Stunden, und diese waren kaum verflossen, als wir so vertraut waren, als hätten wir Jahre miteinander verlebt. Seine geistreiche Frau war ebenso offen und mitteilsam wie er. Er trat mir völlig so entgegen, wie ich ihn mir dachte, nur seine Gestalt überraschte. Man hätte hier eher einen magern blassen Menschen erwartet, als den wohlbeleibten Herrn, der doch einem Brauer oder Bäcker zu ähnlich sah. Jean Paul ist als eine vollkommen eigentümliche Natur, trotz seiner Bizarrerie, doch in der deutschen Literatur unsterblich, und treffender ist nichts über ihn gesagt, als was die Xenie enthielt, die man als das bleibende Motto seines literarischen Lebens betrachten kann:

„Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate, wie jener
(der prosaische Reimer)
Seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert.“

Wir verließen die Frau, und er führte mich nach einem Kasino, wo wir die angeseheneren Männer der Stadt versammelt fanden. Die Rolle, die ich im Kriege spielte, hatte doch einige Aufmerksamkeit erregt; man drängte sich um mich. Ich war etwas ermüdet und zog mich aus dem Gedränge zurück. Aber damit war mir freilich wenig geholfen. Jean Paul war am wenigsten liebenswürdig, wenn er sich in einen philosophischen Streit einließ. Seine ganze Philosophie bestand aus einer Reihe von fixen Ideen, die er mit großer Hartnäckigkeit verteidigte. Er hatte sich Herder zum spekulativen Abgott ausersehen, und obgleich ich selbst die vielfachen Verdienste dieses Schriftstellers schätzte, so enthielt doch seine Philosophie eine so in die Quere gezogene Ansicht, daß sie, von einem Zweiten willkürlich aufgenommen und noch mehr verzerrt, völlig unausstehlich werden mußte. Da hier an ein Zurechtstellen gar nicht zu denken war, so verhielt ich mich völlig leidend. Der Monolog fing an, mich zu ergötzen. Wenn er erschöpft schien, reizte ich ihn durch irgendeinen Einwurf, und er sprach dann im unaufhaltsamen Fluß weiter; es war aber merkwürdig, wie aus dem zähen Strome, der sich fortwälzte, manchmal reizende Genien unerwartet auftauchten, sich leicht schwebend anmutig bewegten, dann plötzlich in den Strom untertauchten und unsichtbar fortgewälzt wurden. Wir verließen den Klub, und Jean Paul brachte den Abend mit mir in meinem Gasthofe zu und verließ mich erst, als ich nach Mitternacht meinen stoßenden Kurierwagen bestieg. Er hinterließ mir doch das Bild eines geistig bedeutenden Mannes. Ich begriff indessen wohl, daß er, worüber mehrere meiner Freunde, die mit ihm jahrelang zusammenlebten, klagten, beschwerlich werden

konnte. Ich hatte ihn, ich gestehe es, lieb gewonnen und freute mich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Turnvater Jahn

1817

Neben der Sentimentalität der Deutschen, die als ein Extrem eines liebevollen Gemüts sich gebildet hatte, bildete sich in diesem Volke das biderbe Wesen aus, das Extrem der redlichen Offenheit, die sich in formloser Plumpheit gefiel. Solche Figuren kommen wohl allenthalben und unter allen Völkern vor. Shakespeare nennt und beschreibt sie, aber er hütet sich wohl, sie auftreten zu lassen. Der alte Kent im König Lear hatte diese Biderbigkeit als eine Maske angenommen für einen tiefen sittlichen Zweck, und die aufgetragene Roheit war bedeutungsvoll und tief, weil die edlere Natur überall durchblickte. Auf der deutschen Bühne spielte aber dieses biderbe Wesen einst eine große Rolle und erschien in mancherlei Modifikationen, von den bloßen plumpen Gesellen, dem Vetter Michel an, bis zu den alten brummenden Vätern. Der herrschende Charakterzug solcher Menschen, wo sie erscheinen, ist: daß sie ein reiner Ausdruck allgemeiner Grundsätze sein wollen und eine jede innerliche lebendige Persönlichkeit hassen. Schon äußerlich lieben sie es, ein physisches Übergewicht zu zeigen, und wenn sie uns zum Gruße die Hand entgegenreichen, ergreifen sie diese auf eine derbe Art und quetschen die Knöchel zusammen, was sie einen deutschen Händedruck zu nennen pflegen. Daß auf diese Weise selbst der Schwächere stark erscheinen kann, weiß nicht jeder, und viel zartere, deswegen nicht schwächliche, Naturen treten schon vor einem solchem Händedruck scheu zurück. Die konventionelle Feinheit ist jenen ein Greuel; sie wollen, wie sie es nennen, schlechthin wahr sein, und die verletzendste Form dieser Wahrheit ist ihnen die liebste. Selbst

die Teilnahme, die solche Menschen zeigen, bietet dem Unglücklichen keinen Trost; die Wohltat wird unter ihren Händen eine kränkende Beleidigung, und die Gewissenhaftigkeit erscheint, wo sie wirklich da ist, peinlich; ja es gibt eine ebenso wahre Gesinnung, die sich aufgefordert fühlt, jener harten und gesetzlichen Form entgegenzutreten. Die Liebe selbst, wo sie aus dem eigenen Innersten hervorbrechen möchte, wird als eine Schwachheit abgewiesen, und ihre Stärke ist diesen Leuten unbekannt geblieben. Es war natürlich, daß diese Art während des Druckes, im Kriege und nach demselben, da sie den stärksten Gegensatz zu der Verzerrung französischer Sozialität bildete, in ihren vielfältigen Modifikationen ein bestimmtes Übergewicht erhielt. Selbst tiefsinnige und bedeutende Männer mochten in dem derben Wesen das gärende Chaos, aus welchem sich eine frische Regeneration des Volks wohl entwickeln konnte, erkennen. So lange solche Menschen einzeln stehen, mögen sie als moralische Renommisten ihre Umgebung beherrschen, als Hausväter ihre Familie tyrannisieren, als Pietisten in der Gemeinde das Gesetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält diese Lebensform, wenn sie national wird und durch bestimmte Verhältnisse der Zeit die Masse hinreißt. Sie hört dann auf, ein bloß karikaturartiges Extrem zu sein, und zeigt eine Oszillation des Volkslebens an, voll Bedeutung und Tiefe.

Jahn war in dieser Rücksicht ein, selbst dem kaltblütigen Beobachter, höchst merkwürdiger Mann. Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin (und früher schon in Halle) Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachsende Knaben schlossen sich ihm an; die Eltern wurden nicht bloß beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, sie wurden selbst für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Versuchen pädagogischer Künste, die sie überlebt hatten, befreite, frische Kinderleben gewonnen. Wie

heiter erschien es ihnen, wenn sie an die eignen Kinderjahre zurückdachten, die sie in der engen Stube, von matten moralischen Kinderschriften umgeben, die Bilderbücher durchblätternd, zugebracht hatten. Wer darf leugnen, daß diese Lebensäußerung, wie sie zuerst in Berlin hervortrat und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und im Kriege den Sieg errang. Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überschauen, Jahn sein entschiedenes Verdienst abzusprechen. Es war ein Moment des Volkslebens, welches notwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaschine in den innersten Tiefen zu erschüttern.

So wurde das Turnen, wie es sich im Innern in immer größerm Umfange nach dem Kriege ausbildete, ohne allen Zweifel selbst von den bedächtigsten Männern betrachtet. Jahn hatte etwas Wahres, Ursprüngliches in seiner Art; die innere Unendlichkeit einer entschieden ergriffenen einseitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Masse, nicht bloß den Jünglingen und Knaben, die sich ihm anschlossen, auch den Familienvätern, die soviel von ihm hofften, eine, wie es schien, unüberwindliche Gewalt. Selbst seine Sprache, die nicht durch mancherlei Erwägungen getrübt wurde, nur der eigenen Sache dienen wollte, hatte eine große Gewalt; und die Vorrede zur Turnkunst wurde auch von geistreichen Männern als eine höchst gelungene, ja meisterhafte Darstellung bewundert.

Ich lernte Jahn persönlich kennen. Er interessierte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit und in meiner äußerlich unbefangenen, sich hingebenden und mitteilenden Natur, daß wir schnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine solche Macht ausübte, war mir schon als ein solcher, als ein

mächtig geschichtlicher Naturgegenstand anziehend und wichtig. Ich erinnere mich genau, was mich zuerst, und zwar auf immer von ihm trennte und mir die Augen öffnete über die Gefahr, die eine solche geistige Plumpheit, wenn sie als Erziehungsprinzip hervortritt, herbeizuziehen vermochte.

Ich brachte die Ferien in Berlin zu, im Jahre 1817. An einer Straßenecke blieb Jahn stehen, nachdem er eine lange Zeit hindurch sich in Tiraden verloren hatte, die ich aufmerksam verfolgte, um, wenngleich vergeblich, irgendeinen wirklichen Inhalt zu erkennen. Ein Kupfer von der Dresdner Madonna hing an der Ecke, und seine Rede fortsetzend, wies er auf dieses hin. „Betrachte diese Figur," sagte er, „ist sie nicht mit einer durchaus verwerflichen lockenden Sinnlichkeit entworfen?" Er versuchte es, mich auf einige und eben die schönsten Formen der Gestalt aufmerksam zu machen, und ich schrak vor der sinnlichen Roheit seiner Anschauung zurück.

Die Betrachtungen, die von Jahn angestellt wurden über die zweckmäßigste Folge körperlicher Übungen, die von ihm und später von anderen darauf begründete Turnkunst hat gewiß viel Verdienstliches; die Einführung derselben in großen Umkreisen ist lobenswert. Daß mit diesen sich ein fröhlicher und frischer Sinn aufschließt, ist gewiß, und es wäre töricht, ihn zu tadeln. Aber wenn Brüderschaften entstehen, die dasjenige, welches die eigentliche Weihe der stillen sittlichen Bildung in der Mitte der Familien und Schulen ist, aus dieser herausreißen und einer inneren, ins Unbestimmte gehenden Unendlichkeit preisgeben, dann würde aus solchen Verbindungen eine maßlose Einseitigkeit entstehen, die eben, weil sie nicht naturgemäß aus der Familie hervorwuchs und sich ebensowenig an den geordneten Inhalt des Unterrichts knüpfte, in Ausschweifungen ausarten muß. Die Aufregung, die gleich vom Anfange an unter meinen Augen entstand und alles Höhere

und Heilige von der stillen geistigen Selbstbildung losriß, erschien mir grauenhaft. Ich hielt es für meine Pflicht, das Inhaltsleere und, geistig betrachtet, Geringe dieser ganzen Unternehmung darzutun, und indem ich, wie vom Anfange meines Auftretens in Deutschland an, alles Heilige und Große, Religion und Vaterland, Wissenschaft und Kunst, an das stille, aber unablässige und mächtige Bemühen der Selbstbildung anzuknüpfen versuchte, indem ich auf den reichen Geist hindeutete, der alle bedeutendere Jünglinge auf eine lebendige eigene Aufgabe hinwies, die das eigentümliche Talent wecken und von einer jeden gewonnenen Seele aus eine Menge schwellende Knospen eines lebenswarmen Daseins entwickeln sollte, hielt ich es zugleich für meine Pflicht, eine jede Gelegenheit zu ergreifen, um meine Zuhörer zu warnen.

Besuch bei Schelling

München 1817

Wir besuchten sogleich Schelling. Ich hatte ihn seit vierzehn Jahren nicht gesehen. Von dem nämlichen Standpunkte ausgehend, hatten wir uns doch wissenschaftlich in sehr verschiedenen Richtungen bewegt. Die Differenz unseres ganzen Lebens hatte sich entschiedener ausgesprochen; seine ursprünglich sprachliche und urgeschichtliche Richtung hatte der Fichtischen Abstraktion gegenüber sich der Natur zugewandt, aber je tiefer er sie auffaßte, desto klarer mußte es ihm doch werden, daß es in ihr Momente gab, die sich nicht durchschauen, nicht in der Klarheit, die er forderte, auffassen ließen. Die Natur ließ sich zwar als ein für die durchdringende Vernunft Abgeschlossenes, in dieser Abgeschlossenheit Vernünftiges begreifen, und er hat die großen ewigen Naturformen, die zugleich die vernünftigen sind, für alle Zeiten bestimmt. Er hat es ausgesprochen; alles, was entdeckt ist, oder zukünftig entdeckt wird, muß sich diesen Formen fügen, sie offenbaren sich

der Natur gegenüber als die geforderten des Bewußtseins, sie entwickeln sich aus der Natur mit der inneren Sicherheit des sich fassenden Bewußtseins, sie bestimmen den Inhalt alles dessen, was als Entdeckung zum Vorschein kömmt. Aber das Abgeschlossene der Natur sollte, das hat er durch seine ferneren Forschungen erkannt, Geschichte des Bewußtseins werden. Das vermochte es noch nicht. Das Meer der Vermutung, in welches er sich hineinstürzen mußte, die Extravaganzen der Naturphilosophen, der Zustand der Naturwissenschaft, indem sie sich nur mathematisch mit Sicherheit abschloß, schienen ihm noch für eine geschichtliche Auffassung zu unreif, und jene unvermeidliche Dunkelheit stieß ihn zurück. Ganz anders mußten ihm diejenigen Momente des Daseins erscheinen, die ursprünglich schon, als geschichtliche, gegeben waren. Ihm genügte die Natur in ihrer Abgeschlossenheit nie, ihre Notwendigkeit sollte Freiheit des Bewußtseins werden; diese suchte er und diese allein, und der jugendliche Mut ließ ihn hoffen, daß er sie auch in der Natur finden werde. Er stürzte sich mit Kühnheit und Sicherheit in die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hinein, er beherrschte die ihm fremde Naturwissenschaft mit einer Energie, welche die bewunderungswürdige Tiefe seines Geistes auf eine überraschende Weise dartat. Die in sich sicheren Naturforscher stutzten; der Galvanismus hatte ein gärendes Element zukünftiger Entwickelung in die Naturwissenschaft hineingeworfen. Alle vereinzelte Theorien schwankten, die Trennungen der vereinzelten Naturkräfte ließen sich nicht mehr behaupten, die Theorien der Chemie, der Elektrizität, des Magnetismus, die voneinander abgesondert, sich in sich abschließen wollten, fingen an, alle Bedeutung zu verlieren. Die Naturforscher ahneten wohl die große Wichtigkeit dieses Moments.

Es wird eine Zeit kommen, wo eine Geschichte der Naturwissenschaft, seit Kepler für die Astronomie, seit Galilei und

Gilbert für die experimentierende und zugleich mathematisch bestimmende Physik, seit Jordanus Brunus für die Spekulation und Jakob Böhme für die Tiefe des Mystizismus auftraten, sich wird darstellen lassen. Ich habe es gewagt, die Momente einer solchen Geschichte (in den polemischen Blättern, 1. Heft) anzugeben, und ich bin überzeugt, sie richtig aufgefaßt zu haben. Wenn diese Zeit, in welcher die lebendige Metamorphose des in den Forschungen gebundenen Bewußtseins sich frei in allen Richtungen bewegen kann, da sein wird, dann wird die große Bedeutung der Schellingschen Naturphilosophie aus der forschenden Wissenschaft selbst sich hervorheben und eine Zeit anfangen, durch welche die Aufgabe, die seit dritthalbhundert Jahren das Bewußtsein leitete, einer höheren weichen muß. Aber je tiefer Schelling untersuchte, desto unreifer erschien ihm die Naturwissenschaft eben da, wo sie ihm am wichtigsten war, da, wo sie von dem Anorganischen zum Lebendigen überging, wo sie sich auf einen gleichen Standpunkt mit der Spekulation zu stellen schien, wo die anorganische Physik in Physiologie sich verwandeln wollte. Nannte sie doch Gilbert schon so, als er in dem Magnetismus ein alles durchdringendes und bewegendes Prinzip mehr wahrzunehmen, denn zu erkennen glaubte. Hier lag nun eine Tiefe der Gegenstände vor Schelling, die das bewegende Prinzip dem Erkennen unzugänglich zu machen schien, und so klar er auch den ewigen Urtypus des Totalorganismus erkannte, so vermochte er doch nicht, den Gegenstand durchsichtig zu machen und in allen Richtungen zu beherrschen. Schelling aber suchte einen Standpunkt, von welchem aus das Notwendige schon ursprünglich als ein Freies sich darbot, das in den bestimmten Formen Gegebene doch zugleich als ein geistig Bewegliches. Das pantheistische Element seiner Philosophie war allerdings mit der Selbständigkeit der Natur gegeben und, wenn diese als ein in sich Abgeschlossenes

betrachtet wurde, unvermeidlich: aber die Notwendigkeit der Natur sollte nicht bloß als eine solche erscheinen. Ihr gegenüber erkannte er die Freiheit des Geistes, die sich als göttliche Vernunft offenbarte, die ursprüngliche Tat eines sich selbst bestimmenden Bewußtseins. Was er suchte, war nicht bloß ein in sich abgeschlossenes Denken, vielmehr das Erkennen des freien Entschlusses, in dessen Ausführung ein freier, lebendiger Gott sich offenbarte. Die ewige Form, in welcher dieser sich darstellte, war allerdings eine vernünftige; denn wie konnte Gott je ein unvernünftiger sein? Aber was er wollte, war mit der Form dieser Vernunft nicht gegeben, und ihn, wie er sich durch seine Tat offenbarte, durch seinen Entschluß zu erkennen, ist das Ziel aller Philosophie. Auch dieses Erkennen wird durch die Vernunft geleitet, aber diese Vernunft haben wir nicht, sie hat uns, die verborgene, notwendig vorausgesetzte Möglichkeit aller wirklichen Tat.

Schelling steht auch dadurch unter allen in der Geschichte der Philosophie hervortretenden Meistern aller Zeiten einzig und mit keinem vergleichbar da, daß, wie er der erste war, der die in der Zeit verlorene Kunst der Philosophie wieder belebte und den Standpunkt, von welchem aus sie allein möglich war, verkündigte, er sich auch unter unseren Augen entwickelte. Die Momente dieser Entwickelung zu verfolgen, in ihrem Wesen aufzufassen, in ihrer grandiosen Metamorphose zu betrachten, ist allerdings eine Aufgabe, für welche die in sich zerrissene Philosophie unserer Tage noch nicht reif ist. Es gehört dazu eine Hingebung, deren wenige fähig sind, eine Hingebung, die mächtig, wie sie sein muß, dennoch nicht eine beschränkte werden darf, die ihn vielmehr in der Mitte einer geistigen Umgebung, in dem harten Kampfe, in welchem er sich bildete und aus welchem er sich hervorhob, zu fassen und zu begreifen vermag. Es war natürlich, ja notwendig, daß Schelling einen Standpunkt suchte, eine Welt, in welcher der

göttliche Entschluß noch immer als Selbstbestimmung sich verwirklicht, die Notwendigkeit der Natur ihren freien Ursprung noch immer festhält. Daher fand er sich zur Mythologie hingedrängt, alle seine früheren Studien hatten dieses Fundament vorbereitet, es war seine ursprüngliche Heimat. In ihr lag noch die Bestimmtheit der Natur als aus einem freien Entschluß entsprungen und dieser als durch ein Naturdasein verwirklicht. Nur hier entdecken wir die blühende Mannigfaltigkeit eines heiteren Lebens, welches aller späteren Geschichte zum Grunde liegt. Aber ist die Geschichte hier Natur geworden, so muß sie notwendig, geistig aufgefaßt, geschichtlich werden, sie muß sich als göttliche Tat zur wahren Religion steigern, die Natur und Geschichte zugleich umfaßt und aus göttlicher Kausalität alles Dasein erklärt.

Die Philosophie kann sich weder innerhalb der Beschränkung der Kantischen, die ihre eigentliche Aufgabe zwar erkannt hat, aber zugleich als eine unauflösliche abweist, noch als ein sich isolierendes Fichtisches Ich, welches sich in seiner Bedingtheit faßt, um diese abzuweisen, und doch zu gleicher Zeit aufhören würde, ein sich selbst bestimmendes Ich zu sein, wenn die Bedingtheit verschwände; noch weniger als ein Hegelscher abstrakter Denkprozeß, der aus seiner Möglichkeit die Wirklichkeit erklären will, länger behaupten: sie muß sich verwirklicht haben, um ihre Wahrheit zu erkennen und mit gleicher Freiheit Natur und Geschichte zu begreifen.

Was ich hier darzustellen gesucht habe, war mir freilich keinesweges klar, als ich nach vierzehnjähriger Entfernung Schelling wiedersah. Schon damals warf man ihm sein mehrjähriges Stillschweigen vor. Eine Schrift „die vier Weltalter" war schon in dem Entwurf fertig, Cotta hatte einige Bogen drucken lassen, aber Schelling nahm sie zurück. Man schien nicht zu begreifen, daß, wer eine so bedeutende geistige Stellung einnahm, wie

Schelling, wer für die Geschichte des Geistes eine neue Epoche bilden sollte, sich nicht in seiner Gewalt habe. Es ist der leitende Geist der Geschichte selber, der ihm gebietet, und dem er sich unterwerfen muß; daher liegt ihm ein anderer Maßstab des Fertigen vor, als uns. Wir dürfen schon Versuche wagen, mehr oder weniger gelungen, denn was einen bleibenden Wert erhält, ist doch eine gemeinschaftliche Tat.

Wer den Gang meiner Entwickelung mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird einsehen, daß ich nach so langer Entfernung, indem ich mich immer mehr und mehr in meine eigene Aufgabe vertiefte, meinen Freund, mit welchem ich acht unruhige Tage, mehr dem Leben als dem Grübeln gewidmet, zubrachte, nicht zu fassen vermochte. Er war ganz von der Welt entfernt; ich hatte die Aufgabe erhalten, mit ihr zu leben. Ich habe schon früher Beispiele seiner freundlichen Zuneigung erwähnt, und wie er in bedenklichen Momenten mir treu zur Seite stand. Er schien meine äußere, oft drohende Lage, die ich selbst hervorgerufen hatte, nicht begreifen zu können. Er mußte Nachrichten erhalten haben, wahrscheinlich durch reisende Freunde, von meiner gefährlichen Stellung in Halle während der Zeit des Druckes. Sie konnte freilich selbst den Nichteingeweihten kaum verborgen bleiben. Ich besitze Briefe von ihm, die seine Sorge um mich mit freundlicher Wärme aussprechen, und immer schloß er: „Wozu und warum sollen wir uns in die Verirrungen der Welt hineinstürzen, ist doch unser Reich nicht von dieser Welt?"

Acht Tage brachte ich mit meinem freundlichen Reisegefährten täglich in seinem Hause zu, seine junge schöne Frau (eine Tochter des Dichters von Gotter) trat uns milde und gastfreundlich entgegen. Lieblich und heiter erschien sie in der zierlichen Wohnung, von den ersten Kindern umgeben. Ich lebte ganz für ihn, lauerte auf eine jede Äußerung und begriff wohl, daß, wenn auch das

Fundament unserer wechselseitigen Verständigung dasselbe geblieben war, dennoch die fernere Ausbildung derselben uns in verschiedenen Richtungen äußerlich auseinander gebracht habe. Beide wollten wir das Leben aus einer Wirklichkeit erkennen, und doch nicht in derselben. Er schöpfte aus ganz anderen, mir zum Teil unzugänglichen Quellen. Er wollte das Geschlecht aus seinem Ursprung, aus seiner ersten, einer höhern Macht unterworfenen Tat begreifen, ich aus der mir vorliegenden verworrenen Gegenwart. Er faßte den göttlichen Entschluß in seinem Ursprunge: mir mußte er aus den Verwickelungen des Daseins als Religion, als der einzige lichte Punkt der in sich zerrissenen Geschichte entgegentreten. Er ging von dem göttlichen Frieden aus, ich mußte ihn erringen; ihm war die Ruhe und Sicherheit des Erkennens alles, mir leuchtete sie durch alle Finsternisse des Daseins aus der Ferne entgegen. Ich begriff sein schriftstellerisches Stillschweigen, sein Kampf war ein durchaus innerer. „Ach!" sagte einmal Schelling zu mir, „wenn wir die Zeit unserer gemeinschaftlichen Jugend miteinander verbunden noch einmal durchlebten, ich würde kühner auch öffentlich hervortreten." Seine Stellung war damals keine angenehme, besonders Jacobi, dem damaligen Präsidenten der Akademie, gegenüber. Zwar waren ihre Geschäfte voneinander getrennt, Schelling war Sekretär der Akademie der Künste, und sie kamen äußerlich in keine Berührung: aber Schelling war von Jacobi auf eine Weise angegriffen worden, die entschieden bekämpft werden mußte. Jacobi, der nach seinem eigenen Geständnis als Philosoph gegen eine Philosophie kämpfte, die er gelten lassen mußte und dennoch nicht anzuerkennen wagte, bewegte sich ohnmächtig in springenden „Geistreichigkeiten" gegen das selbst erschaffene Gespenst, welches ihn immer von neuem, durch seinen Anlauf unerschüttert, in drohender, sicherer Ruhe anstarrte. Ein jeder, der Philosoph zu

sein wagte, Schelling vor allen, verwandelte sich vor ihm in das dunkle Gespenst, welches ihn unablässig verfolgte, und er hielt sich für verpflichtet, ihn als ein solches vor aller Welt zu bezeichnen. In der Schrift „von den göttlichen Dingen" trat Jacobi als der vermeintliche philosophische Unphilosoph anklagend gegen den finstern Geist, der ihn quälte, fast fanatisch hervor. Man wird es unbegreiflich finden, und doch war es so, in Schellings Schrift „über die menschliche Freiheit" glaubte er den Atheismus zu erkennen. Schon äußere Verhältnisse zwangen Schelling, gegen ihn aufzutreten. Aber so aufgefordert konnte dieser Streit nicht mit fliegenden leichten Truppen, deren vereinzelte Siege nur eine vorübergehende Bedeutung haben, geführt werden; es war nicht Schelling, der Jacobi angriff, es war die Philosophie, die ihren Doppelgänger bannte und die aufgehende Sonne mußte das Gespenst auf immer verjagen. Man hat sich über Schelling beklagt, selbst Freunde glaubten die Härte der Schrift nicht billigen zu dürfen. Alle Gegner schrien. Die geselligen Kreise, in welchen Jacobi als ein Apostel erschien, das Abweisen einer bestimmten strengen Wissenschaft, das Hinweisen in die Ferne nach einer noch gestaltlosen Religion, die fügsam sich allen Gemütern anschloß, waren dem herrschenden Sinne der Zeit eben gemäß. Er erschien den Frauen, wie den Männern, als der liebenswürdige Greis, der die Streitenden zum Stillschweigen brachte, ohne den Streit zu schlichten. Daß die kapitulierende Zeit, die das Gespenst durch einen wiederholten ohnmächtigen Exorzismus zu entfernen suchte, verschwinden sollte, war den Menschen ein Greuel. Und dennoch ist Schellings Schrift (Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des Herrn F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lügen redenden Atheismus) eine der geistig gewaltigsten, die je erschienen sind. Sie

war vernichtend und sollte es sein. Schelling hat nie etwas zugleich Tieferes und Klareres geschrieben. Die Schrift muß noch immer Gegenstand eines ernsten Studiums sein; auch wer jetzt Schelling fassen will, muß sie ganz begriffen haben. Es geht ein unerbittlicher Zorn durch das Buch hindurch, der das Kleid des Hasses trägt, aber als reinigende Liebe erscheinen würde, wenn Jacobi mit Schelling vereinigt den innern Kampf gegen den Dämon, der ihn verfolgte, gewagt hätte. Schelling ist unter den Deutschen der klassische Prosaist. Diese Schrift ist ein Meisterstück des deutschen Stils. Er hält den Zorn fest, aber läßt sich nie von ihm beherrschen. Die großartige Ruhe ist eben vernichtend. Von jetzt an war von einem Angriffe Jacobis gegen Schelling nicht mehr die Rede. Das Geschrei über die Grausamkeit, mit der er behandelt war, mußte wider seinen Willen den entschiedenen Sieg verkünden.

Jacobi

München 1817

Mein Verhältnis zu Jacobi war ein sehr eigentümliches. Er hatte, soviel ich mich erinnere, mich nie öffentlich genannt; ich war ja doch auch ungenannt als Naturphilosoph gerichtet; ich hatte ihn nie gesehen, er kaum etwas von mir gelesen, und dennoch berührten sich unsere geselligen Kreise öfters; schon in Kiel durch den alten Hensler, viel später in Düsseldorf, wo ich mit seinem Sohn in Berührung kam; und es muß auch in den engeren Kreisen der Verehrer Jacobis manchmal von mir die Rede gewesen sein. Meine jüngste Schrift ward vielfältig besprochen, Jacobi las sie, und sie erregte seine Teilnahme. Der alte Mann schrieb an seinen Verleger Fleischer in Leipzig einen Brief, in welchem er auf seine Weise den Wunsch äußerte, mich kennen zu lernen, und forderte Fleischer auf, mich mit seinem

Wunsche bekannt zu machen. Ich erhielt den Brief noch vor meiner Abreise aus Breslau, und das war nun das zweite Mal, daß meine Schrift eine mittelbare Annäherung zu bedeutenden Persönlichkeiten veranlaßte. Das eine Mal zu Stolberg durch seine Frau und Möller, jetzt zu Jacobi. Mir war in beiden Fällen die Scheu einer unmittelbaren Annäherung zwar auffallend, aber nach einigem Nachdenken doch sehr begreiflich.

Ich besuchte also Jacobi, und zwar war es, was ich nicht leugnen kann, mein Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts und bis zu Anfange des jetzigen hatte sich, durch Claudius und Lavater im Hintergrunde eine geistige Prophezeiung, und am bedeutendsten, wenn auch dunkel, durch Haman, ein tieferer spekulativ-religiöser Sinn in der gebildeten Welt gezeigt. Es entstanden gesellige Kreise, die es liebten, ihren Gesprächen und Briefen einen platonischen Anstrich zu geben. Auch Frauen nahmen an dieser geistigen Beschäftigung teil; sie gehörten sämtlich zu den höheren Klassen der Gesellschaft. Frauen der verschiedensten Art waren unter sich und mit den geistreichsten Männern verbunden. Sophie de Laroche, Goethes Schwester, die Fürstin Galizin, Jacobis Schwester (Lene) waren die ausgezeichnetsten Mitglieder dieses Kreises. Durch die Fürstin Galizin stand Hemsterhuys mit ihnen in Verbindung. Aber den eigentlichsten, lebendigsten Mittelpunkt bildete Jacobi. Dieser liebte es, geistreiche Frauen um sich zu versammeln und anzuregen; suchte er doch in seinem Roman Woldemar eine Art, ohne allen Zweifel höchst unschuldiger, Bigamie als annehmlich und von hoher geistiger Bedeutung darzustellen. Eine rein platonische Ehe neben der physischen erschien hier und da als ein Zeichen höherer Bildung. Diese seltsame Grille trat in der Wirklichkeit hervor, selbst in meiner Nähe. Doch besaßen die eigentlichen Frauen selten Entsagung genug, um die doppelte ehe-

liche Verbindung der Männer — (eine für eine höhere Sphäre, die nicht aus dieser Welt war, und eine zweite nur zur Fortpflanzung des Geschlechts) gehörig zu schätzen, auch schienen sie dem Dinge nicht recht zu trauen. Man kann in der Tat behaupten, daß hier ein, wenn auch mißlungener Versuch sich zeigte, eine platonische Akademie zu bilden, wie die frühere florentinische. Daß Goethe in diesen Kreisen mehr bewundert als verehrt wurde, war begreiflich; daß innerhalb derselben sich heftige Antagonismen entwickelten, war zu erwarten; Friedrich Stolbergs Übergang zum Katholizismus bildete ein Ereignis in diesen Kreisen, obgleich die Art, wie die Fürstin Galizin sich an Haman anschloß, es wenigstens begreiflich machen konnte. Der merkwürdige Brief der Gräfin Bernstorf an Goethe gehörte diesem Kreise zu. Man versteht, glaube ich, die Darstellungsweise Jacobis nicht ganz, wenn man sie nicht gesprächsweise in den Zusammenkünften entstehen sieht. So entsprang die Erzählung von Lessings Spinozismus.

Betrachtet man diese Verbindung, wie sie am Rhein und zum Teil um Goethe her entstand, so sieht man, wie sie keineswegs durch eine Verabredung oder willkürlich sich gebildet hat. Viele gehörten ihr zu, ohne jemals miteinander in Berührung zu kommen. Einige Frauen bewunderten, was andere mit Entsetzen erfüllte. Wie in den Gesprächen und Briefen, so fand man auch in den Schriften mancherlei Anspielungen. Es war ein Hauch heiterer Anmut, der die Geselligkeit belebte. In diesen Kreisen galt nun Jacobi besonders als der Liebenswürdige. Goethe stand aus der Ferne bald mit dieser, bald mit jener Persönlichkeit in Verbindung. Er trat einmal in Düsseldorf in die Mitte des Kreises, und es zeigte sich bald, wie wenig er ihm zugehörte. Wie man in der anständigen Gesellschaft nie bis zur zudringlichen Entscheidung irgendeinen Gegenstand hervorheben und verfolgen darf, so war ein jeder entschiedene Mann, der eine bestimmte

Aufgabe für das Leben hatte, wenn auch durch die feine Sitte, die das Geistreichste nicht ausschloß, vielmehr anerkennend und bewundernd in sich aufnahm, angelockt, dennoch genötigt, sich zurückzuziehen.

Ich kannte diesen Kreis, den ich in früher Jugend schon vorfand, wie er sich in den siebziger Jahren zu entwickeln angefangen hatte, der sich gegen das Ende des Jahrhunderts vielleicht am dichtesten zusammenzog und gestaltete, sich dann später wie ein leichtes Wolkengebilde ausdehnte und verzog, nur aus der Ferne. Einzelne bedeutende Frauen allerdings, die an jene Zeit und ihre Blüte zurückdachten, wurden mir später sehr lieb. Es lag in dieser Erinnerung eine keimende Sehnsucht nach Religiosität, eine dunkle Ahnung von Spekulation und eine Neigung zur Dichtung und Kunst, die sich nach dem Höchsten sehnte, ohne jedoch zu seinem Besitze zu gelangen. Einige geistig freiere Frauen behielten ihr ganzes Leben hindurch ein anmutiges Gleichmaß, eine gewisse selbständige Beweglichkeit, die selbst dem höhern Alter eine große Liebenswürdigkeit mitteilte. Ich zähle zu diesen besonders die zwar kränkliche, aber durch starken und reichen Geist noch immer tief bewegte Gräfin R., geb. v. D. Andere suchten sich im Alter durch eine bestimmt religiöse Richtung zu beruhigen. Die treffliche Witwe Sieweking stand mit diesen Kreisen in mannigfaltiger Berührung, erschien aber mit großer Selbständigkeit in ihrer Mitte. So viel ist gewiß, sie fanden den eigentlichen Boden ihrer Ausbildung im nordwestlichen Deutschland. Preußen war noch geistig zu wenig beweglich, zu ungeschickt, der Nicolaismus beherrschte die Hauptstadt; Sachsen war zu pedantisch, Gottsched ließ sich nicht verdrängen.

Was ich hier habe darstellen wollen, sind die vielen leichten Anspielungen auf Spekulation und Religiosität, welche die ganze Gesellschaft als eine solche verbanden, eine wechselseitige Zu-

neigung, ja Anerkennung und Bewunderung auch da hervorriefen, wo die vereinzelten Mitglieder das Gleichmaß der Vereinigung keineswegs festzuhalten vermochten. Es lag in diesen Verbindungen in der Tat mehr, als die ausgezeichnetsten weiblichen Mitglieder der Gesellschaft sich anzueignen, oder ihre Schriftsteller in irgendeiner Form darzustellen vermochten.

Jacobi nun bildete den eigentlichen allverehrten Herrscher dieser Kreise, er war gelehrt genug, um als ein gebildeter Philosoph zu erscheinen. Er bestritt die alle Religiosität hart abweisenden Franzosen, in deren Mitte er erzogen war, mit liebenswürdiger Milde. Hume, der Engländer, war ihm wie Locke angenehm, eben weil sie nicht genügten und daher ihm auf dem spekulativen Boden freies Spiel ließen. Kant war ihm unangenehm, weil sein Ernst, seine strenge Schule, seine Klarheit, die immer Bestimmtheit forderte, ihm ebenso zuwider war, wie Spinozas Härte. Nur daß er glaubte, mit Kant einen Kampf wagen zu können; und es ist nicht zu leugnen, daß es eine ferne Ahnung und wahre Spekulation war, die ihm die Waffen gegen Kant lieh und eine innere Berechtigung zum Widerspruch gab; nur daß Kant durch eine klar ausgesprochene Beschränkung des Wissens der Philosophie den Weg zeigte, wo durch die hüpfende Unklarheit Jacobis alles dunkler ward.

Jacobi war Dichter genug, um durch einen gefälligen Stil seinen Darstellungen einen eigentümlichen Reiz zu geben, und der nicht zu verdrängende spekulative Hintergrund bildete eine anziehende, rein ursprüngliche Weise seiner Erzählungen. Allwills Briefwechsel sowohl als sein Woldemar ließen sich mit keinem Dichterwerke seiner Zeit vergleichen; das Gepräge der Weiblichkeit, welches sie trugen, bildete, geschichtlich betrachtet, das Element seiner geistigen Erzeugnisse, welches später ganz in die Gewalt der Frauen überging und unter anderen geistigen Verhält-

nissen einer spätern Zeit sich reicher, mannigfaltiger, aber auch milder ausbildete.

Ich fand Schelling durchaus zur Härte gegen Jacobi berechtigt. Seine Schrift gegen diesen Philosophen war mir eben durch die Härte und Strenge wichtig und entscheidend, er durfte nicht milder sein. Ich stellte Schelling mein Verhältnis zu Jacobi dar. „Du mußt den Jacobi besuchen," antwortete er, „es wäre unrecht, wenn du die Gelegenheit versäumtest, einen Mann kennen zu lernen, der doch eine bedeutende Rolle in der Literatur gespielt hat;" — ich besuchte ihn und fand ihn mit seiner treuen Schwester, die sich ihm und seinem Geiste ganz hingab und allein für seine Pflege lebte. So streng ich den Philosophen und Schriftsteller beurteilte, so wenig ich in irgendeiner Epoche meines Lebens mich zu ihm hingezogen fühlte, oder wie mit so vielen andern bedeutenden Geistern der Zeit mich entschließen konnte, auf seinem Wege fortzuschreiten, so blieb doch etwas rein Menschliches, welches ich nicht abzuweisen vermochte; ich konnte es nicht vergessen, daß er der erste war, der mich für die Spekulation gewann, als er mich mit Spinoza bekannt machte. Glaubte ich doch, daß er, indem er auf Jordanus Brunus zuerst aufmerksam machte, indem er selbst auf das Tiefere der Philosophie des Leibniz hindeutete, einen positiven Einfluß auf die später sich allgemein regende Zeit ausgeübt hatte. Zwar diese Zeit war schon in ihrem Anfange untergegangen, eine mächtigere, gegen die er vergebens sich zu bewaffnen suchte, war gekommen: aber ich konnte diese Niederlage eines einst nicht unbedeutenden Mannes in seinem hohen Alter nicht ohne eine gewisse Wehmut betrachten.

Jacobi war ein schlanker feiner Mann; er muß in seiner Jugend schön gewesen sein. Er erschien mir mehr als ein angenehmer Mann der höhern Gesellschaft, denn als ein Gelehrter; sein Anstand hatte etwas Vornehmes, fast Diplomatisches, seine

Gesichtszüge waren höchst bedeutend; eine Grazie, möchte man sagen, begleitete alle seine Bewegungen. Sein Anzug war sehr sorgfältig und zierlich; es schien fast, als widmete er ihm für sein Alter und seine Beschäftigung eine zu große Aufmerksamkeit. Er empfing mich, als ich hineintrat, in der Tat mit Freuden, und ich näherte mich ihm mit einer wehmütigen Rührung, die ich nicht zu verdrängen vermochte. Es war, ich gestehe es, Mitleid, aber doch auch Achtung, die sie hervorriefen: ein edler Geist hat die Leiden der Zeit und ihre Krankheiten tragen müssen, sagte ich mir.

Jacobi hatte meine Schrift vor sich liegen. Es ist bekannt, daß er bei den Stellen, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, die er billigte oder tadelte, Zeichen zu machen pflegte, und er schien, indem er mir durch die ganze Schrift hindurch häufig vorkommende Zeichen vorlegte, dartun zu wollen, mit welcher Teilnahme er meine Schrift durchgelesen hatte. Eben wie ich ihn als Schriftsteller kannte, sah ich wohl ein, daß manches seinen Beifall finden mußte, besonders durch die Art, wie er in meiner Schrift erwähnt wurde. Eine solche Anerkennung, von dem entschiedensten Freunde und Anhänger Schellings öffentlich ausgesprochen, war ihm ohne Zweifel angenehm, je mehr er sich durch den Angriff des letztern nicht allein verletzt — denn das überwindet man wohl —, sondern auch hart gestraft, ja innerlich vernichtet fühlte. Dieses Gefühl war ihm nicht fremd. Wie ich ihn sah, war es mir klar, daß es ihn in seinem Alter drückte. Was aber der ganzen Erscheinung etwas Würdiges und auch zugleich Rührendes gab, war die Anhänglichkeit seiner Schwester. Bedachte man, daß Lene in einer langen Reihe von Jahren alles innerlich mit ihm durchlebt hatte, daß sie teilnahm an allen seinen Studien, an allen seinen Streitigkeiten, daß das stille Studium des einsamen Gelehrten sich hier in ein fortdauerndes Gespräch

verwandelt hatte, so ward Jacobi selbst durch diese Treue gehoben, ja gereinigt, und das Geschwisterpaar erschien bedeutend und liebenswürdig. Er schien mir vertraulich und milde; nichts was auf seine und meine Stellung sich bezog, ward erwähnt, und selbst wenn das leicht fortschreitende Gespräch Gegenstände berührte, die an diese Streitigkeiten erinnern konnten, wurden sie schnell mit andern vertauscht. Bei meinen öfters wiederholten Besuchen geschah es doch einmal, daß diese Wunde seines Daseins von ferne berührt wurde. Eine düstere Wolke flog über sein Gesicht; Lene ward sichtbar unruhig, ich ängstlich und verlegen, mir fiel glücklicherweise eine bedeutende Stelle in seiner Schrift über Spinoza ein, die in früheren Jahren mir einen plötzlichen Blick eröffnete, und die hierher paßte und dem Gespräch eine andere Wendung gab. Der Alte ward wieder völlig heiter, Lene ruhig. Obgleich ich ihm Zartheit genug zutraute, so daß er sich wohl bemühte, das am meisten Verletzende ihr zu verbergen, so glaubte ich doch durch diesen schnell vorübergehenden Auftritt hindurch leidenschaftliche Stunden zu erblicken, die auf eine unfreundliche Weise das friedliche Zusammenleben unterbrechen mochten.

Daß ich durch Schellings Freundschaft bedeutende Männer in München kennen lernte, wird man voraussetzen. Ich sah hier öfters in Gesellschaften Thiersch, Roth, Wiebeking: aber so bedeutend auch diese Männer durch ihre Werke mir erschienen, so angenehm es mir war, sie kennen zu lernen, so ging die Berührung nicht über die leichte gesellige hinaus. — Desto wichtiger ward mir die Bekanntschaft mit einigen jüngeren Männern. Durch diese ward ich mit einigen inneren Verhältnissen Bayerns vertraut, die, wie ich sie kennen lernte, meine Teilnahme in hohem Grade erregten. Einer von diesen war der Arzt Ringseis, der vor nicht gar langer Zeit von Berlin zurückgekommen war, wo er sich ein paar Jahr aufgehalten. Er hatte dort durch

Clemens Brentano die Bekanntschaft meines Schwagers Pistor gemacht, in dessen Kreise er öfters erschien. — Der zweite war Bayerhofer, ein fortdauernd enthusiastischer junger Mann, von dem man viel erwartete, der wenige Jahre darauf starb. Beide hingen mit Wärme an dem damaligen Kronprinzen von Bayern. Sie konnten nicht müde werden, seine Achtung für Wissenschaft, seine warme Liebe zur Kunst, seine echt deutsche Gesinnung zu preisen; sie hoben die Stellung, die Jacobi und Schelling einnahmen, die persönliche Achtung, die der letztere bei dem Kronprinzen genoß, hervor. Durch ihn war schon die bedenkliche Macht, welche die Illuminaten ausgeübt hatten, gebrochen, und er sah es ein, daß der Kampf gegen französische Gesinnung noch nicht als geschlossen betrachtet werden konnte. Ringseis hatte schon damals das Glück, sein Vertrauen erworben zu haben.

Baader

München 1817

Am Schluß muß ich noch, ehe ich München verlasse, einer sehr interessanten Bekanntschaft gedenken. Ich lernte hier Franz Baader zuerst persönlich kennen. Er stand so wunderbar von allen übrigen Einwohnern gesondert, so seltsam isoliert, daß auch die Betrachtung über ihn sich billig von den übrigen trennt. Im südlichen Deutschand hatte eine mystische Schule sich hier und da, wahrscheinlich von alten Zeiten her, erhalten; sie schloß sich, seit Mesmer auftrat, dem Magnetismus an, und ihre Mitglieder reichten bis an den obern Rhein und in die nördliche Schweiz hinein. Wenn ich nicht irre, standen sie auch mit den Mystikern des südlichen Frankreichs, mit St. Martin usw. in Verbindung, und Franz Baader war in seiner Jugend mit einem gewissen Eckartshausen in Berührung gewesen. Unter allen jenen Mystikern war er der genialste und tiefste; er gab immer nur kleine Schriften

von wenigen Bogen heraus, früher noch als die Schellingschen naturphilosophischen Schriften erschienen die tiefsinnigen „Beiträge zur Elementarphilosophie"; das später gedruckte „pythagoräische Weltquadrat" bewegte uns tief. Unter seinen bedeutendsten kleinern Piecen ist eine „der Blitz, Vater des Lichts". Dieser Titel könnte als Motto aller seiner Schriften gelten. Ich war schon, ehe ich nach München kam, mit ihm in Korrespondenz und höchst begierig, ihn persönlich kennen zu lernen. Als ich mich in meiner Jugend in Freiberg aufhielt, lernte ich eine Dame kennen, die wegen ihrer großen Schönheit in ihrer Jugend berühmt war. Sie hatte eine warme Neigung für Baader während seines Aufenthalts in dieser Stadt gefaßt und gestand mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, daß sie nie einen interessanteren Mann gekannt hätte! Sie behauptete, ich sähe ihm, wie sie sich schmeichelhaft äußerte, ähnlich, und diese Ähnlichkeit, die demjenigen, der uns zusammen sah, gar nicht auffallen konnte, ward die Einleitung zu einer mir sehr angenehmen Bekanntschaft. Freilich zehn Jahre später.

Ich besuchte Franz Baader. Er war eben im Begriff auszugehen; seine Gestalt überraschte mich, denn ich hatte ihn nicht so erwartet. Er war ziemlich schlank, höchst beweglich, und sein Gesicht hatte etwas Durchgearbeitetes, daß man beim ersten Anblick vermuten konnte, einen Weltmann vor sich zu sehen, der vieles durchlebt hatte. Diese Vermutung verschwand freilich, wenn man ihn genauer betrachtete. Er empfing mich, als ich mich nannte, mit Freuden und schlug gleich vor, einen Spaziergang zu machen. Gegenstände des Gesprächs waren bald gefunden. Tiefsinnige Äußerungen wechselten ohne alle Übergänge mit sprudelnden Witzen; er sprach unaufhörlich, und wenn ein Gegenstand ihn ergriff, blieb er mitten im Gewühl der Straße stehen und fing ziemlich laut einen mehr zusammenhangenden Vortrag an.

Die Vorübergehenden schienen ihn zu kennen und sein Betragen erregte gar keine Aufmerksamkeit. Seine oft glänzenden Witze traten so überraschend hervor, wurden so schnell von andern verdrängt, der Tiefsinn so plötzlich von spielenden Einfällen überwältigt, daß mich dieses bunte Gewühl zuletzt völlig betäubte. Ein Einfall blieb mir, während die knallenden Raketen des geistigen Feuerwerks rund um mich her zerplatzten — es war die Rede von Goethe. „Ja," sagte er, „dieser Dichter ist in der Tat die Gluckhenne der Zeit, aber sie hat Enteneier ausgebrütet, die junge Brut schwimmt, und die Henne steht ängstlich, scheltend und gackelnd am Ufer." Später, als ich ihn in München traf, ließ er Einfälle der Art in den Stadtblättern drucken. Diese schnitt er aus und trug sie in der Westentasche, um sie Freunden vorzulesen. Als ich 1837 in München war, war ich noch nicht dazu gekommen, ihn aufzusuchen, er aber suchte mich auf. Wie er in meine Stube trat und meine Frau, Tochter und mich selbst kaum begrüßt hatte, griff er sogleich in die Tasche und brachte eine Menge Papierstücke hervor, auf welche seine Witze gedruckt waren; nur einer davon ist mir erinnerlich. Die Cholera hatte Rom in Schrecken gesetzt und der Papst sich in die Engelsburg eingeschlossen. „Was wird aus der katholischen Kirche werden," so lautete der Witz, „der Papst hat sich selbst exkommuniziert." Überhaupt war in seinen spätern Jahren sein Verhältnis zur Kirche ein seltsam verändertes.

Als ich ihn 1817 in München traf, dachte er an nichts, als an eine große kirchliche Union. Die ultramagnetische Krise seines Lebens hatte, irre ich nicht, sich überlebt. Während derselben war er mit den Heerscharen der bösen Geister bekannt geworden und hatte ihre Namen kennen gelernt durch magnetische Experimente, die mir schauderhaft erschienen; jetzt war er ganz mit der Union der drei Kirchen (der katholischen, protestantischen und griechischen)

beschäftigt. Die katholische und protestantische Kirche, behauptete er, bildeten einen starren Gegensatz, der sich immer steigere. Das mystische Dreieck, die Formel einer Vereinigung, entstünde nur durch das Hinzutreten der griechischen Kirche. Er glaubte den Kaiser Alexander dafür zu interessieren. Franz Baader verband sich mit dem Herrn v. Sturdza und beschloß, eine Reise nach Rußland zu machen und für die Sache zu wirken. Wie wenig er aber die äußeren Verhältnisse dort kannte, tat diese Reise recht auffallend dar. Er hätte in der Tat ebensogut nach einem ihm völlig fremden, mächtigen Lande, ohne mit irgendeinem Menschen dort in Verbindung zu stehen, hinreisen können, um dort den Thron zu stürzen, wie nach Rußland, um die Christen griechischen Glaubens zu bewegen, sich mit Protestanten und Katholiken zu verbinden. Zum Glück beschloß er, ohne allen Zweifel gewarnt, in Riga umzukehren. Er war später ein heftiger Gegner der Katholiken, und stellte so die Wahrheit seiner Behauptung, daß, wenn die Union aller drei Kirchen nicht gelänge, die gegnerische Spannung der westlichen gegeneinander sich notwendig steigern müsse, durch seine eigene Person dar. Es war seltsam genug, daß der Vorschlag zu einer Union, welche die tiefste und bedeutendste Einheit aller Völker, ja wäre sie echter Art, nicht allein den äußeren, wohl früher von den Philosophen gepredigten, sondern auch den inneren ewigen Frieden in sich schließen würde, von einem Manne ausgehen sollte, dessen innere Zerrissenheit ihn selbst in seinen letzten Tagen an die jüngste deutsche Literatur anschloß, die nichts weniger als einen solchen Frieden suchte, erwartete oder nur wünschte. Franz Baader, unfertig, wie er in jeder Rücksicht war, gehörte doch in der Tat zu den merkwürdigen Männern seiner Zeit und ward wohl von den wenigsten begriffen. In den Briefen, die ich von ihm besitze, schrieb er einst: „Ich finde mich berufen, das deutsche Volk auf ihren größten und tief-

sten Mann aufmerksam zu machen; ich lebe, um die Herrlichkeit des großen Görlitzer Schusters Jakob Böhme zu verkündigen." Ohne allen Zweifel gab es wenige Menschen, die Jakob Böhmes Schriften, sowie die der Mystiker, genauer kannten, als er, und dennoch ist er im hohen Alter gestorben, ohne irgendein bedeutendes Wort über die ersteren gesagt zu haben.

Der Nürnberger Mystiker

1817

In Nürnberg besuchte ich einen Mann von ganz anderer Art, einen Nürnberger Bürger, der unter den Mystikern Süddeutschlands wohl bekannt war. Auch die ausgezeichneteren Geister der neuesten Zeit, insofern sie sich zum Mystizismus neigten, kannten und schätzten ihn. So war er mit Franz Baader, Clemens Brentano, Ringseis usw. in Verbindung, und der Besitzer einer der ausgezeichnetsten Bibliotheken der mystischen Literatur, mit einem großen Reichtum der seltensten Werke. Ich traf ihn in seiner Bibliothek; ein kleiner, lebhafter, sehr mitteilsamer, doch in sich gekehrter Mann. Er war, wie die meisten spekulativen Mystiker auf eigene Hand, der unter den Frommen so verrufenen Lehre von der Wiederbringung aller Dinge, mit andern Worten, von der endlichen Bekehrung des Teufels, zugetan. Er war in der Tat mit der mystischen Literatur sehr genau bekannt, und ich will nach allem, was ich durch Freunde, die ihn genauer kannten und sehr hoch schätzten, von ihm gesagt haben, zwar keineswegs an der innern lebendigen Wahrheit seines Christentums zweifeln, aber in seinen Studien herrschte doch mehr ein unruhiger doktrinärer Dilettantismus, als das Erbauliche vor. Ein größerer Kontrast durch ursprüngliche Natur, Stellung, Studium und Gesinnung, als derjenige zwischen dem Katholiken Sailer und dem Nürnberger Bürger war kaum denkbar, und dennoch hatten beide

auf die entschiedenste Weise ihr ganzes Leben dem Christentum und der christlichen Lehre geweiht.

Graf York

Breslau 1825/32

Schon vor der Reise nach Norwegen war ich mit dem Feldmarschall Grafen York in ein für mich interessantes Verhältnis getreten. Ich habe mein vorübergehendes Zusammentreffen mit ihm im Kriege schon erwähnt. Einst beehrte er mich mit seinem Besuche, und der Grund desselben überraschte mich sehr. Graf York hatte in seinem ganzen Leben etwas seine glänzende Laufbahn Begleitendes, Verhängnisvolles, obgleich er bis zu der höchsten militärischen Stufe im Staate stieg und den größten militärischen Ruf erwarb, den ein Krieger überhaupt in unsern Tagen zu erlangen vermag.

Das frühe Jugendleben des Grafen York ist sehr dunkel. Daß er in seinem 13ten bis 14ten Jahre als Fähnrich in den Dienst trat und nach einiger Zeit denselben wieder verlassen mußte, ist der ganzen Armee und auch in weitern Kreisen bekannt. Der Grund dieser unglücklichen Katastrophe liegt aber völlig im Dunkeln, und da die Lebensereignisse eines Mannes, der eine so große Rolle in der Geschichte gespielt hat, so weit als möglich aufgehellt zu werden verdienen, so glaube ich, was ich durch günstige Verhältnisse auf sichere Weise erfahren habe, mitteilen zu dürfen. Ich erhielt diese Nachrichten durch einen mir günstig gesinnten, hochgestellten Offizier; ihre Wahrheit kann auf jede Weise verbürgt und einer geschichtlichen Quelle gleichgestellt werden. Die plötzliche Entfernung des jungen Fähnrichs aus dem Kriegsdienste war bis jetzt für die Armee ein völliges Rätsel, sie schien einen Schatten auf das frühe Jugendleben des berühmten Helden zu werfen, um desto weniger trage ich Bedenken, den Grund dieser

harten Strafe bekannt zu machen, da sie sowohl auf den Charakter des jungen Mannes, wie auf den des alten Königs, Friedrichs des Großen, ein helles Licht wirft. Die Tat, die ihm den heftigsten Zorn des Königs zuzog, war zwar eine höchst unbesonnene, aber keine solche, deren Veröffentlichung nach dem, was bekannt geworden ist, seinem Rufe zu schaden vermag. Der junge Graf v. Yorck war in Bromberg als Fähnrich angestellt, als eben der bayrische Krieg beendet war. Ein Offizier des Regiments ward beschuldigt, in diesem Kriege geplündert zu haben, und das in der Armee herrschende strenge Ehrgefühl forderte seine Bestrafung. Man war moralisch von der Tatsache überzeugt, die sich juridisch schwer beweisen ließ; ein Verein von Offizieren des Regiments erklärte daher den Beschuldigten in Verruf, und Graf Yorck wohnte der Versammlung bei, in welcher der Beschluß gefaßt wurde. Kurze Zeit nachher sollte v. Yorck mit diesem ältern Offizier die Wache beziehen und in seiner Begleitung sich dahin verfügen. Er weigerte sich; und als er sich ihm gegenüber stellen sollte, kehrte er den damals gebräuchlichen Sponton um und steckte die Spitze in die Erde, ein Zeichen des erklärten Verrufs. Der ältere Offizier ließ den Fähnrich dieses subordinationswidrigen Verfahrens wegen sogleich entwaffnen und verhaften; die Offiziere, die den Verruf erklärt hatten, mochten die unbesonnene Tat des jungen Mannes nicht vertreten, sie ward dem alten Könige angezeigt, und Yorck mußte aus dem Dienste treten. — Man muß doch schon in seiner Jugend vieles von ihm erwartet haben. Ein auf seinem Gute lebender Herr v. Korf nahm sich des verlassenen Jünglings an, und dieser hielt sich eine Zeitlang bei ihm auf. Der Herr, dem ich diese Nachricht verdanke, lebte damals als Knabe in der Familie und sah den jungen Fähnrich oft. Er zog natürlich durch seine, wenn auch tadelnswerte, doch äußerst kühne und aus einem strengen militärischen Ehr-

gefühle hervorgehende Tat die Aufmerksamkeit auf sich, und der Eindruck, den er machte, ist dem alten Herrn klar und bestimmt geblieben. Jener erschien ihm als ein schöner und angenehmer Jüngling, der den Beifall der Gesellschaft leicht gewann. Doch trat er, selbst nach einer so harten, seine ganze Zukunft, wie es schien, vernichtenden Katastrophe, sehr entschieden, ja trotzig auf. Auch Graf Yorks Kleidung zog die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Er durfte freilich keine Uniform tragen, behielt aber den blauen Rock, trennte jedoch die roten, zurückgeklappten Rabatten von dem Kleide und knöpfte die Klappen übereinander. Herr v. Korf suchte jedermann für ihn zu gewinnen; er wandte sich an einen Offizier höherer Stellung in Königsberg, den Grafen v. Kaiserling, der, wie man erzählt, mit dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich Wilhelm II., in einem sehr vertrauten Verhältnisse lebte. Auch dieser interessierte sich sehr lebhaft für York, aber alles war vergebens. Der alte König wollte ihn durchaus nicht nennen hören. Es blieb kein anderer Ausweg als ein auswärtiger Kriegsdienst. Der Kronprinz, der nicht aufhörte, sich für ihn zu bemühen, wandte sich an seine Schwester, die Erbstatthalterin in Holland, und diese verschaffte ihm eine Anstellung in holländischen Diensten. Er ging mit Truppen nach dem Kap. Hier blieb er einige Jahre und kam noch vor dem Tode des Königs zurück. Er wagte sich nun nach Preußen, in der Hoffnung, daß der Zorn des Königs verschwunden wäre. Es wird erzählt, doch läßt es sich nicht so sicher geschichtlich begründen, daß bei einem Manöver York nach einer Verabredung sich dem Kronprinzen näherte und nun an seiner Seite fortritt. Der König, sagt man, ritt auf sie zu, blickte beide sehr scharf an, ohne sich zu äußern, und gleich nach dem Manöver erhielt der Kronprinz den strengen Befehl, für Yorks schnelle Entfernung Sorge zu tragen.

Als Graf York die holländischen Dienste verlassen hatte und wieder zurückgekehrt war, wandte er sich in einer Bittschrift an den König und erhielt folgende Antwort:

„Vester, lieber, besonderer. Nach seiner eigenen Anzeige von Gestern, hat er auf der Flotte unter dem Befehl des Französischen Generals Suffren gedient. Wenn er also den Seedienst wohl verstehen mag, so ist doch nicht zu vermuthen, daß er sich zum Landdienst schicket und dazu sind doch einzig und allein bestimmt, die neu errichtet werdenden Frei-Regimenter, seines wohl affectionirten

Friedrich.

Potsdam am 3. Febr. 1786."

Auf diese Kabinetts-Ordre kam York von neuem ein und erhielt nachstehende zweite Antwort:

„Vester, lieber, besonderer. Ich muß nach seinen letzten Seediensten billig Bedenken tragen, ihn bei der Infanterie wieder anzustellen, und würde es eben so viel sein, als wenn ein Koch wollte Tanzmeister werden. Von seiner ersten Antwort kann demnach, auf seine Bitte von Gestern, nicht abgehen, sein sonst seintwollender affectionirter

Friedrich.

Potsdam den 4. Februar 1786."

Man kann nicht leugnen, daß diese Antworten ganz dem Geiste des alten Königs entsprechen.

Merkwürdig scheint es mir nun, daß Friedrich II. einen Offizier mit so großer Hartnäckigkeit von seinem Heer entfernt hielt, der bestimmt war, in diesem eine so glänzende Rolle zu spielen; denn daß der junge York gleich nach dem Tode Friedrichs wieder in das preußische Heer eintrat, versteht sich von selbst. Bemerkenswert ist es aber auch, daß die erste Jünglingstat des Helden weissagend die glänzende Tat verkündigte, die auf das

Schicksal Europas einen so großen Einfluß gehabt hat, und die doch auch nicht so ganz den strengen Formen des Dienstes entsprach.

York sprach gern von seinem Aufenthalt am Kap und erzählte öfter Anekdoten von dem dortigen, mit dem preußischen wenig übereinstimmenden Kriegsdienste und von der Eigentümlichkeit der dienenden Hottentotten.

Hier ist nicht der Ort, eine Lebensbeschreibung des Grafen zu liefern, selbst wenn ich es vermöchte. Seine nicht seltenen Mitteilungen waren zu kurz abgebrochen und wenig zusammenhängend, und meine Berührungen mit ihm betrafen fast ausschließlich seine Familie. Als seine Stellung im Leben immer glänzender ward, war es natürlich, daß auch sein Name ihm als ein Bedeutendes erschien; ein Geschlecht in der Geschichte für alle Zeiten zu begründen, dessen Stifter er war, erschien ihm wichtig, ja bildete die ihn ganz beherrschende Absicht seiner letzten Jahre. Aber in dieser Rücksicht hatte er in seiner Familie ein wunderbares Unglück. In seiner Ehe hatte er eine Menge Kinder erhalten, wenn ich nicht irre, neun; sechs waren gestorben. Der jetzt gealterte Held hatte sich aus dem Kriegsdienste zurückgezogen und machte bekanntlich den Feldzug von 1815 nicht mit. Er hatte noch zwei Söhne und eine Tochter; der älteste Sohn hatte eben das Alter erreicht, um in den Kriegsdienst treten zu können. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der alte General, so wichtig es ihm auch war, ein Geschlecht zu begründen, doch beide Söhne dem Vaterlande geopfert hätte. Der zweite hatte die Jahre noch nicht erreicht.

Als die siegreichen Preußen nach der Schlacht bei Belle Alliance Paris besetzten, fanden einige Gefechte in der Umgegend statt; der junge Graf York stand bei den Husaren, und bei einem kleinen Gefechte zwischen Paris und Versailles ward er mit einer

geringen Mannschaft von einer weit überlegenen angefallen, seine Mannschaft auseinander gejagt, und der junge Offizier fiel in feindliche Gewalt; er aber glaubte, wie erzählt wird, daß ein Sohn des großen Grafen York nicht als französischer Gefangener leben dürfe; er wehrte sich verzweiflungsvoll bis zu dem letzten Augenblick und fiel. Jetzt ruhte nun die ganze Hoffnung des zu begründenden Geschlechts auf dem zweiten Sohne, und die Sorge des Vaters brachte diesen zu mir. Der Graf übertrug mir die unbedingte Aufsicht über seinen Sohn. Ich sollte ihm zwar nicht Unterricht geben, wohl aber diesen leiten und die Lehrer bestimmen, bis er zur Universität reif sei. Ich gestehe, daß, so ehrenvoll das Vertrauen mir war, ein so wichtiges Geschäft mir doch bedenklich schien. Ich hatte nie gern die Aufsicht über Knaben und mein ganzes Leben hindurch, selbst als Jüngling unter andern nur auf solche junge Männer anregend gewirkt, die der Selbstbestimmung fähig waren. Doch fand ich mich durch das Vertrauen eines so großen Mannes so geehrt, daß ich mich verpflichtet glaubte, der Aufforderung zu genügen. Mehrere Jahre hindurch sah ich nun den jungen Grafen täglich in meinem Hause, und der besorgte Vater erschien oft bei mir, so wie ich wiederholt aufgefordert wurde, ihn auf seinem Gute Klein-Oels zu besuchen.

Wenn von irgendeinem Manne, kann man wohl mit Recht vom Grafen York sagen, er sei durch das Leben gebildet. Das einzige, was er einer Schule verdankte, war die praktisch-militärische Ausbildung; daher behielt auch diese eine Herrschaft über sein Urteil als Krieger, und er ließ nur hier und innerhalb der Grenzen der praktischen Ausübung eine Schule gelten. Alles, was ihm außerhalb dieser zu liegen schien, hatte in seinen Augen nur geringen Wert, und der umsichtig gebildete Generalstab, wie er sich während des Krieges und nach dem Kriege gestaltete, hatte manchen harten Angriff von ihm zu dulden. Alles, was einen

Entschluß im Kriege erst herbeiführen sollte, fand ihn gewöhnlich unentschlossen und besorgt; alle Beratschlagungen des Generalstabes waren ihm bedenklich, und er gehörte fortdauernd zu den Unzufriedenen. Aber diesen schwankenden Zustand trug er allein oder mit wenigen Freunden. Die Armee erblickte ihn nie so. Denn war der Entschluß gefaßt, war die bestimmte Kriegstat unvermeidlich, dann standen ihm alle Mittel zu Gebote, er beherrschte alle ihm gegebenen Verhältnisse und war bei einem jeden Schritte fest und unerschütterlich. So erschien er unter den Truppen. Daher hat nicht leicht ein preußischer Feldherr der neuern Zeit eine größere Gewalt über seine Umgebung ausgeübt, als er. Er war unerbittlich streng und hart; wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, nie zu beugen. Aber eben die unabweichbare Notwendigkeit, die seine Befehle einer Naturgewalt gleichstellte, erweckte das feste Vertrauen. Wo man weiß, daß man sich fügen muß, da scheint dasjenige, was geboten wird, wie das Naturgesetz zu unserem Wesen zu gehören. Wir unterwerfen uns diesem und fühlen uns dennoch durch die Unterwerfung frei. So bildet sich jene tiefe, innige Einheit des Gehorsams und der stolzen Freiheit, so entsteht nicht knechtische Schwäche, sondern feste, starke Selbständigkeit — eine Einheit, die freilich den zuchtlosen Schwätzern unserer Tage völlig unbegreiflich ist.

Es ist bekannt, wie entschieden und stark diese stolze, kriegerische Gesinnung bei den Yorkschen Truppen vorherrschte; so ward die große Tat möglich, die dem ganzen Kriege seinen Ursprung gab, wie das Gepräge, welches er trug. Seit Friedrich II. hat kein deutscher General einen größern Einfluß auf seine Truppen gehabt, er konnte ihnen alles bieten, sie gehörten ihm unbedingt.

Seine Gesichtszüge sprachen die eiserne Gesinnung aus und hatten etwas Finsteres und Gebietendes. Dieses machte bei dem ersten Empfange besonders einen imponierenden Eindruck, umso-

mehr, da er die Gewohnheit hatte, bei einem zwar äußerlich höflichen, aber doch zugleich zurückhaltenden Benehmen mit einem durchbohrenden Blick, den er durchaus in seiner Gewalt hatte, einen jeden jungen Mann, der ihm zuerst nahe trat, zu prüfen. Ich habe es gesehen, wie er jüngere Offiziere auf diese Weise in eine große Verlegenheit setzte. Es war schwer, ihm zu gefallen, und ich habe Männer gesehen, die, wie mutig sie sonst sein mochten, durch seinen Empfang in eine unangenehme Lage versetzt wurden. Wer sich aber zu benehmen wußte, der konnte schnell seine Gunst erwerben. Wenn er in die Stadt kam, erschien er öfter in meinen Abendgesellschaften und ließ sich dann vollkommen unbefangen gehen; selbst die Studenten, die dort nicht selten erschienen, überwanden dann schnell die Scheu vor dem grauen Helden, obgleich seine Äußerungen meist hart und tadelnd waren, und er selten seine Zufriedenheit mit den Zuständen des Staats oder der Wissenschaft äußerte; aber die Urteile waren gewöhnlich so allgemein, daß sie die Anwesenden nicht trafen, und eine scherzhafte Ironie stumpfte die Spitze ab; er konnte dann, obgleich seinem Charakter nie entsagend, höchst liebenswürdig sein. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte ihn, und zwar desto leichter, je entschiedener man ihm entgegentrat, gewissermaßen beherrschen, und meine Stellung war glücklicherweise so völlig unabhängig, daß ich mich nicht erinnere, persönlich irgendeine mir unangenehme Berührung mit ihm erlebt zu haben.

Theater

Alte Liebe rostet nicht! Im Hintergrunde meiner Seele lag doch noch immer eine gewisse Neigung zum Theater.

Wenn einst die Schauspielkunst, die gegenwärtig immer mehr sinkt, wieder aufleben soll, wenn sie, so wie andere Künste, mit dem alten Ernst, aber nicht um bloß enge Moralien sich drehend,

recht eigentlich das Große und Nichtige der Zeit, des Volks, wie Shakespeare, jenes zu preisen, dieses zu strafen vermöchte, dann würde man einsehen, welch ein wichtiges Moment geistiger Bildung, in seiner Richtung mit keinem andern zu vergleichen, das Drama in sich faßt. Aber es kann nicht allein, etwa durch Verfertigung von Dramen, hervorgerufen werden; der Dichter, die Schauspieler, die entstehende Art der Darstellung und das Publikum müssen zugleich in- nnd miteinander tätig sein. Gewiß, es ist diese Überzeugung, die den größten Dichter unserer Zeit, die Tieck davon abgehalten hat, als dramatischer Dichter hervorzutreten. Ein solches Theater würde die eigentliche Grundlage einer wahren Poesie bilden, würde von selbst seine geistige Macht ausüben und die ganze Masse des Volks stärken und heben, daß die Gewalt der Gemeinheit weichen müßte, und der erwachte heitere Sinn zugleich als der bessere erschiene. Zu allen Zeiten lag die Neigung in den Staaten, die sich zu bilden anfingen, daß sie die Freudigkeit des Lebens als ein Ganzes fassen, alle Adern des Daseins davon durchströmen lassen und an das Höchste anknüpfen wollten. Zwar soll dieses sich in göttlicher Reinheit und Freiheit halten, wo das Volk ein christliches heißt, und nicht in sinnlicher Form aufgehen, wie bei den Griechen. Aber selbst der Katholizismus hatte seine große dramatische Kunst dicht an das Heiligtum hingedrängt. Jene war nirgends ganz ohne Bedeutung, und wie herrlich und großartig erschien sie als eine Blüte der spanischen Poesie. Der katholische Calderon, dem Shakespeare gegenüber.

Es ist mir wahrhaft rührend gewesen, wenn ich sah, wie die zwei größten Dichter unseres Volks, die eine Ahnung von der Bedeutung des Theaters hatten, ihr ganzes Leben vergebens damit zubrachten, das Drama zu heben.

Nehmen wir mit Schmerz den Verfall des Theaters wahr,

dann scheint es nicht ohne Bedeutung, daß es dem Tieck in seinem hohen Alter gelungen ist, ermuntert und dazu bewogen durch einen geistreichen König, die Morgendämmerung seiner Hoffnung zu erblicken, die er sein ganzes Leben hindurch genährt und fast aufgegeben hatte, indem das Publikum als solches in Bewegung gesetzt wird durch das alte griechische Drama und durch die freieste Phantasie des großen Shakespeare. Daß bei diesem mächtigen Versuche die Zuschauer, wie die Schauspieler, sich noch ungelenk benehmen, daß beide die Aufgabe, die sie zu lösen haben, noch nicht ganz zu fassen vermögen, ist natürlich. Die tadelnde Kritik, die freilich zuweilen nahe genug liegt, wo die Ausführung hinkt, versteht das Großartige der Unternehmung und selbst das Erstaunenswürdige des möglich gewordenen Anfanges gar nicht. Die Schauspieler fassen sich. Bei einigen drängt sich das höhere Verständnis hervor und verspricht die dicke Kruste der unbedeutenden Vergangenheit zu durchbrechen. Daß auch dem Publikum der Sinn nicht fehlt, sehen wir mit Erstaunen. In vielen in der jetzigen Zeit ganz befangenen Gemütern entsteht ein innerer Kampf, eine seltsame Unruhe, die sich nicht abweisen läßt, Publikum und Schauspieler haben eine Ahnung erhalten von der geistigen Vornehmheit des Dramas. Der tiefsinnige Felix Mendelssohn schrieb zu diesem Text die wahren Noten, und nur dem beschränkten Fanatiker, der in finsterer Einsamkeit die Geschichte in ihrem Gange abschließen möchte, der da meint, sie sei reif und habe keine Zukunft mehr, ist es erlaubt, die große Bedeutung dieser Erscheinung abzuleugnen. Sie ist keine vereinzelte, sie ist innig verbunden mit vielen andern, die freilich ernsthafter, gravitätischer, möchte ich sagen, hervortreten und noch beschränkt genug sind, um sich der Nachbarschaft zu schämen. Aber ich höre durch das verworrene Stimmen der Instrumente die Melodie durch und begrüße sie mit heiterer Freude.

Goethes Faust steht allerdings einzig da, am vorzüglichsten und reinsten, am klarsten in allen Momenten, am einfachsten und zugleich tiefsten in dem ersten Fragment, wie es frisch und in jeder Zeile gesund aus seiner jugendlichen Seele quoll. Hier beherrschte er seinen großen Gegenstand, und wo die Verwirrung am größten ist, bleibt der Verfasser und mit ihm der Leser vollkommen klar. Zu lange war dieses Fragment ein teures Eigentum meines ganzen Daseins geworden, die höchsten Probleme hatten ihren dichterischen Mittelpunkt, die bedenklichsten innern Kämpfe ihren von neuem immer erschütternden Ausdruck gefunden. Ich erschrak, als dieses Gedicht sich nach allen Seiten eröffnete, um die ganze geistig bewegte Welt in sich aufzunehmen; was in dem früheren Fragment ausgesprochen wurde, schien mir bei weitem größer, dichterischer, herrlicher. Immer bleibt es Goethe, der auch in den spätern Fortsetzungen erschien, und er kann nie unbedeutend erscheinen. Aber was der angeregte Geist in das Fragment hineingebracht hatte, sollte nun eine Gestalt annehmen, die nur mit Zwang sich festhalten ließ, und ich konnte nicht ohne Schmerzen mich von der frühern Welt, in der ich heimisch geworden war, losreißen, um mich neuen Vorstellungen hinzugeben, die mir aufgedrungen wurden und mir willkürlich dünkten. Daß Faust gerettet war, sprach sich in seinem Monolog in der Felsenhöhle, wo er zuletzt erscheint, entschieden aus; daß Margarethe nur durch den Tod von dem Grauen des Daseins, welches sie ergriffen hatte, befreit werden konnte, ist nach der Szene im Dome völlig einleuchtend, und es gibt nicht leicht einen tragischeren Schluß eines Trauerspiels, als die Bitte des hinsinkenden Mädchens: Nachbarin, Euer Fläschchen!

Ich weiß freilich nicht, inwiefern meine Ansicht von dem neuen

Faust mit seinen später hinzugefügten Fortsetzungen sich selbständig ausgebildet hat, denn Tieck war ganz meiner Ansicht, und daß seine Mitteilungen vielem einen schärfern Ausdruck gegeben haben, ist unleugbar.

Es ist, glaube ich, einem Dichter nicht erlaubt, denjenigen Lesern, die ihm am innigsten zugehören, eine bedeutende poetische Welt zu eröffnen, sie mit einem bis dahin nie gekannten Zauber der Sprache, mit einer nie gesehenen Macht der Darstellung in diese zu versetzen, durch das Tiefste seines großen Geistes das Innerste anzuregen, sie jahrelang sich selbst zu überlassen und ihnen dann, nachdem sie selbständig sich einen reichen Schatz erworben, einen Tausch anzubieten, der unmöglich ist.

Dieses Gefühl beschlich mich, als ich, von Tieck getrennt, zuerst den fortgesetzten Faust in Breslau kennen lernte. Es war ein grenzenloser Schmerz, der mich ergriff, den ich auch später nie habe überwinden können.

Ganz anders verhält es sich freilich mit der jüngeren Generation, die Faust nur in seiner erweiterten Gestalt kennen gelernt hat. Das erste Fragment ist so wenig gekannt, daß es mich oft in Erstaunen gesetzt hat. Wie das Gefühl, wie die Eigentümlichkeit unseres jugendlichen Lebens aus der gegenwärtigen Welt verschwunden ist, drängt sich uns bei einer so tiefgreifenden Erfahrung heimlich auf, und wir müssen es wohl gestehen, daß, je mehr wir mit den inneren Tiefen der Vergangenheit verbündet waren, desto fremder müssen wir in der Gegenwart erscheinen. Goethe wollte Faust in eine Konfession seines geheimnisvollsten Daseins verwandeln: aber die frische Quelle seines jugendlichen Lebens ward in ihrem Strome immer weniger kräftig; die Ansichten der Zeit fingen an, ihm wenigstens äußerlich zu imponieren, und da seine künstlerische Behandlung des Stoffes ihre Virtuosität nicht verlor, so fand die fortschreitende Zeit die Deutung ihres

eigenen Wesens in ihm, und schloß sich immer mehr an den alten als an den jungen, frischen, durchaus selbständigen, die Umgebung beherrschenden kühnen und reichen Jüngling an. Wenn ich nun auch nie meine tiefe Bewunderung für Goethe verlor, so blieb mir doch der Weg, den er später verfolgt hatte, notwendig ein fremder.

War nun die dichterische Fortsetzung des Faust nur etwas, was mich vielleicht äußerlich ergötzen, aber nie innerlich beschäftigen konnte, so mußte mich der bloße Gedanke einer szenischen Darstellung des Dramas in der Tat erschrecken; der Schatz, der mir geschenkt war, mit dem ich gewuchert hatte, dessen unter wechselnden Schmerzen und Freuden errungenen Besitz ich keineswegs aufzugeben gedachte, schien mir schon ernsthaft bedroht, als er in Worte gefaßt, in Umlauf gesetzt wurde. Nun aber sollte er der Mimik ungeschickter Schauspieler, dem bunten Tande szenischer Illusionen preisgegeben werden. Die wirklich erscheinenden Dämonen zogen die rein geistige Welt in ihre szenische Dürftigkeit hinein, und der vorzüglichste Schauspieler mußte fühlen, daß, wenn er die Rolle des Mephistopheles übernahm, er die möglichen Grenzen seiner Kunst überschritt.

Rahel von Varnhagen

Ich erhielt nun ein mir bis dahin völlig fremdes Publikum. Ich war auch in Beziehung auf meine geistige Beschäftigung und durch die ganze Art meines Lebens, durch die Neigung zur Geselligkeit von jeher mit geistreichen Frauen in Verbindung, und eine große Menge der ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen sind mir näher getreten. Freilich fielen mir auch viele der geringern Sorte nicht wenig beschwerlich. Obgleich ich nun nicht zu denen gehöre, die es wünschenswert finden, wenn der Einfluß der Frauen

in der Kirche und in der Literatur noch mehr wachsen sollte, als schon geschehen ist: so darf ich doch ebensowenig verschweigen, daß der Umgang mit ausgezeichneten Frauen mir ein wesentliches Bildungsmittel gewesen ist: daß ich diesen vieles verdanke. Ich glaube nicht, daß ein Gelehrter, der von Frauenumgang ausgeschlossen bleibt, Menschen und Leben auf eine richtige Weise aufzufassen vermag. Selbst die Art, wie geistreiche Frauen das Leben und manche wissenschaftliche Richtung in sich aufnehmen, ist wichtig, ihre Ansichten in ihrer Eigentümlichkeit sind oft lehrreich und anregend, und so darf auch ich nicht vergessen, was ich den Stunden, die ich mit den beiden so berühmt gewordenen Frauen Rahel v. Varnhagen und Bettina v. Arnim verlebte, zu verdanken habe. Mit der ersten war ich auf eine Weise bekannt geworden, die ich schon früher erwähnt habe. Meine ausgezeichnetsten Zuhörer, die im Jahre 1806 Halle verließen und nach Berlin gingen, versammelten sich um Rahel, und sie ward die Frau des einen. Sie ist als Schriftstellerin durchaus sententiös, und sie liebte es, auch im Umgange sich so vernehmen zu lassen. Sie war fortdauernd mit den höchsten Gegenständen beschäftigt, und obgleich Schriftstellerin, doch durchaus Weib; sie war nie die Schülerin irgendeines Mannes, obgleich eine Zuhörerin Fichtes; unausgesprochene Ideen beherrschten sie, aber obgleich diese nie in klarem Zusammenhange laut wurden, durchdrangen sie doch alle ihre Äußerungen in der Gesellschaft wie in Schriften. Was nun keine Darstellung finden konnte, personifizierte sie auf wahrhaft weibliche Weise in zwei männlichen Gestalten, und sie trug alles, was die innern Lebensansichten betraf, auf Goethe, alles, was das höhere Wissen berührte, auf Fichte über. Ihre unbedingte Verehrung dieser Heroen der Zeit entsprang aber nicht etwa aus einem objektiven Studium ihrer Bedeutung in der Zeit, sie schloß sich und ihr ganzes Leben an diese Personen an; sie

erkannte sich in beiden, wie die treue Frau sich in dem Gatten erkennt; sie hat Goethe nicht mit andern Dichtern verglichen, ebensowenig Fichte mit andern Philosophen; und wenn es geschah, so wurden jederzeit beide dadurch nur mehr gehoben. Daher war ihre Auffassung der Schriften beider Männer durchaus selbständig, so wie die Frau immer entschiedener eine sichere Stellung im Leben annimmt, wenn sie sich dem Gatten ganz hingibt. Sie gehörte, seit ich in Berlin lebe, in den letzten Jahren ihres Lebens zu meinem und meiner Familie anziehendsten Umgange. Man fand in ihrem Hause die bedeutendsten Männer, und ihr geselliger Kreis war jederzeit lebhaft und interessant.

Bettina von Arnim

Mit Bettina von Arnim war mein Umgang ganz anderer Art. Clemens Brentano, ihr Bruder, war einer meiner ersten Bekannten in Deutschland; Achim v. Arnim lernte ich mehrere Jahre vor meiner Verheiratung bei meinem Schwiegervater kennen, und als eben verheiratet erschien er mit seiner Frau 1811 in Halle. Es gab vorübergehende Epochen in meinem Leben, in denen mein Umgang mit ihr nicht ohne geistige Bedeutung war. Ihre reiche, höchst eigentümliche, seltsame, aber zügellose Phantasie riß mich hin, ich konnte mich ihr dann völlig hingeben, wir gelangten gemeinschaftlich in wunderbare Regionen, und ich erwachte aus einem solchen Gespräche, wie aus einem leichten anmutigen Traume. Blitzähnliche Gedanken fuhren während des Traumes durch meine Seele, wanden sich aus den mancherlei wechselnden bunten Gestalten hervor und erhielten sich wohl auch in der permanenten Form des Begriffs nach dem Erwachen. Seit sie Schriftstellerin geworden, haben diese geistigen Mitteilungen aufgehört, unsere Lebensansichten sind zu abweichend. Was als Traum einen Reiz für mich hatte, vermochte ich als ein geschichtliches Erwachen nicht

festzuhalten; aber wie genußreich mir jene früheren Stunden gewesen sind, habe ich nicht vergessen.

Fouqué

Unter den Schriftstellerinnen, die mir sonst bekannt wurden, nenne ich die Frau des de la Motte Fouqué. Den Mann hatte ich kurz nach dem Kriege kennen gelernt. Er hatte die Gewohnheit, schnell eine vertraute Stellung einzunehmen, und als ich ihn einst in einer größern Gesellschaft bei meinem Freunde H. Meyer zum ersten Male sah, zog er mich während eines Gesprächs über allerlei Gegenstände nach einem Fenster hin. Eine meiner Äußerungen gefiel ihm, und ich ward nicht wenig überrascht, als ich ihn ausrufen hörte: „Steffens, dies ist wie aus meiner Seele gesprochen, wir müssen näher miteinander bekannt werden"; er umarmte mich und begrüßte mich mit einem vertraulichen Du. Und so hatte ich schon tief in den fünfziger Jahren auf alte jugendliche Weise plötzlich einen vertrauten Freund erhalten. Ich habe nie ohne Wehmut an die letzte traurige Lebenszeit dieses Dichters, der doch einst einen bedeutenden Ruf erlangt hatte, denken können. Seine erste Frau schenkte mir das Vertrauen, in schriftstellerischen Angelegenheiten sich an mich zu wenden. Unglücklicherweise blieb ich mit ihrer Tätigkeit in dieser Richtung völlig unbekannt und habe mir in der Tat hierin eine Rücksichtslosigkeit vorzuwerfen, die ich kaum zu verteidigen vermag.

Charlotte Stieglitz

In den ersten Jahren in Berlin lebte ich in näherem geselligen Umgange nicht allein mit Rahel und Bettina, sondern auch mit der unglücklichen Stieglitz. Sie war öfter in meinem Hause und schien geneigt, mir ein immer größeres Vertrauen zu schenken. Sie war anmutig und höchst liebenswürdig; meiner Überzeugung

nach war sie geboren, eine schlichte häusliche Frau zu sein, und hätte sie ihre übrigen Talente auf eine naturgemäße und unbefangene Weise mit der anmutigen Erscheinung verbunden, so würde sie zu den lieblichsten, ja innerhalb ihrer naturgemäßen Grenzen zu den bedeutenderen Frauen gehört haben; eine verschwimmende dichterische Richtung der Zeit hatte sie völlig fanatisch irre geleitet. Sie wollte nicht einen Poeten, sondern die Poesie heiraten, und bis diese ihr persönlich erschien, blieb sie unglücklich und fühlte sich von aller Welt verlassen. Kurz vor der schrecklichen Katastrophe war es, als wenn ihr eine Beichte, die sie zu drücken schien, auf den Lippen schwebte. Wie bedauerte ich, daß sie nicht abgelegt wurde! Eine Badereise, von der sie mit getäuschten Hoffnungen zurückkam, schien sie zur Verzweiflung gebracht zu haben. Ich habe es, wie früher öfter auch hier, auf die traurigste Weise erlebt, wie Gedanken und Vorstellungen, mit welchen Männer ein mehr oder weniger gefährliches Spiel treiben, in den weiblichen Seelen sich nur zu ernsthaft fixieren und in einer verzehrenden Gestalt ihr ganzes Wesen verschlingen. So werden Frauen am leichtesten religiös-fanatisch und die grauenhaftesten Ausschweifungen des religiösen Wahnsinnes zeigten sich öfters bei diesen.

Allerdings war der Selbstmord von merkwürdigen Umständen begleitet. Die unglückliche Frau hatte sich des Abends in der Abwesenheit des Mannes erdolcht. Sie hatte die Dienstmagd zu entfernen gewußt, und alle Anstalten, um dem Tode einen heitern, ja schönen Anstrich zu erteilen, waren mit vieler Besonnenheit getroffen. Sie hatte mit eigenen Händen ihr Bett reinlich zubereitet; in weißem festlichem Gewande legte sie sich hin, ein Dolch, der zum tragischen Spiel von den verirrten Eheleuten oft gebraucht wurde, endete ihr Leben; der Stoß war offenbar mit fester Hand geführt, er war tief und sicher tötend; sie hatte nach

dem Stoß alles getan, um die Verblutung völlig nach innen zu leiten, hatte den Dolch aus der Wunde gezogen und den unglaublichen Mut gehabt, diese, so lange ihr die Kraft übrig blieb, zu verstopfen. Nur wenige Blutstropfen fanden sich vor. So lag die junge schöne Leiche festlich geschmückt im reinlichen Bette; so sah ich sie früh am andern Morgen. Das Bild wird nie aus meinem Gedächtnis verschwinden.

Ich erschrak aber nicht wenig, als ich die Äußerung der hinzuströmenden Freunde um mich her laut werden hörte. Der traurige Selbstmord ward als eine weibliche Römertat bewundert. — Kann eine Tat, die wohl begreiflich ist, aus dem ganzen Leben einer frühern geschichtlichen Epoche willkürlich in eine spätere, ganz anders gestaltete, versetzt werden? und muß, was von allen Lebensverhältnissen getragen wird und seine Bedeutung erhält, in einer christlichen Zeit nicht völlig bedeutungslos, krankhaft, ja wahnsinnig erscheinen? Es ist bekannt, daß der Wahnsinn die Besonnenheit nicht ausschließt, nicht selten sind die Beispiele von verständiger Vorbereitung zu einer wahnsinnigen Tat; ja der Seelenkranke zeigt oft Beweise von bewunderungswürdigem Scharfsinn; der Verstand verschwindet nicht, er wird dann mit allen seinen Kräften von der starren Richtung des Wahnsinnes in Anspruch genommen.

Frauenfrage

Es ist oft die Frage gewesen, inwiefern die höchste geistige Entwickelung des Geschlechts dem weiblichen Teil desselben zugänglich sein solle oder nicht. Diese Frage zu beantworten ist nicht schwierig. Die Frauen auszuschließen von dem, wozu nicht selten die Eigentümlichkeit ihrer Person sie drängt, und gewaltiger oft als die Männer, wäre höchst tadelnswert, wie eine jede aus abstrakter Reflektion entstandene Ausschließung. Wenn man frägt,

ob die Frauen einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Gesellschaft gehabt haben, so wäre es höchst töricht, es leugnen zu wollen: aber dieser wichtige Einfluß beschränkt sich auf die Familie und den geselligen Umgang. Durch den letztern wird der Familienkreis erweitert und Männer wie Frauen in diesen hineingezogen. Die stille Gewalt der weiblichen Persönlichkeit wird dann ihrer Natur gemäß entwickelt, das Geheimnis der Weiblichkeit, das Höchste, Tiefste und Unergründlichste, erscheint, ohne verraten zu werden. Eine andere Frage ist, ob die Frauen unbedingt öffentlich, ob sie als Schauspielerinnen und als Schriftstellerinnen hervortreten dürfen. Diese Frage ist oft genug bald so, bald anders behandelt. Alle allgemeinen Fragen der Art, wenn sie in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt und beantwortet werden, führen zu einem schiefen Resultat. — Freilich, wenn untersucht wird, ob in dem ganzen Gange der Geschichte die Schriften der Frauen ein wesentliches Moment für die Entwickelung des Geschlechts gebildet haben, dürfte die Antwort selbst etwas zweifelhaft ausfallen. Frauen sind, wenn von geistiger Auffassung die Rede ist, reflektionslos, und ohne Reflektion findet keine geordnete geschichtliche Entwickelung statt. Daher ist ihr Einfluß auf die Literatur zwar zuweilen groß, aber vorübergehend, und in unsern Tagen, wo alles sich berührt und erweitert, darf man wohl behaupten, daß die Schriftstellerei der Frauen dem geselligen Gespräche immer verwandter wird. Ich besinne mich vergebens auf eine Schriftstellerin, die durch ihre Schriften (und es waren immer nur dichterische) einen bleibenden Ruf für alle Zeit erworben hätte. Mir schwebt nur die einzige Sappho vor. Die sogenannten gelehrten Frauen spielten immer eine untergeordnete Rolle. Daß die überhandnehmende Schriftstellerei der Frauen in unsern Tagen keineswegs wünschenswert sei, wird ein jeder gestehen. Einige freilich zeigen ein schönes Talent, besonders wo es darauf an-

kömmt, Szenen, die durch Verwickelung hervorgerufen sind, einfach darzustellen; häusliche Begebenheiten, wie sie erscheinen, klar aufzufassen, die Umgebung der Natur und der Menschen zu gruppieren. Wir möchten Schriften der Art, wie die der Friederike Bremer, der Memoiren schreibenden Französinnen, und vor allen die Schriften der Verfasserin von Godwie-Castle, selbst bei dieser geschichtlichen Betrachtung nicht entbehren, wenngleich die Versuche höherer geistiger Auffassung weniger gelungen genannt werden müssen.

Naturwissenschaft und Mystik

Die Naturwissenschaft ist recht eigentlich ein neues Organ der Geschichte geworden, mit ihr erhielt das Geschlecht eine eigene Aufgabe, die es selbständig zu lösen berufen war. Alle Wissenschaft war, wie sie früher erschien, mehr oder weniger Reminiszenz, sie lebte in der großen alten klassischen Zeit und hatte noch keine mächtige, alle Geister durchdringende eigene Gegenwart erhalten. Ja dasjenige, durch welches der Mensch seine innere geistige Selbständigkeit äußert und Person wird, die Sprache, gehörte der alten Zeit zu; die eigene blieb eine geistig untergeordnete. Aber selbst diese neue Aufgabe der Zeit, obgleich eine eigene, mußte sich erst in der strengen Zucht ausbilden. Der erwachte Geist bewegte sich, aber mit seiner Erde, die er bewohnte, in all seinem Erkennen, insofern dieses eine Zukunft entwickeln sollte, nur mit ihr. Aus einer naturwissenschaftlichen Beobachtung entsprang durch Kopernikus diese neue Richtung. Sie war durch die inneren Widersprüche, die den Tod einer überlieferten Lehre herbeiführten, vorbereitet, eingeleitet, und das Alte starb nur durch die Gewalt des Neuen, welches sich immer mächtiger und herrschender aussprach. Newton hätte ohne Kepler, dieser ohne Kopernikus sich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fan-

den durch Kopernikus eine neue geistige Beschäftigung, die noch immer alle Geister bewegt. Fast hundert Jahre waren seit der ersten großen Beobachtung verflossen, ehe sie in die allgemeine Geschichte hineintrat und eine neue Zeit schuf. Dann aber zeigte sie ihre Gewalt nach allen Richtungen. Kepler verfolgte die kosmische, Galiläi ward, von dieser Beobachtung ausgehend, der erste beobachtende experimentale Physiker, mit ihm Gilbert, dessen experimentierende Richtung nicht zur Reife kam, weil er der tieferen, inneren Bewegung der Dinge, durch welche sie sich anziehen und abstoßen, nachspürte, die klarer aufzufassen und in ihrem bis in das Innerste dringenden allseitigen Umfang fester zu bestimmen die Aufgabe einer spätern Zeit ward. Dunkler noch, aber dennoch auf eine geistig lebendige Zukunft hindeutend, drang die Ansicht des Kopernikus in die tiefste Philosophie hinein durch Jordanus Brunus, und dieser ward der erste Märtyrer eines Erkennens, welches in seinem mystisch-religiösen Kleide selbst das tiefste Christentum bewegte, durch Jakob Böhme.

Das herrschende Prinzip, das innerste, blieb aber das kosmische. Wir werden bei einer jeden Betrachtung rein aus uns selber hinaus verwiesen, der Masse und ihren Gesetzen unterworfen, einer äußern Unendlichkeit preisgegeben. Diese offenbart nur eine Gesetzmäßigkeit, deren Gesetz fortdauernd verborgen bleibt. Wenn wir von einer uns fremden Unendlichkeit abhängig sind, ja in ihr untergehen, werden alle Dinge nicht in sich, sondern nur in ihren äußeren Verhältnissen gegeneinander erkannt, und die scharfe Auffassung dieser Verhältnisse, die exakte Physik, bildete die strenge mathematische Logik; die einzig mögliche wissenschaftliche Konsequenz für die Naturbetrachtung war die Mathematik.

Aber dieser mathematischen Richtung der Physik gegenüber erhielt die Betrachtung der Organisation, die alle Mathematik ausschließt, in der Geschichte einen immer größern Umfang; der Be-

griff organischer Einheit aller lebendigen Formen wird immer mächtiger und verspricht neben der Gravitationslehre die ihr gebührende geschichtliche Stelle einzunehmen. Diese Ansicht des allumfassenden Lebens war es, die meine Jugend, ja meine Kindheit beherrschte. Was ein nicht zu durchdringendes Gefühl ahnungs- und sehnsuchtsvoll suchte, war nicht irgendeine bloß äußerliche Beziehung der Natur, sondern jene innere geistige Einheit in allem, daher war mir das Geringste so lieb, daher war mir das kleinste Gras eben in seiner bestimmten Form so viel wert und trat mit dem unbedeutendsten Insekte in ein inneres, ich möchte sagen persönliches Verhältnis. Dunkel schwebte mir dieses bei allen meinen Studien vor, und indem ich fremde Ansichten aufnahm und teilte, kehrte ich dennoch immer von neuem zu dem zurück, was freilich lange nur freie Phantasie, eine mehr dichterische als wissenschaftliche Bedeutung hatte. Was Schelling mir ward, ist bekannt, ja ein Hauptthema meiner Lebenserinnerungen ist eben dieser Trieb, der mich zu Schelling führte und meinem Leben seine eigene Bedeutung gab. Mir aber ist das, was ich Naturphilosophie nenne, nichts anderes als die Überzeugung, daß eine organische Konsequenz sich in der Geschichte ausbilden will, eine solche, die in allem, was Gegenstand der Forschung ist, ein Eigenes, sich aus sich selbst Entwickelndes anerkennt und durch diese Anerkennung erst seine Bedeutung für das Ganze zu fassen vermag.

Sektierer

Als ich in Kopenhagen 1803—1804 meine Vorträge hielt, erfuhr ich nun zu meinem Erstaunen, daß eine Klasse von Menschen auch dort lebte, deren Dasein mir vollkommen unbekannt war. Es waren die Rosenkreuzer, entschiedene Swedenborgianer und solche, die an den Verbindungen beider teilnahmen. Einige

waren wohl auch mystische Freimaurer; es waren Männer aus allen Ständen, doch meist solche, die in untergeordneten Verhältnissen lebten: einige ohne alle gelehrte Bildung; viele, durch fortdauernde Beschäftigung mit einem hohen Gegenstande entwickelt, zeichneten sich durch eine edlere Sprache, ja selbst durch klare Darstellung und einfache Auffassung einzelner Ideen auf eine Weise aus, die mich nicht selten in Erstaunen setzte, aber ihre ganze Ansicht war mir doch durchaus fremd. Aus der klaren Darstellung vereinzelter Verhältnisse, die mich anzogen, fielen sie plötzlich in ein grundloses mystisches Dunkel, in welchem ich mich durchaus nicht zurechtfinden konnte. Überhaupt haben alle in geheimen Gesellschaften vereinigte mystische Sekten von jeher für mich etwas Zurückstoßendes, Unheimliches, Gespensterhaftes gehabt, so wie alles verborgene Abschließen meiner Natur entschieden zuwider war. Wer meine Schriften kennt, weiß, wie selbst diejenige Gesellschaft, die sich entschieden an die Denkweise der Zeit anschloß, die Freimaurerei, von mir bekämpft wurde. Fanden es doch sogar vier ausgezeichnete Freimaurer, als Repräsentanten verschiedener Logen, von vier verschiedenen Gesichtspunkten aus notwendig, vereinigt mich zu widerlegen. Die Rosenkreuzer nun, die mich in Kopenhagen aufsuchten, erkannten bald, wie unverständlich sie mir waren, wenngleich einige durch einzelne Äußerungen mich anzogen und einen positiveren Grund ahnen ließen. Mehrere kamen nach dem ersten Besuche nicht wieder; einige wollten die Hoffnung, mich zu gewinnen, nicht sobald aufgeben. Nach und nach verschwanden sie aber alle. Mein Umgang mit diesen Männern hat gar keine Spur eines geistigen Einflusses auf mich hinterlassen.

Als ich aber nach Halle kam, fand sich unter meinen Zuhörern ein seltsamer Mensch, der in der Tat eine Rolle in meinem Leben gespielt hat. In den glücklichen Jahren 1805 und 1806,

vor dem Kriege, studierte in Halle ein gewisser J., der Sohn eines Grobschmiedes. Er hatte schon im höhern Alter angefangen zu studieren und zeichnete sich durch eine entschiedene mystisch religiöse Richtung aus. Jakob Böhme und Paracelsus, früher so unbedingt verworfen und verachtet, wurden wieder aufgesucht, geschätzt. Die Jugend erfuhr, daß der Mystizismus eine bedeutende und tiefe Rolle in der Geschichte der geistigen Entwickelung des Geschlechts gespielt habe. Es waren eben die tiefsinnigsten Philosophen, die ihre geheime Verwandtschaft mit den Mystikern nicht zu verleugnen vermochten. Leibniz, wie später Lessing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuster Jakob Böhme gesprochen. In der geistig aufgeregten Stimmung, in welcher man damals lebte, war es wohl zu erwarten, daß eben die bedeutendsten jungen Männer sich freuten, mit einem aus sich selbst herausgebildeten ursprünglichen Exemplar eines Mystikers in nähere Berührung zu treten. Irre ich nicht, so war Marwitz derjenige, der zuerst auf ihn aufmerksam machte; er hatte ihn schon in Berlin als Schüler auf dem Gymnasium kennen gelernt.

J. war in der Tat ein seltsamer Mensch, er lebte in der tiefsten Armut und wurde von seinen Freunden erhalten. Auf die Art seines Mystizismus, die doch zum Teil aus den Ansichten der Naturphilosophie, verbunden mit einigen Lehren früherer Mystiker, entstanden war und sich fortbildete durch eigene Grübeleien, tiefer einzugehen, halte ich für überflüssig; auch würde ich kaum fähig sein, eine ausführliche Darstellung zu geben. Manches, was ich von ihm hörte, stimmte mit dem, was mir von Kopenhagen aus bekannt war, überein; ich selbst war von dem eigenen Denken zu gewaltsam ergriffen, um mit Aufmerksamkeit ein fremdes Grübeln zu verfolgen. Aber der Einfluß, den er auf meine besten Zuhörer ausübte, zog doch meine Auf-

merksamkeit auf ihn. Daß er sich so unbefangen ernähren ließ, schien mir allerdings etwas verdächtig, aber ich wagte kein hartes Urteil über ihn zu fällen, und etwas Ursprüngliches, welches ihn in geistige Bewegung setzte, glaubte ich anerkennen und achten zu müssen. Als die Studierenden durch den Krieg zersprengt wurden, verlor er die Unterstützung der abgegangenen Freunde, aber einen hatte er ganz für sich gewonnen. Es war ein in der Tat merkwürdiger junger Mann, der Sohn eines reichen Schulzen aus Schlesien. Dieser hatte, von seiner frühen Jugend an, aus besonderer Neigung sich mit der Geographie beschäftigt, zeichnete sich besonders durch seine Kartenkenntnis aus und besaß eine sehr schätzbare Sammlung. Seine treue Anhänglichkeit an J. bewunderte ich. J. lebte während der französischen Herrschaft in Halle von seinem Freunde unterstützt; aber diese Unterstützung reichte keineswegs hin; wirklich verschwand eine jede Summe, die man ihm schenkte, mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich hörte lange nichts von ihm.

Während der schönen Zeit, als er in der Mitte meiner Zuhörer lebte, sah ich ihn kaum. Ich hatte eine natürliche Abneigung gegen alle Fanatiker; auch nachdem ich unter der westfälischen Herrschaft nach Halle zurückgekehrt war, blieb er mir lange unsichtbar; endlich erschien er, im hohen Grade aufgeregt. „Ich werde verfolgt," sagte er, „mein Leben ist in Gefahr, ich bitte um Ihren Schutz." Ich konnte diese Gefahr nicht begreifen; man war damals in Halle völlig tolerant, die französische Herrschaft würde einen jeden, wie absonderlich seine religiösen Ansichten auch sein mochten, beschützt haben. „Wenden Sie sich an die Obrigkeit," antwortete ich ihm, „einer ernsthaften Gefahr können Sie kaum unterworfen sein." Nun erfuhr ich folgende Geschichte, die freilich beweist, bis zu welchem Grade sein Fanatismus gestiegen war. Er war in Verhältnisse geraten, die von

Rechts wegen in seiner nächsten Umgebung zu einem großen Ärgernis Veranlassung geben mußten. Er wohnte bei einem armen Bürger, der sich in der blühenden Zeit der Universität als Studentenaufwärter ernährt hatte, jetzt aber, da wenige Studenten da waren, und unter diesen eine große Armut herrschte, in Not war. Die Frau dieses Mannes war nicht mehr jung — sie hatte einige Kinder —, sie war höchst gemein, ja, wie ich sie später leider kennen lernte, widerwärtig. Nun hatte sich ein, freilich sehr kleiner Kreis geringer Bürger um J. versammelt. Es entstand eine Art Gemeinde, dessen Mittelpunkt und Oberhaupt er war. Von welcher Art diese Gemeinde war, weiß ich nicht, denn ich hütete mich wohl, ihr nahezutreten. Er hatte sich indessen eine große Gewalt über dieselbe zu erwerben gewußt, seinen armen Wirt beherrschte er ganz. Diesem wußte er nun das Verhältnis zu seiner Frau als ein höchst sündhaftes, ja verdammliches darzustellen; zur Rettung seiner Seele müsse er die Ehe trennen. Der Mann schied sich daher von seiner Frau, und J. heiratete sie, indem er in einer Versammlung seiner Anhänger selbst die Trauung verrichtete. „Du warst", so redete er das Weib an, „bis jetzt eine Frau für die Welt, aber eine H... für Gott, von jetzt an sollst du in der Welt für eine H... gelten, aber in Gottes Augen eine rechte Frau sein." — Daß ein solches widerwärtiges Verhältnis, wenigstens in seiner nächsten Umgebung, nicht verborgen bleiben konnte, war zu erwarten. Viele zogen sich zurück, wohl auch einige Mitglieder seiner Gemeinde. J. selbst war völlig unfähig, irgend etwas für den Erwerb zu unternehmen. Armut, Schmutz und Gemeinheit herrschten nun in dem Kreise, mancher verachtete, einige haßten ihn wohl, und es war nicht unwahrscheinlich, daß er körperlichen Mißhandlungen ausgesetzt war. Die derbe unverdorbene Denkweise greift bei solchen Gelegenheiten zu fühlbaren Argumenten, die man kaum zu tadeln wagt.

Indessen hatte J. gewußt, einen jungen Mann, einen Theologen, ebenfalls zu gewinnen. Welche wunderbar ansteckende Gewalt in krankhaften religiösen Ansichten herrschen kann, zeigte sich nun auch hier. Der junge Mann hatte eine Braut in Berlin, er wanderte mit ihr von da nach Halle, um sich von J. trauen zu lassen.

Ein furchtbar widerstrebendes Gefühl durchdrang mich, als ich diesen aus wahnsinniger Theologie, mißverstandenen Philosophemen, aus sittlicher Gemeinheit, Schmutz und Armut zusammengewobenen Fanatismus entdeckte; es war ein Ekel, der mich auch physisch angriff, und es schien mir völlig unbegreiflich, wie ein solcher Mensch jemals irgendeinen Einfluß auf edlere Geister hatte ausüben können. Ja selbst auf meine eigene Tätigkeit, wie sie in der glücklichen Zeit so heiter und lichtvoll erschien, warf sich durch diese Nachbarschaft ein finstrer Schatten, der mich mit Angst erfüllte.

Berlin

Berlin war von jeher eine kritische Stadt, eine jede höhere Bildung befolgte diese Richtung. Das nihil admirari ist nirgends so entschieden ausgebildet, wie hier; eine jede geistvolle Produktivität, ein jeder geistig anziehende Genuß wird vorläufig abgewiesen; man findet in der Hingebung etwas Knechtisches, der Selbständigkeit des Mannes Unwürdiges; und selbst eine beschränkende Religiosität, wo sie erwacht, wird ausschließend doktrinär, richtend. Hegel konnte vielleicht in ganz Deutschland keine Stadt finden, die ihm für die Ausbildung seines Systems günstiger war. Ein allgemein kritischer Sinn hebt die selbständige Stellung vor allen hervor; der Genuß, der aus einer mittelbar bewundernden Hingebung entspringt, stumpft sie dahingegen ab, und der Gegensatz zwischen Wien und Berlin ist eben, indem

man beide Städte in dieser Beziehung miteinander verglich, sprichwörtlich geworden. Die Herrschaft über die Geister, die Berlin seit Friedrich des Zweiten Regierung zu erringen anfing, die allerdings während einer traurigen Mittelepoche nach dem Tode des großen Königs erschlaffte, ja ganz unterzugehen schien, gründet sich auf diese Eigentümlichkeit. So sehr dieses geistige Übergewicht Berlins besonders im südlichen Deutschland angefeindet wird, so liegt doch in der Art dieser Anfeindung selbst die unwillige Anerkennung verborgen; aber eben daher findet eine Duldung untergeordneter Art hier in einem höhern Grade statt, als in irgendeiner andern größern Stadt Europas. Das stark hervortretende Bewußtsein des eigenen Wertes gibt den sichern Maßstab des Urteils in jeder Richtung. Nicht allein bei der Universität, ebenso bei den verschiedenen Behörden hat sich diese schlechthin richtende Gesinnung hart ausgebildet, und wie die preußischen Beamten in den der Monarchie in neueren Zeiten hinzugefügten Provinzen erschienen sind, ist allgemein bekannt. Eine solche entschiedene Sicherheit des Urteils ist weit von einer eigentlichen Anerkennung entfernt. Sie sieht auf eine fremde Eigentümlichkeit, die jenseit des richtenden Maßstabes liegt, mit einer Art Mitleid herab; ihre Ohnmacht ist evident, und so läßt man sie in ihrer Schwäche gewähren.

Aber ein solches Übergewicht des Kritischen, eine solche nationale Zentralisation des Geistes ist in der tiefern geschichtlichen Entwickelung dennoch nur relativ. In dem Fortgange des Geschlechts liegen die Quellen der fortdauernden Produktion, und die Kritik würde allen Sinn verlieren, wenn sie versiegten. Das eben macht Berlin so interessant. Wie stille Gemeinden bilden sich hier enge geistige Kreise ganz eigentümlicher Art, der, wie es scheint, alles verschlingenden Kritik gegenüber. Sie sind in sich gesichert, denn der Feind glaubt gar nicht an ihre eigentliche positive Existenz.

Die Gründe, aus welchen sie hervorquellen, sind ihm unbekannt, und er ahndet nicht, wie stark bewaffnet und mächtig sie werden können. Es ist in der Tat auffallend, in welcher beständigen fruchtbaren geistigen Gärung Berlin dadurch erhalten wird. Während Paris sich ein halbes Jahrhundert hindurch von wenigen politischen Begriffen, bald so, bald anders modifiziert, bewegen ließ, und alle vorübergehende Ordnung aus einem praktischen Geschick, mit welchem ein Gegebenes mit Präzision aufgenommen und exakt bestimmt ward, entsprang, regte sich bei uns die innerste geistige Mannigfaltigkeit in großer Freiheit und Bedeutung, unter einer, wie es schien, alles unterdrückenden Zucht eines starren, anscheinend unüberwindlichen Formalismus. Die militärische Disziplin der Hegelschen Philosophie vermochte diese Freiheit des Geistes ebensowenig zu unterdrücken, wie die Wachtparade den lebendigen freien kriegerischen Sinn. Dadurch erhält Berlin für denjenigen, der sich in diese Stadt innerlich hineingelebt hat, einen so großen, ja unwiderstehlichen Reiz. Die Natur der Umgebung hat nichts Lockendes, die mannigfaltigen Quellen äußerer Belustigungen und die leichte Zugänglichkeit zu mancherlei zerstreuenden Genüssen bieten sich nirgends dürftiger dar, als in Berlin. Erst in der neuesten Zeit scheint ein äußerlich bewegteres Leben sich gestalten zu wollen: aber die Stadt hat ihren lacedämonischen Charakter unter den europäischen Hauptstädten nie ganz verloren. Nur dadurch ist sie auf eine bedeutende Weise davon verschieden, daß sie bei ihrer strengen äußern Kälte eine innere atheniensische Glut bewahrt.

Ein Fremder, der nach Berlin kommt, begreift nicht, wie man, ohne durch zwingende Verhältnisse gebunden zu sein, sich zu einem längeren Aufenthalte in Berlin entschließen kann: und dennoch leben hier so viele, die auf immer gefesselt sind von Berlin, wie die Künstler von Rom und der Weltmann von Paris. Ich ge-

stehe, daß ich mich höchst unglücklich fühlen würde, wenn ich auf meine alten Tage genötigt sein sollte, meinem Aufenthalte in Berlin ganz zu entsagen, obgleich das Bedürfnis, mich jährlich auf eine längere Zeit in stiller Einsamkeit in eine liebliche Gegend zurückzuziehen, immer heftiger, ja unwiderstehlicher wird.

Was mir am meisten gefällt, ja was ich bewundere, ist die Ruhe, mit welcher die Stadt im allgemeinen alle Angriffe erduldet. In keiner Hauptstadt bilden sich so unangefochten Kreise, die es unbefangen gestehen, daß es ein Unglück sei, in dieser kalten und von Gott und Menschen verlassenen Natur zu leben. Dichter verschmähen es nicht, sich alle Mittel eines bequemen Lebens von hier aus zu verschaffen, mit der Beute davonzueilen und in leichten Versen Menschen und Gegend zu schmähen. Was anderswo einen heftigen Zorn erzeugen würde, wird hier belächelt. Man vergleiche nur die leidenschaftliche Erbitterung gegen Berlin, die sich nicht selten in Süddeutschland auch öffentlich Luft macht, mit der stolzen Gleichgültigkeit der Berliner, die etwas Verletzendes hat und die Erbitterung begreiflich machen würde, wenn nicht aus der Mitte der Einwohner selbst sich nicht selten eine Zustimmung hören ließe, so daß es als etwas geistig Vornehmes gilt, mit allen seinen Wünschen in südlichern Gegenden zu leben und Klagen laut werden zu lassen, die den Ovidischen aus dem Lande der Geten nur zu ähnlich sind.

Königtum

Ein geschichtlich grübelnder Mensch, dessen Ansichten der Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft ihm Religion geworden sind, wird, wenn er das seltene Glück hat, einem zukünftigen Herrscher nahezutreten, tief ergriffen; ein königliches Dasein ist jederzeit mit der Geschichte der Gegenwart nicht bloß äußerlich verflochten, sondern innerlich identifiziert. Es gibt kein allgemeines

Verhältnis des Volkes, welches uns erlaubte, von der Persönlichkeit des Herrschers zu abstrahieren; und welche eigentümliche Richtung diese auch ausdrücken mag, immer bewegt sich in ihr ein Größeres, Allgemeineres, so daß derjenige Herrscher, von dem man imstande wäre, dieses zu leugnen, bis zu einem bedauerlichen Grade geistiger Schwäche herabgesunken sein müßte. Selbst in solchen Staaten, wie in Frankreich, wo man einen König gewählt zu haben scheint, um etwas zu haben, woran man sich mit Bequemlichkeit reiben könne, um auf die lustigste Weise eine Tugend zeigen zu können, die man Freimütigkeit nennt, nur daß ihr das eine notwendige Element, um eine solche zu sein, völlig entgeht, nämlich die mit ihren Äußerungen verbundene Gefahr. In einem Staate, in welchem der umgekehrte Fetischismus der modernen Barbarei die lebendige Persönlichkeit des Königs in einen toten steinernen Götzen verwandelt, wie die rohen Neger ihre Puppen in eine lebendige Persönlichkeit; die sie aber dann auch, je nachdem sie mit ihr zufrieden sind oder nicht, wie die Franzosen ihren König, anbeten oder mißhandeln; wo man einen König hat, der herrschen soll, ohne zu regieren, und damit er in einen bloßen Götzen verwandelt werde, da sein soll, ohne tätig zu sein — selbst in einem solchen Staate drängt sich das Einzelne und Zerstreute in der Form einer das Ganze umfassenden Allgemeinheit an die beschränkte Persönlichkeit und lenkt unsichtbar die Bewegungen aller Organe des Staats, selbst der nächsten, wider ihren Willen.

Man behauptet, eine reine Monarchie sei deswegen eine geringere Regierungsform, weil sie in Despotie ausarten könne. Ist denn wirklich eine orientalische Tyrannei, ausgeübt durch einen europäischen Herrscher, als die Tat eines einzelnen denkbar? Stirbt nicht der despotische Gedanke einem starken, Gerechtigkeit und Ordnung liebenden Volke gegenüber in seiner Geburt, und beweist nicht dieses die Geschichte aller neuern Zeiten? Allerdings

sind auch die Revolutionen nicht bloß aus der Willkür zu deuten, die Macht einer sinnlichen Majorität und die Ohnmacht der königlichen Gewalt sind Symptome derselben Krankheit eines unglücklichen Volks. Gibt es irgend etwas geistig Unsichtbares, so ist es die Volksmacht, die in der Einheit der königlichen Person ihren wahren Repräsentanten findet. Sie stellt die schlanke Persönlichkeit dar, die frei den Blick zum Himmel wendet, in fröhlicher Gesundheit jedem Gliede, ja jeder Faser ihre naturgemäße Bildung und Bewegung gönnt. Ein solches Königtum, sagt ihr, sei ein Traum, eine solche Persönlichkeit keine menschliche, sondern eine göttliche. Aber wie das, was wir Gewissen nennen, hat es nur irgendeine Bedeutung, nicht an unseren sinnlichen Handlungen einen Maßstab findet, sondern nur an der Idee der Sittlichkeit, die nie in ihrer Reinheit zu erscheinen vermag; wie das Edle und Hohe in der Kunst nur erreicht werden kann, wo der Künstler durchdrungen ist und in einem Höheren lebt, als er je durch Wort oder Gestalt darzustellen vermag: so gibt es kein christliches Volk, welches jemals zu Macht und geistiger Größe gelangen kann, wenn es nicht das Heiligste und Höchste hervorzuheben und persönlich zu gestalten sucht. Wird der König euer Knecht statt Gottes, so ist notwendig eure Freiheit mit seiner, der königlichen, verschwunden.

Verhältnis zum Kronprinzen Friedrich Wilhelm

Es war ein Glück für mich, daß mein Verhältnis zum Kronprinzen einen positiven und bestimmten Inhalt hatte, in welchem ich, meiner Eigentümlichkeit nach, ihm gegenüber tätig hervorzutreten vermochte. Denn in der Tat, der Inhalt war eine Angelegenheit, die, obgleich innerhalb eines sehr engen, ja wie es schien, geistig beschränkten Kreises, dennoch als geschichtliche Zukunft eine große und wichtige genannt werden mußte; eine An-

gelegenheit, die zugleich das Recht hatte, sich als die allerpersönlichste zu äußern, und eben dadurch in der reinsten Gestalt erschien. Wenn sonst ein persönliches Verhältnis sich in der Nähe eines hohen Herrn geltend machen will, so wird dadurch die Zuneigung gefährlich berührt und nicht selten getrübt: hier durfte die allerinnerste Persönlichkeit sich unbefangen äußern, ohne dieses zu befürchten. Ich trat eben in der hoffnungslosesten Zeit als der Repräsentant der verfolgten Lutheraner dem Kronprinzen gegenüber. Er ist ernsthaft religiös erzogen. Wie der tiefe religiöse Sinn eine christliche Umgebung in seine Nähe zog, ist allgemein bekannt und erregte nicht selten Furcht und Tadel. Daß ein beweglicher, lebhafter Prinz, ein Jüngling, der zu den Geistreichsten seiner Zeit und seines Landes gerechnet werden mußte, eine solche Richtung durch das bunte Hofleben hindurch nicht als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke, vielmehr als innere Gesinnung festhielt, ist in der Tat erstaunenswert; denn diese Gesinnung hat das lebhafte Interesse für die mannigfaltigsten geistigen Richtungen nicht geschwächt, vielmehr gestärkt. Die Neigung für Wissenschaft und Kunst in allen Richtungen zeichnet ihn aus. Wo eine starke, entschiedene, geistige Eigentümlichkeit sich in sicherer Form ausspricht, sei sie wissenschaftlicher oder künstlicher Art, da wird sie von ihm nicht bloß anerkannt, nicht bloß geschätzt, ihr wird zugleich gehuldigt, und sie fühlt sich in ihrem innersten Wesen geehrt. So ist er wie wenige andere Fürsten berufen, einem jeden Talente die Zuversicht zu sich selber zu schenken und es in seinem weiten Staate, ja in ganz Deutschland fruchtbringend hervorzurufen. Er lebt im innern, verborgenen, geheimen Bunde mit allen keimenden Geistern der Zeit, und wo eine lebendige Produktion keimt, die eine reiche Zukunft verspricht, da tritt die lichtvolle Atmosphäre, in welcher sie wachsen und gedeihen soll, als schützender Lebenshauch ihr entgegen. Dieses

geistige Anerkennen, diese Achtung für eine jede wissenschaftliche oder künstlerische Eigentümlichkeit war es besonders, die mir für die Zukunft so vielversprechend entgegentrat, und selbst die überwiegende Neigung, sowie das ursprüngliche ausgezeichnete Talent für die Kunst ward mir sehr bedeutungsvoll. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit wurden alle künstlerischen Gegenstände aufgefaßt und in ihrer Eigentümlichkeit festgehalten. Ein hoher Herr muß oft in kurzer Zeit eine Masse von Gegenständen flüchtig, wie es scheint, übersehen. Nun waren eben künstlerische Gegenstände solche, die ich in seiner Begleitung öfters zu betrachten Gelegenheit hatte, und ich war nicht wenig erstaunt, wenn der Prinz nach langer Zeit mit der größten Genauigkeit uns darstellte, was er, wie es schien, nur in einem schnell vorübergehenden Momente flüchtig gesehen hatte. Ein solches sicheres Auffassen, welches den Inhalt mit Klarheit behält, ein Gedächtnis der Anschauung, die in jedem Augenblick zur lebendigen Erinnerung wird, ist aber für einen Herrscher eine außerordentliche, erfolgreiche und wichtige Gabe; sie ist bei unserm König keineswegs auf die Kunst beschränkt. Lokalitäten, die er auf seinen vielen Reisen in großer Menge sah, schweben ihm zu jeder Zeit mit außerordentlicher Klarheit vor; was ihm bei seinen Studien eine sichere Gestaltung gewann, verschwindet nie: und wer kann leugnen, daß eine solche Gabe für den Herrscher eines mächtigen Reichs eine überaus günstige genannt werden muß? Was nicht mit der verschwindenden sinnlichen Gegenwart sich verliert, was in der Permanenz des innern Lebens als Anschauung festgehalten und in seiner eigensten Weise behalten wird, das erhält notwendig einen innern Wert, eine Schätzung, die nicht bloß mit dem vorübergehenden Eindruck verknüpft ist. Ich erwähne diese Gabe, die mir ein Gegenstand mannigfaltiger Betrachtung ward und die Grundlage einer zukünftigen reichen

Tätigkeit schien, hier, weil sie sich mir besonders aufgedrungen hat.

Was mich mit dem zukünftigen Herrscher verband, waren nun aber vorzüglich die kirchlichen Angelegenheiten. Es ist bekannt, wie wichtig diese ihm erschienen, nicht allein als solche, die von einem besonnenen Regenten, wo sie im Volke laut werden, nie übersehen oder mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelt werden dürfen, sondern auch als solche, die ihn selbst durch eine tiefe christliche Gesinnung innerlich bewegten. Wenn es für einen jeden Menschen in unsern Tagen eine bedenkliche Sache ist, sich als einen Christen zu bekennen; wenn ein solches Bekenntnis das einzige ist, welches in allen Ständen und in den allerengsten Lebensverhältnissen, wie in den mächtigsten und größten, auf den nämlichen Widerstand stößt: so ist dieser doch am bedenklichsten da, wo er den Herrscher trifft. Die Masse, wenn sie zu der Überzeugung gekommen, daß der Regent ernsthaft christlich gesinnt ist, wird in unsern Tagen alle jene Vorurteile gegen das Christentum, auf welche sie eben ihren beschränkten Stolz gründet, den sie wohl sogar als ein Zeichen ihrer höhern Bildung schätzt und hochhält, dem Regenten gegenüber geltend machen: und dennoch ist das offene Bekenntnis des Christentums eine unbedingte Forderung, wenn es dem Menschen Religion geworden ist. Diese muß die Trägerin aller Lebensverhältnisse sein und wird unbedingt und rücksichtslos als eine solche erscheinen. Aber das muß dem Könige einleuchten, daß diejenigen, die, von äußeren Verhältnissen gedrängt, in ihrer religiösen Überzeugung schwankend werden, nicht die treuesten Untertanen sein können.

Der Kronprinz war, seinem religiösen Bekenntnisse nach, nicht in der strengen lutherischen Orthodoxie erzogen, er war ein Calvinist, d. h. er gehörte einer Kirche zu, die sich in der Abendmahlslehre zwar der lutherischen Ansicht näherte, ohne doch in diese

überzugehen. Er wünschte, wie sein Vater, ein brüderliches, christliches, ja kirchliches Zusammenleben beider Konfessionen: aber dies sollte nicht, wie die Behörden wollten, durch irgend eine Spur von Zwang herbeigeführt werden.

Die Zeit war höchst bedenklich. Die Juli-Revolution bedrohte nicht allein Frankreich, sondern mehrere Orte Deutschlands. In einer solchen Zeit, in welcher die innere Ordnung des Staats aufrecht zu erhalten, seine Würde zu befestigen, das gebotene, ja heilige Geschäft des Regenten ist, darf die Regierung sich nicht in spitzfindige Religionsstreitigkeiten einlassen. Wenn das Haus brennt, muß man das Feuer löschen, nicht grübeln und die Zeit mit untätigen Erbaulichkeiten verschwenden. Der Kronprinz dachte, als er die Verirrung der geistlichen Behörden sah, an die unglückliche byzantinische Zeit.

Aber eben weil der Staat als solcher sich nicht in Streitigkeiten der Art zu mischen hatte, mußte er eine jede Konfession, die schon seit Jahrhunderten ein geschichtliches Recht des Daseins erworben hatte, in ihrer Art gewähren lassen, so lange sie aufrichtige und eifrige Bekenner zählte. Ja dem Kronpinzen erschienen, den mächtigen Behörden gegenüber, jene, die ihr ganzes Dasein für ihre Religion einsetzten, achtungswert und jeder Teilnahme würdig. Er sah es ein, daß für eine kirchliche Ordnung im Staate, wie in den Familien, eine Sicherheit der Lehre, nicht wie sie durch Anordnungen und Verfügungen von außen, ebensowenig durch immer erneuerte spitzfindige theologische Streitigkeiten, die nur die Gemüter verwirren, sondern, wie sie als religiöse Grundlage des sittlichen Familienlebens sich ruhig entwickelnd fortpflanzte, etwas durchaus Wünschenswertes sei und auf jede Weise geschützt und erhalten werden müßte. Ja ich erkannte in ihm die wahre Toleranz, wie sie in unsern Tagen immer seltener wird; jetzt, da man für alles, was man schützen soll, nur ab-

strakte Ausdrücke sucht und findet, nur Servile, Liberale, Legitime, Radikale, Frömmler, Aufgeklärte kennt und nennt, eine so oder so konstruierte Menschheit, aber keinen Menschen; jetzt, da man allen Sinn und alle Freude an einer reichen Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins immer mehr und mehr zu verlieren scheint. Der Kronprinz freute sich, seiner tief lebendigen Natur nach, als er eine geschichtliche Wurzel in ihrer entschiedenen Eigentümlichkeit wieder grünen sah, etwas aus dem Innern, Frisches, was ihn durch die gesunde Ursprünglichkeit von der flachen formlosen Allgemeinheit der sich in widersprechenden Meinungen immer mehr verlierenden Zeit ablenkte. Hier war keine bedenkliche Beimischung, keine vergangene irdische Gewalt, die man wiedererlangen, kein verlorner Besitz, den man wieder erhalten wollte, wie da, wo die katholische Kirche sich zu bewegen begann: die Macht vielmehr, die bis jetzt von dem Staate gesetzmäßig geschützt wurde, ging entschieden verloren; den Besitz, welchen die Lutheraner mit der Kirche des Staats teilten, mußten sie völlig opfern, um dasjenige, was ihnen das Heiligste war, zu retten. Keiner schätzte diese Gesinnung höher als der Kronprinz. Von dem ersten Augenblick der gewaltsamen Krise in Breslau an durfte ich mich völlig unbefangen über das zwecklose Verfahren der Behörden schriftlich wie mündlich äußern. Als ich in Berlin angestellt ward, genoß ich als Berichterstatter der Lage der jetzt wachsenden Gemeinden das volle Vertrauen des Kronprinzen; ich ward durch Berichte aus Breslau nicht allein, sondern auch durch Besuche der hier ankommenden Prediger der verfolgten Gemeinden von der unglücklichen Lage derselben in Kenntnis gesetzt. Diese Prediger, die die zerstreuten Gemeinden in allen Gegenden besuchten, stärkten und ermunterten, mußten sich, um nicht von der Polizei eingesperrt zu werden, verborgen halten. Ein jeder Besuch setzte sie der Gefahr der Entdeckung

aus, obgleich man hier gelinder als in den Provinzen verfuhr, wenigstens wurden die Gemeinden mehr geschont, und man suchte ein jedes Ereignis, wodurch die Aufmerksamkeit der Einwohner auf die Lage der Lutheraner hingezogen werden konnte, sorgfältig zu vermeiden. Wirklich gelang dieses auf eine merkwürdige Weise, und der größte Teil der Berliner wußte kaum, daß in ihrer Mitte eine streng lutherische Gemeinde hier und da durch verborgene Prediger, mit Gefahr polizeilicher Störung, ihren stillen Gottesdienst hielt, daß diejenigen Prediger, die von der Polizei entdeckt waren, wie Verbrecher in der Hausvogtei eingesperrt wurden. Wäre diese Verfolgung nicht eine so tadelnswerte gewesen, so würde man Gelegenheit genug gefunden haben, die Virtuosität der nachspürenden Polizei zu bewundern: freilich fand hier nicht die instinktartige Vorsicht statt, welche sich bei Verbindungen zeigt, die sich ihrer verbrecherischen Absicht bewußt sind.

Der Kronprinz verfolgte das Schicksal der Gemeinden mit der größten Aufmerksamkeit und wachsender Teilnahme. Wenn ich glaubte, der einzige zu sein, der ihm über die Lage der Gemeinde Bericht erstattete, so erfuhr ich manchmal mit Erstaunen, ja mit wahrer Freude, daß ich mich irrte. Nicht bloß, was ich ihm mitteilen zu müssen glaubte, war ihm nicht selten schon bekannt, oft erfuhr ich auch durch ihn mir völlig Unbekanntes. Da ich ihn auf solche Männer aufmerksam machen durfte, die vorzüglich, und zwar nicht Prediger allein, in eine höchst dürftige Lage gerieten, so war ich nicht selten der Austeiler seiner Wohltaten. Ich war Zeuge der bedeutenden Opfer, die er brachte. In dem tadelnswerten Gange des einmal eingeleiteten Verfahrens vermochte er freilich nichts zu ändern, wo aber die Gewalttätigkeit zu auffallend ward, trat er nicht selten entschieden hervor.

Wenn nun das Interesse des Fürsten für die bedrängte Kirche, die nicht seine religiöse Überzeugung teilte, zunächst mich mit

freudiger Hoffnung erfüllte, so mußte doch diese sich weiter erstrecken. Ich mußte einsehen, daß der zukünftige Herrscher geneigt war, nicht den Formalismus des Staats, der sich mit großer Sicherheit und geschichtlich ausgebildet hatte, zu erschüttern, wohl aber innerlich zu beleben, daß er lebendige Eigentümlichkeiten in sich aufnähme und gelten ließe; Eigentümlichkeiten, die, sich von innen heraus entwickelnd und anerkannt, durch ihren positiven Inhalt ein eigenes Dasein und durch dieses, je kräftiger es in sich ward, eine Berechtigung erhielten, aus welcher Rechte entsprangen, die das Gepräge der leeren Allgemeinheit und Abstraktion verloren. Zwar die Richtung, in welcher diese Gesinnung sich äußerte, war nicht geeignet, eine große Popularität zu gewinnen; denn leider in der herrschenden öffentlichen Meinung war die Religion selber ein allgemeines Abstraktum geworden, und eine Form derselben erschien nur als eine untergeordnete Modifikation des unbestimmt Allgemeinen, welches sich so oder anders behandeln ließ. Aber wohl erkannte ich es, daß der Kronprinz in allem, was auf Rechte Anspruch machte, eine bestimmte Berechtigung forderte. Man fing schon an, ihn als einen Begünstiger des Adels zu betrachten, weil er die Vernichtung desselben, wie sie in der Konsequenz des französischen revolutionären Prinzips lag, zu hemmen suchte. Daß er auch hier nur vor allem eine Berechtigung voraussetzte, ein tüchtiges Dasein, welches durch eine lebendige Bedeutung sich geltend zu machen wußte, bewies eine jede Äußerung. Daher seine Neigung für England, wo die großen bedeutenden Fragen der Zeit zwischen den Interessen der Agrikultur und der Industrie einen so großartigen, für die Zukunft inhaltsreichen Kampf erzeugt hatten; nicht die revolutionären, abstrakten, alle Verschiedenartigkeit des Daseins vernichtenden Rechte eines unruhigen Bürgerstandes und eines in sich leer gewordenen Adels, vielmehr die höher stehende, auf ein

eigenes Dasein begründete, Achtung gebietende Berechtigung beider schwebte ihm als das geschichtlich zu erreichende Ziel vor.

Berlins Formalismus

Zwar herrscht in Berlin, als der Stadt im innersten Wesen zugehörig, manches, was mir immer fremd bleiben wird; aber in keiner großen Stadt in Europa ist dieses Ursprüngliche geistig reicher in Bewegung gesetzt als hier, und die Herrschaft einer geistigen Einseitigkeit, wie sie aus London und Paris nie zu verdrängen ist, kann hier nur vorübergehend zum Vorschein kommen. Ich bin nämlich schon zu alt, um eine zehn- bis fünfzehnjährige Dauer als eine permanente anzusehen, oder eine lärmende Herrschaft als eine mächtige zu betrachten. Berlin ist im Grunde eine prosaische Stadt, aber mit einer überschwenglichen Rezeptivität für alles, was sich mit einigem Geschick für Poesie ausgibt, nicht allein, sondern auch für das, was wirklich Poesie ist. Daß der Formalismus des Staats sich hier so mächtig ausbildete, liegt in der Natur der Einwohner; denn da das bestimmte Objektive, wie es ihnen entgegentritt, entweder alles gilt oder nichts, so fordern sie für das, was sie achten sollen, eine absolute Form und sehen diese mehr oder weniger konsequent als das Wesen an; daher die merkwürdige Zuversicht, mit welcher die Rechtsverhältnisse, die Richter, die administrativen Behörden, wie die Professoren hervortreten. Diese Zuversicht teilt sich den Provinzen mit, ja imponiert gewissermaßen ganz Deutschland. Dieser herrschende Formalismus entspringt aus dem kritischen Sinne, der nicht leicht etwas gelten läßt, was sich als ein Positives, aber eben daher lebendig Gestaltetes gibt und zu behaupten sucht. Wäre Deutschland wie Frankreich, könnte, was Gott verhüte, Berlin ein Paris werden, dann würde eine Tyrannei der Hauptstadt entstehen, die gefährlicher wäre, als selbst in Paris: aber

die mannigfaltig gestaltete Opposition bewahrt nicht allein vor Erstarrung, sie ruft auch einen innern heilsamen Kampf hervor, der eben Berlin für mich geistig so interessant, ja unentbehrlich macht.

Wien

1837

Ich sah Wien zum ersten Male, und die Stadt machte durch die weitläufigen Vorstädte, als wir, durch das Glacis fahrend, uns dem Burgtore näherten, einen sehr imposanten Eindruck. Die gebietende und stolze Physiognomie der Stadt überraschte mich; die Festung mit ihren engen Straßen bildet eine Kaiser- und Adelsburg, die sich von der bürgerlichen Stadt vornehm abscheidet und wie von einem Mittelpunkte aus sie unter Zucht hält und beherrscht. Wie ganz anders erscheint Berlin, wo alle Elemente bunter und gleichförmiger untereinander gemischt sind. Diese Physiognomie von Wien steht in einem starken Kontraste mit der dortigen gutmütigen und unbefangenen Lebensweise der Einwohner. In Berlin verhält sich alles umgekehrt. Ich vergesse nie die militärische Strenge, den kalten Ernst, der mir fast drohend entgegentrat, als ich zum ersten Male in die offene, wie es schien, arglose Stadt hineintrat und ihre Straßen durchwanderte.

1840. Friedrich Wilhem IV.

Es ist bekannt und wird in der Geschichte nicht vergessen werden, welch eine bedeutende und reiche Epoche mit dem Jahre 1840 hervortrat; reich, nicht sowohl an Ereignissen, wie an Andeutungen einer viel bedeutenden Zukunft. In den langen Friedensjahren war die lebendige Nationalität, die sich in mächtiger Gesinnung ausdrückt, zurückgedrängt worden, und ein zerstörender, abstrakter Kosmopolitismus, der sich in neuen Staatsschöpfungen

doktrinärer Art gefiel, war an die Stelle getreten. Eine gefahrdrohende Krise, eben aus dieser die lebendige Geschichte ermüdenden und erschlaffenden Richtung, trat mit der Juli-Revolution in Frankreich hervor; nicht ohne Schuld einer unglücklichen Dynastie, die durch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht gelernt hatte, die Zeit zu verstehen, die sie zu beherrschen bestimmt war. Alle Keime einer doktrinären, sogenannten konstitutionellen Anarchie, die in Deutschland schlummerten, regten sich drohend; ein Erzeugnis allseitiger Verirrungen, allseitiger Schuld. Fünfzehn Jahre waren verflossen, seit der große Kampf völlig ausgekämpft war. Wer wahrhaft an Deutschland hing, der hatte gehofft, daß nach einer so tiefen Erschütterung es sich in sich, d. h. in seiner eigentümlichen geschichtlichen Entwickelung, zusammenfassen und gestalten würde; daß es begreifen würde, wie es eine eigene tiefe Aufgabe zu lösen hatte, nicht eine fremde. Aber eben als ich erwartete, daß das Deutschland, welches seine Vergangenheit begriff, welches mich von meiner frühen Jugend an angezogen, für welches ich gelebt, gedacht, gestritten hatte, wieder aufleben sollte, sah ich mit tiefem Kummer, wie es nicht der inhaltsschweren Vergangenheit und den Keimen der festen Treue des wechselseitigen Vertrauens, der religiösen Liebe sich zuwandte, vielmehr den schwankenden Meinungen der Zeit und den leeren Verirrungen eines feindlichen Volkes, welches, wie es früher mit seinen Waffen, so jetzt mit seinen Meinungen uns zu unterdrücken strebte. Zehn Jahre vergingen in dieser stets wachsenden Furcht. Alles, was durch den herrschenden Ton in der Literatur, und diese unterstützend, in den Gemütern drohend schlummerte, regte sich immer mehr; meine ganze Hoffnung ruhte in dem, was ich von einem Fürsten erwartete, dem nahezutreten mir vergönnt war. Ich sah es ein, daß der rechte Krieg gegen Frankreich — derjenige, durch welchen es innerlich überwunden werden sollte,

damit Deutschland in frischer Eigentümlichkeit innerlich aus einer Vergangenheit, nicht bloß äußerlich aus fliegenden Gedanken des Tages, sich erhebe und die Stellung als leitendes Prinzip für das Festland einnehme, die ihm gebühre — an die fürstliche Persönlichkeit geknüpft war, der ich Treue geschworen hatte. Deutschland ist — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Überzeugung — berufen, alle kultivierten Völker des Festlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es seine Eigentümlichkeit fremden Völkern aufzudringen suchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach sich selbst und nach seiner besonderen Geschichte hinwies. Nur so konnte ein tieferes Verständnis möglich werden und Völker, zu eigener Persönlichkeit heranwachsend, jenes wechselseitige Gespräch anfangen, welches die Mißverständnisse der Zeit lösen wird, und auf dessen Herannahen alle tieferen Geister der Zeit warten. So wie in Europa Deutschland, so trat in Deutschland mir Preußen entgegen, als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten sollte. In der ganzen Geschichte dieses Staates ruheten alle Keime einer neuen Entwickelung. Der große Kurfürst, der recht eigentlich die preußische Monarchie begründete, war berufen, diese zu beleben; er blieb dem deutschen Sinne treu, als jene bedeutende chaotische Mischung von Anarchie einer Volksmasse, Absolutismus des Hofes, Unglaube und verfolgender barbarischer Fanatismus, betrügerische Diplomatik und von dieser unterstützte zerstörende Waffentat sich in Paris erhob, das ganze Festland betäubte, durch die Fronde ihren gärenden Mittelpunkt erreichte und schwankend zwischen Anarchie und Despotismus die giftige Blüte durch die Epoche Ludwigs XIV. zuerst, dann in tief erschütternder Form durch die Revolution und Napoleon aufschloß. Es war die Epoche, die an die Stelle eines Papstes einen christlichen Kalifen setzen sollte, damit man einsehe, wie selbst eine nichtige Aftergeburt der Ge-

schichte doch nur durch einen tiefern, der Sinnlichkeit unterliegenden Grund einen vorübergehenden Glanz erhalten konnte. Dieser Absolutismus, der Paris an die Stelle des in sich gesunkenen Roms versetzte, erzeugte die Revolution und mit dieser seinen eigenen Untergang. Aber die innere, betäubende Herrschaft, die in der auflösenden Gärung ruhete, hatte eine pestartige Krankheit über das ganze Festland erzeugt; die Religion, die sittliche Gesinnung, die Sprache war angesteckt, und diese Pest herrscht in Europa noch. Frankreich soll nicht bloß äußerlich, sondern innerlich überwunden werden. Nur wenn wir geheilt sind, wird das Deutschland entstehen, dem ich mich geweiht habe, und was mir Schelling war in meiner Jugend in wissenschaftlicher, das ward mir in geschichtlicher Rücksicht die fürstliche Person, an welche ich mich anschloß in meinem Alter. Er bestieg den Thron; im Lager erzogen, mußte er als Kind noch mit seinem Vater nach den äußersten Grenzen des Reiches fliehen; er erlebte in früher Jugend den großen, siegreichen Kampf in der Mitte der Kämpfenden; sein ganzes Kindesleben und seine jugendlichen Jahre haben es ihn gelehrt, wie die rettungsloseste Lage eine Verheißung in sich einschließt, wenn sie ein göttliches Recht festhält. Er trat jetzt hervor. Wie er öffentlich erschien, in der alten Hauptstadt des Königreichs, wie er aus der Mitte des erwachten bürgerlichen Bewußtseins emporstieg, Preußen als das eigene, ihm von Gott angewiesene Reich zu beherrschen, ist uns allen in frischem Andenken. Eben in dieser Zeit zeigten sich politische Verhältnisse, die uns mit dem wichtigsten Kampfe, den wir noch zu bestehen haben, bedrohten. Wer war es, der damals das deutsche nationale Bewußtsein im innern, mächtigen Mittelpunkte vereinigte, daß es laut ward und die lange vermißte Sprache sich wiederfand? Er war es. Welche bedeutende Stellung Preußen damals einnahm, ist einem jeden bekannt.

Am Rhein ruhte ein altes Denkmal deutscher Größe, in seiner Art das kolossalste und zugleich das kunstreichste, welches die ganze Geschichte des Geschlechts jemals sah. Als Deutschland seine eigentliche geschichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verstummte der kunstreiche Geist, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat seinen kühnen, die Zeit beherrschenden Sinn für alle Zeiten ausgesprochen. Wir sollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht so, wie er durch die Erlahmung der Zeit stockte, aber im frisch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfrischen will, muß selbst lebendig sein; es soll nicht bloß sich passiv hingeben, es soll die alte, in sich erkrankte Zeit über sich selbst aufklären, daß sie neu erstehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit ist nur konservativ, indem es zugleich progressiv ist.

Hier nun an diesem Gebäude, als an dem unvergänglichen Symbole für ganz Deutschland, trat der Fürst hervor; nicht bloß von den vielen Tausenden, die, hingerissen, seine Worte hörten, ward er vernommen; was von geschichtlich deutlicher Erinnerung tief schlummernd in völliger Bewußtlosigkeit versunken, von den herumirrenden Begriffen des Tages betäubt, in den Millionen Gemütern des deutschen Volkes ruhte, vernahm den Ruf. Seit der Zeit der Kreuzzüge war keine ähnliche Stimme, welche die Geschichte in sich erbeben machte, und an der nämlichen Stelle, vernommen. Verwöhnt, weil ich das Glück hatte, soviel Großes unmittelbar zu erleben, beweinte ich meine Abwesenheit, wie die von Belle-Alliance.

Die Rede verstummte, die große Erhebung der Gemüter mit ihnen, alles verbarg sich in die Wolken der verwirrenden Gegenwart. Aber wir wissen, daß der Tag nahe ist; und die düstern verdunkelnden Wolken machen uns nicht irre.

Schluß

Als der König Deutschlands Einheit verkündigte, jubelte das ganze Volk; als er sich mit dem christlichen Vereine öffentlich verband, ward mancher zweifelhaft, wenige schienen die Bedeutung eines solchen Bündnisses anzuerkennen. Als er sich dem Bündnisse der freien menschlichen Liebe anschloß, verstummten alle; mich aber durchdrang eine unsägliche Freude; jetzt wußte ich, daß die Zukunft, die ich ahnete, meine war; ich hatte sie jahrelang kommen sehen; das Dunkel, welches mich noch umgab, täuschte mich nicht, und als eine unselige Tatsache mein ganzes Innere erschütterte und die nächtliche Gewalt durch eine wunderbare Fügung, dem königlichen Paare gegenüber, ohnmächtig erschien, gewann mein Glaube an eine heitere göttliche Leitung, die den König erhalten wird, eine neue Stärke. Auch bei diesem furchtbaren Ereignisse gewann die heitere Ansicht, die sich seit Jahren ausgebildet hatte, eine überraschende Bestätigung. Als das drohende Gewitter verschwunden war, trat der schöne Tag der Geschichte wieder hervor; der König fühlte sich ein Verbündeter der in Gott gesicherten Geschichte; geschützt durch diese, nicht durch äußere Vorkehrungen. „Er ruht noch, wie früher, vertrauensvoll in dem Schoße eines jeden seiner Untertanen", und in mir befestigt sich die Zuversicht, daß Gott sein Leben lange erhalten wird, damit, was er zu begründen berufen ist, Wurzel fasse, die keine Zeit zu zerstören vermag.

So bin ich bereit, das Leben zu verlassen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrschende Verwirrung stört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; sie ist nicht eine abstrakte, von mir getrennte; sie ist im vollsten Sinne Meine.

Anmerkungen

(Im Text ist die oft ungenaue und unregelmäßige Namensschreibung Steffens' beibehalten)

Seite

1. Roeskilde: Stadt auf Seeland, wo Steffens seine Kinderjahre zubrachte.
2. Gellerts Briefe: Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751.
11. Ossian in der Übersetzung von Rhode: Ossians Gedichte. Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode. Berlin 1800.
14. Buch des Liefländers Schulz: „Geschichte der großen Revolution in Frankreich" (Braunschweig 1790) von Friedrich Schulz 1762—1798, damals Professor in Mitau.
17. Oehlenschlägers Übersetzung von Holbergs Lustspielen erschien in vier Bänden, Leipzig 1822/23.
18. Niels Kliims unterirdische Reise: humoristisch satirischer Roman 1741.
19. Peter Paars: heroisch-komisches Epos 1719/20.
23. Peter Andreas Heiberg 1748—1841: dänischer Dramatiker. Ole Johann Samsoe 1759—1796: dänischer Dramatiker.
24. Jakob Peter Mynster 1775—1854: dänischer Theolog und Geistlicher.
26. Knud Lyne Rahbeck 1760—1830: vielseitiger dänischer Literator und Ästhetiker.
30. Lavaters Versuch, Mendelsohn zu bekehren: Zueignungsschreiben des Herrn Lavater in Zürich an Herrn Moses Mendelsohn in Berlin. 1770.
33. Niebuhr bemerkt ...: vgl. „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr". Hamburg 1838. Bd. I, 525.
37. Philipp Gabriel Hensler 1733—1805. Erst Theolog, dann Mediziner, Professor in Kiel.

37. Friedrich Christian Callisen 1777—1861: vgl. Allgemeine Deutsche Biographie III, 709.

38. B. Sohn eines sehr berühmten dänischen Kanzelredners: vielleicht Nikolai Edinger Balles 1744—1816?

39. Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst. Leipzig 1771/73: von Lavater.

40. Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft 1793.

41. Wilhelm Friedrich August Mackensen 1768—1798: „Beiträge zur Kritik der Sprache, insbesondere der deutschen" 1794. „Untersuchungen über den Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: Warum gibt es kein deutsches Nationaltheater?" 1794. „Über den Ursprung der Sprache" 1797.

43. Karl Leonhard Reinhold 1758—1825: philosophischer Schriftsteller, Popularisator Kants. „Briefe über Kantische Philosophie" 1786—1790. „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens" 1789. Vgl. ADB. XXVIII, 82.

47. Johann Gottskalk Wallerius: schwedischer Chemiker und Mineraloge. Sein mineralogisches System erschien 1772.

50. Adelheid Amalia Gallitzin 1748—1806. Th. Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie Gallitzin. München 1828.
Franz Hemsterhuys 1721—1790: philosophischer und kunstwissenschaftlicher Schriftsteller.

51. Fr. H. Jacobi: „Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moses Mendelsohn." Breslau 1785.

54. Vicar of Wakefield: von Oliver Goldsmith.
Sentimental Journey und Tristram Shandy: von Laurence Sterne.

Seite

55. Edward Young 1681—1765: englischer Elegiker; „Night-Thoughts“ 1742.

61. Das Zitat aus Kant: „Kritik der praktischen Vernunft“, Beschluß.

71. Johann Georg Rist 1775—1847, vgl. ADB. XXVIII, 651. Der Liederdichter Johann Rist 1607—1667.
Johann Erich von Berger 1772—1833: vgl. ADB. II, 376.
Thaden: Gutsbesitzer bei Flensburg, königl. Hausvogt, Schüler Fichtes.
August Ludwig Hülsen 1765—1810.
Johann Diederich Gries 1775—1842.

81. Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ erschienen 1797, „Die Weltseele“ 1798.

83. Christian Heinrich Boie 1744—1806, Peter Wilhelm Hensler 1742—1779: Mitglieder des Hainbundes.
Carsten Niebuhr 1733—1815: Orientreisender, Vater des Historikers Barthold Georg Niebuhr.

85. Der Blaue Engel: bekannt aus Knigges „Reise nach Braunschweig“, Hannover 1792.

86. Johann August Ephraim Goetze 1731—1793: jüngerer Bruder von Pastor Goetze, dem Gegner Lessings, Naturforscher: „Nützliches Allerlei aus der Natur und dem Leben“ 1785/88. „Europäische Fauna“ 1791—1793.
August Johann Rösel von Rosenhof 1705—1759: Naturforscher. „Insektenbelustigungen“ 1746 ff.
Wilhelm Friedrich von Gleichen, genannt Rusworm 1717 bis 1783, Botaniker und Zoolog: „Das Neueste aus dem Reiche der Pflanzen“ 1764. „Auserlesene mikroskopische Entdeckungen“ 1777—1781; vgl. ADB. IX, 226.
Jakob Christian Schäffer 1780—1790: Botaniker und Natur-

Seite

forscher; oder dessen Bruder Johann Gottlieb Schäffer 1720 bis 1795: Arzt und Naturforscher; vgl. ADB. XXX, 531 und 533.

Charles Bonnet 1720—1793: Genfer Philosoph und Naturforscher.

Pierre Lyonnet 1707—1789: Arzt und Naturforscher.

René Antoine Ferchault de Reaumur 1683—1757: berühmter französischer Physiker.

88. Heims Schrift: Johann Ludwig Heim, Geologische Beschreibung des Thüringer Waldgebirgs, 1796—1806.

96. Athenäum: die Hauptzeitschrift der Frühromantiker.

102. Carl Per Thunberg 1743—1828; schwedischer Naturforscher.

Johann Albert Heinrich Reimarus 1729—1814, Naturforscher, Sohn des Wolfenbüttelers.

August Johann Georg Karl Batsch 1761—1802.

105. Franz Benedikt Baader 1765—1841: Religions- und Naturphilosoph.

Adam Christoph August Eschenmayer 1770—1852: naturphilosophischer Mediziner, Freund Schellings.

Johann Andreas Röschlaub 1768—1835: Arzt, Naturphilosoph.

107. Gottlieb Hufeland: 1760—1817.

Schlegels Frau: Caroline. Schlegels Stieftochter: Auguste Böhmer.

109. Alexander Nikolaus Scherer 1771—1824: Mediziner.

110. Mad. Fulharne: Versuch über die Wiederherstellung der Metalle durch Wasserstoffgas. A. d. Engl. Göttingen 1798.

114. Otto Magnus Freiherr von Stackelberg 1787—1837: Maler und Archäolog.

Seite

115\. Oehlenschlägers Auftritt mit Goethe: in Oehlenschlägers Lebenserinnerungen. Leipzig 1850. II, 230ff.

Justus Christian Loder: 1753—1832.

116\. Borups Gesellschaft: eine von Rahbeck geleitete dramatische Gesellschaft in Kopenhagen (Borups Selskab), deren Mitglied Steffens seinerzeit war.

Der Schauspieler wider Willen: von Kotzebue.

129\. Heinrich Eberhard Gottlieb Paulus 1761—1851; rationalistischer Theolog.

Johann Jakob Griesbach 1745—1812: Theolog.

Christoph Friedrich Hufeland 1762—1836: Mediziner, Verfasser der Makrobiotik.

Gottfried Christian Gruner: 1744—1815.

Johann Christian Stark 1753—1811 oder sein Neffe gleichen Namens, Goethes Leibarzt, 1769—1837, beide in Jena.

August Johann Georg Karl Batsch 1761—1802.

Gottfried Christian Schütz 1747—1832.

Heinrich Karl Abraham Eichstädt 1772—1848, auch bekannt durch seinen Briefwechsel mit Goethe.

130\. Johann August Heinrich Ulrich 1746—1813: Philosophieprofessor.

132\. Johann Erhard Biester 1749—1816: Berliner Aufklärer.

133\. Schlegel über Romeo und Julia: Horen 1797, X. Proben aus Dante: ebenda 1795, I. II. III.

136\. Karl August Boettiger 1760—1835: Philolog und Literat.

137\. Christian Friedrich Schlenkert 1757—1826. „Friedrich mit der gebissenen Wange, eine dialogisierte Geschichte", Leipzig 1785/88.

Franz Volkmar Reinhard 1753—1812: sächsischer Oberhofprediger; vgl. ADB. XXVIII, 32.

Seite

137. „Robert oder der Mann, wie er sein sollte, ein Gegenstück zur Elisa" Leipzig 1800ff. von dem damaligen Pfarrer zu Tharandt, Christian Friedrich Traugott Voigt.
„Elisa oder das Weib, wie es sein sollte, allen deutschen Mädchen und Weibern gewidmet" 1795 u. ö.: von Wilhelmine Caroline von Wobeser.

144. Johann (Israel) Stieglitz 1767—1840.
John Brown 1735—1788: Begründer der Erregungstheorie.
Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" 1797.

145. „Versuch einer Kritik aller Offenbarung," Königsberg 1797.

149. Friedrich Karl Forbergs 1770—1848 Aufsatz in Niethammers Philosophischem Journal, Bd. 8 (1798): „Entwicklung des Begriffs der Religion", mit Fichtes Einleitung „Über den Grund unsres Glaubens an eine göttliche Weltordnung"; vgl. „Fichtes Leben und literarischer Briefwechsel" von J. H. Fichte, Sulzbach 1830.

159. Johann Friedrich Reichardt 1751—1814: Komponist und Literat.

161. „Brenno, Drama für Musik in drei Akten" 1789.

162. Johann Gottlieb Graun 1698—1771: Konzertmeister Friedrichs des Großen.
Christian Günther Graf von Bernstorff 1769—1835 und Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann 1747—1831: schöngeistige Diplomaten und Politiker.

164. Julie Charpentier, Tochter des Bergrats Johann Friedrich Wilhelm Charpentier 1728—1805.

166. „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer" 1798.

169. „Friedrich Nikolais Leben und sonderbare Meinungen," Tübingen 1801.
Garlieb Helvig Merkel 1769—1850: Pamphletist.

Seite

171\. „Der hyperboräische Esel“ erschien 1799.
„Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland“ 1800.

172\. Julius Wilhelm Eberhard von Massow 1750—1816.

173\. Karl Joseph Hieronymus Windischmann 1775—1839: Katholischer Philosoph.
Adalbert Friedrich Marcus 1753—1816: Mediziner, Brownianer. ADB. X, 307.
Joseph Frank 1771—1842: Arzt. ADB. VII, 258.
„Woldemar“ 1794. „Eduard Allwills Briefsammlung“ 1792.

183\. Nicolas Chamfort 1740—1794: großer französischer Aphoristiker.

189\. George Forsters „Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel, aus den Ursprachen Sanskrit und Prakrit ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt“. 1791.
Sir William Jones 1746—1794: ein Begründer der Indologie, übersetzte „Sakontala“ ins Englische.
Wolf in Halle: der Philologe Friedrich August Wolf.

196\. Novalis' Verteidigung der Jesuiten: der Aufsatz „die Christenheit oder Europa“.
Charlotte Ernst, Schlegels Schwester.

198\. Braniß' Aufsatz: Anhang zu „Vittoria Accorombona“. 2. Aufl. Breslau 1841, II. Bd.

200\. Pieter Camper 1722—1789: holländischer Anatom, schrieb eine Abhandlung über den Orang-Utan.

205\. Wilhelm Heinrich Wackenroder 1773—1798: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, erschienen 1797.

Seite

208. „Wenn alte Zeiten jung werden.“ Anspielung auf Novalis' Verse. Vgl. Minors Ausgabe. Jena 1907, I, 64.

211. Schellings Terzinen: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland“ erschienen im Schlegel-Tieckschen Musenalmanach 1802 unter dem Namen Bonaventura.

213. Jean Joseph Mounier 1758—1806: politischer Schriftsteller, errichtete als Emigrant eine Erziehungsanstalt in Belvedere bei Weimar.

Meine Beiträge: zur inneren Naturgeschichte der Erde. 1801.

216. Gottlieb Ernst August Mehmel 1761—1840: philosophischer Schriftsteller.

219. Adam Oehlenschläger 1779—1850: Haupt der dänischen Romantik. Über sein Verhältnis zu Steffens vgl. seine Lebenserinnerungen III, 56.

Ole Hieronymus Mynster 1772—1818: Arzt und Naturforscher.

Rahbecks Zuschauer: die Zeitschrift „Danske Tilskuer“ 1791—1808.

222. Jens Immanuel Baggesen 1764—1826.

Johann Christian Reil 1759—1813: Arzt und Naturphilosoph. Steffens gab über ihn 1815 eine Denkschrift heraus

225. August Detlev Christian Twesten 1789—1876: Theolog, später Schleiermachers Nachfolger in Berlin.

226. Caspar Bartholin, gewesener Offizier, Kunstliebhaber, Freund Oehlenschlägers und Steffens'; vgl. Oehlenschlägers Lebenserinnerungen I, 233.

229. In Giebichenstein hatte Reichardt sein Gut.

231. Jacob Salomon Bartholdy 1779—1825: Kunstfreund und Diplomat.

Seite

236. Georg Ludwig Spalding 1762—1811: Philolog und Schulmann; und Karl August Wilhelm Spalding: Jurist.
Karl Gustav Brinkmann 1764—1847: Schöngeist und Diplomat.
Johann Friedrich Meckel 1781—1833: Anatom in Halle.

248. Runge 1777—1808.

252. „Farbenkugel" Hamburg 1810.

256. Görres in den Heidelberger Jahrbüchern über Runge 1808, I. Jahrg., 2. Heft. Vgl. ferner Runges hinterlassene Schriften, 1841, II, 515.

260. Christian Gottlob Heyne 1729—1812: Philolog und Historiker.

261. August Hermann Niemeyer 1754—1828: Theolog und Pädagog.

268. Franz Joseph Gall 1758—1828.

274. Lorenz Oken 1779—1851; Naturphilosoph.
Johann Jacob Wagner 1775—1832: philosophischer Schriftsteller.
Karl Christian Friedrich Krause 1781—1832: Philosoph.
Friedrich Bouterweck 1766—1828: philosophischer Schriftsteller.
Jakob Friedrich Fries 1773—1843: Philosoph.
Schellings Schrift gegen Jacobi: „Denkmal der Schrift Jacobis von den Göttlichen Dingen und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus." Tübingen 1812.

276. Sir Humphrey Davy 1778—1829: Physiker, Entdecker der Alkalimetalle.
Thomas Johann Seebeck 1770—1831: Entdecker der Thermoelektrizität.

Seite

279. Louise: Reichardts Tochter 1780—1826.

In den von Ludwig Wilhelm Gilbert, Professor zu Halle, herausgegebenen Annalen der Physik erschienen von Arnim u. a. folgende Beiträge:

1799. Vorschläge zur Vervollkommnung der Aerometer. Anweisung zum Gebrauch des Aerometers von Say, ohne Barometerbeobachtungen. Allgemeiner Beweis des Mariottischen Gesetzes und Bemerkungen über dieses Gesetz.
Beschreibung eines Thermometrographen.

1800. Ideen zu einer Theorie des Magneten.
Über einige bisher nicht beachtete Ursachen des Irrtums bei Versuchen mit dem Eudiometer.
Beobachtungen über scheinbare Verdoppelung der Gegenstände für das Auge.
Gesetze für die Stärke der Schallfortpflanzung usw.
Beiträge zur Berichtigung des Streits über die ersten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie. Elektrische Versuche.
Übersicht der magnètischen nicht-metallischen Stoffe.
Anmerkungen zur Lichttheorie.

1801. Ideen zu einer Theorie des Magneten.
Bemerkungen über Voltas Säule.

1803. Über Muskelzusammenziehung usw.

1806. Steinregen.

1807. Eine Berichtigung, die Haarröhrchen betreffend.

290. Johann Friedrich Gustav Gottlieb Büsching 1783—1829: einer der ersten Germanisten.
Nibelungen durch Myller gedruckt: Berlin 1782.
Friedrich Heinrich von der Hagen 1780—1856.

Seite

292. Karl Friedrich Graf v. Reinhard 1761—1831: französisch-deutscher Diplomat, Freund Goethes.
Wilhelm Caspar Ferdinand Freiherr von Dörnberg 1768 bis 1850: organisierte 1809 im Königreich Westfalen einen voreiligen Aufstand.

298. Jean Charles Leonard Simonde de Sismondi 1773—1843: Histoire des Français, Histoire des Républiques Italiennes.

299. Johann Georg Lenz 1748—1832: Mineralog.

302. Johanna Schopenhauer 1770—1838: Mutter Arthur Schopenhauers.

304. Heinrich Friedrich Link 1769—1851.
Abraham Gottlob Werner 1750—1817: Geologe, Hauptvertreter des Neptunismus.

312. Kaspar Friedrich v. Schuckmann 1755—1834: preußischer Unterrichtsminister.

341. William Gilbert 1540—1603: englischer Arzt und Naturforscher, begründete durch sein Werk „De magnete magneticisque corporibus et de magno magnete Tellure Physiologia nova" (1600) die Lehre vom Erdmagnetismus.
„Ich habe es gewagt . . .": „Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik", I. Heft, Zur Geschichte der heutigen Physik. Breslau 1829.

344. Schellings Frau: geb. Pauline Gotter.

347. „Meine jüngste Schrift": „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden." 1817.

349. Brief der Gräfin Bernstorf vom Oktober 1822: siehe „Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf" (Leipz. 1839) S. 173ff. „. . . so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst . . . ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe! abzulassen von allem,

was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden ... Ich will, so lang ich lebe, noch recht für Sie beten ..."

350. Gräfin R.: wahrscheinlich doch Juliane von Reventlow, zwar eine geborne Schimmelmann, doch ist Irrtum oder Druckfehler möglich.
Johanna Margarethe Sieveking; geborne Reimarus.

354. Friedrich Thiersch 1784—1860: Philolog.
Karl Johann Friedrich Roth 1780—1852: Theolog und Kirchenmann. ADB. XXIX, 317.
Karl Friedrich Wiebeking 1762—1842: Architekt und Ingenieur.
Johann Nepomuk Ringseis 1785—1880: Arzt.

355. Louis Claude St. Martin 1743—1803: franz. Theosoph.
Karl von Eckartshausen 1752—1803: Alchymistischer und mystischer Schriftsteller.

356. Baaders Beiträge zur Elementarphilosophie: 1797.
Das Pythagoräische Quadrat der Natur: Tübingen 1798.
Der Blitz usw.: 1816.

359. Johann Michael Sailer 1751—1832: Katholischer Theolog, Bischof von Regensburg. ADB. XXX, 178.

375. Karoline de la Motte Fouqué, geb. von Briest, Fouqués zweite Frau 1773—1831, schriftstellerte gleichfalls.

379. Friederike Bremer 1801—1865: schwedische Romanschriftstellerin.
Verfasserin von „Godwie Castle": Henriette Paalzow, geb. Wach 1788—1847, Romanschriftstellerin. Ihr vielgelesener Roman „Godwie Castle" erschien 1826.

383. Marwitz, Bekannter Steffens' und Schleiermachers aus der Hallenser Zeit. Vgl. „Was ich erlebte" V, 155 f.

Personenverzeichnis

Mit Titel von Hugo Steiner-Prag
Gedruckt bei Pöschel & Trepte in Leipzig

